



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Was wir verloren haben

Beenken, Heinrich

Berlin, 1925



[urn:nbn:de:hbz:466:1-80355](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-80355)

10276

1657/16

Was wir verloren haben –

224. J. 8.



O Straßburg, O Straßburg, du wunder-
schöne Stadt

537



Was wir verloren haben —

Entrissenes,
doch nie vergessenes deutsches Land

Zeichnungen von Wilhelm Thiele-Potsdam

Mit einem Geleitwort von Generalfeldmarschall von Hindenburg

Unter Mitarbeit von

Artur Brausewetter / Friedrich Lienhard / Franz Lüdke / Gouverneur a. D. Dr. Schnee /
Paul Warneke / den letzten Gouverneuren unserer drei großen Grenzfestungen u. a.

herausgegeben von Heinrich Beenken

Sechste veränderte und vermehrte Auflage / Sechzigstes Tausend



03

MQ

11537

Sr. Jilleßen (Heinrich Beenken) / Verlagsbuchhandlung / Berlin C. 19
1925

Dies Buch soll dem deutschen Volk, besonders unserer Jugend vor Augen führen, was unser einst so großes und stolzes Vaterland verloren hat, und wie es arm geworden ist.

Möge die erwachende Sehnsucht nach dem, was unser war und was nach ewigen Rechten unser bleibt und wieder unser werden muß, das Morgenrot einer helleren deutschen Zukunft werden! Dann wird auch unserm Vaterlande ein neuer Frühling wiederkehren, wie er 1813 das Land durchbrauste und wie wir ihn in jenen unvergeßlichen Augusttagen des Jahres 1914 erlebt haben. Wird über allem inneren Streit endlich einmal wieder erkannt werden, daß nur Einigkeit unser Vaterland wieder emporheben kann aus dieser Zeit der Not und Schande, dann wird auch der Tag nicht mehr fern sein, wo der deutsche Adler über diese uns jetzt entrissenen, doch nie vergessenen deutschen Lande seine Schwingen wieder breiten wird.

Ein wenig an der Erreichung dieses hohen Zieles mitzuarbeiten — das ist der Zweck dieses Buches.
Herbst 1920

Zum 50. Tausend

Nachdem eine Wegstrecke in dem Erscheinen dieses Werkes zurückgelegt ist, dürfte es wohl angebracht sein, einen Augenblick rückwärts zu schauen. Als vor zwei Jahren die erste Ausgabe dieses aus deutscher Not und Hoffnung geborenen Buches erschien, hatten Mitarbeiter und Verleger den Wunsch, daß dieses Werk seinen Weg hinein in unser deutsches Volk finden möge. Diese Hoffnung hat sich erfüllt. Aber auch seinen Weg ins Ausland hat das Buch gefunden und zeigt unsern deutschen Brüdern draußen, was unser deutsches Vaterland an Land und Volk verloren hat und was die Aufgabe aller Deutschen sein muß. Von französischer Seite wurde dieses Buch öfters als ein Zeichen wiedererwachender deutscher Zukunftsgedanken bezeichnet und seine Verbreitung im besetzten deutschen Gebiet verboten.

Möge das Buch auch weiterhin an seinem bescheidenen Teil am Wiederaufbau unseres geliebten deutschen Vaterlandes und an der Wiedervereinigung mit den uns wohl geraubten, aber doch ewig deutschbleibenden Landen beitragen!

Herbst 1922

Der Verleger

Inhalt:

Generalfeldmarschall von Hindenburg: Geleitwort

Paul Warnke, Gedicht: „Was wir verloren haben“ / Max Beyer, Gedicht: „Ich will euch schmieden“ / Franz Lüdke, Gedicht: „Straßburg“
„Bismarck-Worte“

Die deutsche Westmark:

Elfaß. Friedrich Lienhard: „Elfaß“

Friedrich Lienhard, Gedicht: „Westmark und Wartburg“

Ernst Morig Arndt: „Rundblick vom Straßburger Münster“

Dr. Fr. König: „Von der Sprachgrenze im Westen“

Max v. Schenkendorf, Gedicht: „Das Straßburger Münster“

Bilder: Straßburg, Münster / Schlettstadt / Keitenholz (Unter-Elfaß) / Erlenbach bei Weiler (Unter-Elfaß) / Kolmar im Elfaß / Hobbarr bei Zabern / Ruine Andlau bei Barr (Unter-Elfaß) / Kaysersberg im Elfaß mit Schloßruine / Burgruine Dreistein beim St. Odilienberg-Ottrott / Münstertal (Hochvogesen) / Schluchtpaß bei Münster, Straße Altenberg-Schlucht (Ober-Elfaß) / Die Hohkönigsburg im Elfaß

Paul Warnke, Zwei Gedichte: „Heiliges Land“ und „1870“

Friedrich der Große: „Ode an die Preußen“

Professor Dr. Paul Geßler: „Das deutsche Elfaß“

Lothringen. Bilder: Metz, Deutsches Tor / Metz, St. Eucharistie-Kirche / Metz, Marienportal der Kathedrale / Metz, Römische Bäder / Borny, Ehemaliges Schloß, jetzt Kloster / Römische Wasserleitung in Gaudach / Manningen / Kreuz bei Berg an der Mosel / Mühlen bei Metz: Alte Wassermühle / Die Karlsbütte bei Diedenhofen

v. Oven, General der Infanterie z. D., Gouverneur der Festung Metz von 1911–1918: „Der Raub unserer Grenzfestungen“

Paul Warnke, Gedicht: „Vergessen“

Eupen/Malmedy. Dr. med. et phil. Karl Krieger: „Eupen-Malmedy“

Dr. Werner Wirths: Eupen, Malmedy, Monschau

Bilder: Eupen, Weferbrücke am Seltersschlag / Malmedy (Gesamtansicht)

Hermann Priebe: „Von der Schönheit der deutschen Heimat“

Die deutsche Ostmark:

Westpreußen und Posen. Artur Brausewetter: „Die Ostmark treu und deutsch“

Hermann Priebe: „Von der Pflicht gegen das Vaterland“

Bilder: Danzig, Rathaus, Lange Markt / Danzig, Marienkirche / Danzig, Krantor / Königs, Pfarrkirche, Ehemaliges Jes.-Kloster / Ordensschloß Gollub in Westpreußen / Brodnitz- und Ostgigsee in Westpreußen / Graudenz / In der Tucheler Heide / Kulmer Land, Blick ins Osttal / Wittenburg (Westpr.), Evangel. Predigerseminar / Thorn, Jakobikirche / Thorn, Altes Schloß / Weichselbrücke bei Dirschau / Weichsellandschaft im verlorenen deutschen Osten / Posen, Kaiser schloß / Gnesen, Domstraße / Bromberg, Katholische Pfarrkirche / Kulm an der Weichsel, Franziskanerkirche / Ansiedlerdorf Golenhofen i. Pos. / Posensche Landschaft bei Margonin

Joseph Freiherr von Eichendorff, Gedicht: „In Danzig“

*: „Danziger Blut verzeiht nicht“

Franz Lüdke: „Weichsel- und Wartheland deutsch allewege“

Felix Dahn, Gedicht: „Deutsches Lied“

Friedrich von Schiller: „Wilhelm Tell“

Oberschlesien. Paul Warnke, Gedicht: „Oberschlesien“

Landrat a. D. Dr. Lukaschek: „Oberschlesien“

Bilder: Rathaus in Pless / Königshütte / Rattowitz, Am Bahnhof / Die Emmagrube in Oberschlesien / Rybnitz, Kirchstraße

Schlesien. „Das Gultschiner Ländchen“

Bild: Gultschin, Gesamtansicht

Ostpreußen: Memelland. Hofprediger D. Bruno Doebling. Berlin: „Memelland“

Bilder: Memelland, Schwarzort / Memelland, Werden, Kr. Heydekrug / Die Memel / Die höchste Düne bei Nidden / Memel, Die alte Post / Leuchtturm bei Memel

Die deutsche Nordmark:

Theodor Storm, Gedicht: „Abschied“

Schleswig-Holstein. Johannes Tonnese: „Die deutsche Nordmark“

Bilder: Schloß Augustenburg auf Alsen / Hadersleben / Alt-Tondern / Aus der Marsch, Dorfstraße / Leuchtturm Taffelsand

Heimatlied: „Schleswig-Holstein, meerumschlungen“

Unsere Kolonien:

Gouverneur a. D. Dr. Schnee: „Unsere deutschen Kolonien“

Die deutsche Südmark:

Deutsch-Oesterreich: Süd-Tirol / Unter-Steiermark / Die Sudetendeutschen

Paul Warnke, Gedicht: „Den deutschen Brüdern“

Hans Ludwig Kosegger: „Deutsch-Oesterreich“

Franz Lüdke: „Tirol“

Gedicht: „Andreas Hofer“

Heinrich von Schullern: „Südtirol“

Universitäts-Professor Dr. Robert Sieger: „Südkärnten, Untersteier, Burgenland“

Dr. Rudolf Lodgman. Auen: „Das Deutschtum im tschechischen Staate“

Bilder: Meran / Das Bagenhäusl in Bozen / Runkelstein bei Bozen / Die Schlernzacken am Schlern / Rosengarten / Der Karersee / Steiermark, Pettau, Schloß / Steiermark, Marburg, Burgplatz / Reichenberg, Marktplatz / Ausflüg an der Elbe / Eger, Marktplatz / Der Schreckenstein an der Elbe

Franz Lüdke, Gedicht: „Die Zukunft“

Worte deutscher Männer in großer Zeit

Paul Warnke, Gedicht: „Dem deutschen Knaben“

Bild: Totenallee in Metz.

Gedicht: „Gruß der Auslandsdeutschen“

Generalfeldmarschall von Hindenburg

Johann Gottlieb Fichte

Was wir verloren haben —

Von Paul Warncke



ns Herz sollst du dir graben
Dies Wort als wie in Stein:
Was wir verloren haben,
Darf nicht verloren sein.
Denn heilig ist die Scholle,
Darauf jahrtausendlang
Die süße, wohl lautvolle,
Die deutsche Sprache klang.

Sieh hin: wo hoch die Wälder
Der Masgau hebt ins Blau,
Wo Schleswigs reiche Selder
Begrenzt die Königsau;
Wo Silber, Erz und Kohle
Im Schoße Schlesiens trägt
Und wo an Danzigs Mole
Der Weichsel Welle schlägt —

Da schändet deine Erde
Landfremden Feindes Fuß;
An deinem stillen Herde
Hochmütig schrillt sein Gruß.
Er schmiedet deine Kette,
Er freut sich deiner Not;
Er schläft in deinem Bette
Und ißt von deinem Brot!

Und du, der glückseligen
So stolz im Lichte stand?
Ach, du hast mehr verloren
Als Freiheit selbst und Land:
Zerbrochen Wall und Wehre,
Vergessen Scham und Scheu,
Verlöstert Mut und Ehre,
Und Kinderspott die Treu!

Du Knecht des Wahns, erwache
Und schüttle ab die Schmach
Und sinn dem Tag der Rache,
Dem Tag der Freiheit nach.
Laß du die Glut nicht sterben,
Die himmelan geflammt —
Dir ward und deinen Erben
Ein heilighohes Amt!

Du sollst es nie vergessen:
Stark mußt und treu du sein;
Was Gott dir zugemessen,
Dann wird es wieder dein!
So senk es deinem Knaben
Tief in das Herz hinein:
Was wir verloren haben,
Darf nicht verloren sein!



Ich will euch schmieden mit dem schwersten
Hammer,
Mit dem ich Völker präge, mit dem
Schmerz,
Bis aus der Flammenglut von Schmach
und Jammer

Wie blanker Stahl erglänzt das deutsche Herz!
Ich will euch lehren, eure Heimat lieben,
Statt welschen Firtlesanz und fremden Tand —
Mit Donnerschlägen sei in euch geschrieben
Das eine heilige Wort nur: Vaterland!

May Beyer

Mit unschuldigen Belohnungen
ist die Sache nicht abgemacht. Wer
schickst mir, muß wieder schicken
du. das werde ich, die schickst du,
ganz!

von Spindenburg.

Bismarck-Worte

Wie schön ist es, eine Heimat zu haben und eine Heimat, mit der man durch Geburt, Erinnerungen und Liebe verwachsen ist.

Aus einem Briefe an seine Braut, 1. Februar 1847.

Wir singen: „Fest steht und treu die Wacht am Rhein!“ aber an der Warthe und Weichsel steht sie ebenso fest. Wir können nach keiner von beiden Seiten hin auch nur einen Morgen Landes missen.

Zu den Posener Deutschen, 16. September 1847.

Die heldenmütige Tapferkeit, das nationale, hochgespannte Ehrgefühl und vor allen Dingen die treue, arbeitsame Pflichterfüllung im Dienste des Vaterlandes und die Liebe zum Vaterlande, die in Kaiser Wilhelm I. verkörpert waren, mögen sie ein unzerstörbares Erbe unserer Nation sein, welches der Kaiser uns hinterlassen hat. Das hoffe ich zu Gott, daß dieses Erbe von allen, die an den Geschäften unseres Vaterlandes mitzuwirken haben, in Krieg und in Frieden, in Heldennut, in Hingebung, in Arbeitsamkeit, in Pflichttreue treu bewahrt bleibe . . .

Reichstag, den 9. März 1868.

„Und setzet ihr nicht das Leben ein, so kann euch das Leben gewonnen nicht sein,“ was ich mir so erläutere in meiner Art: Im ergebenen Gottvertrauen setz' die Sporen ein und laß' das wilde Ross des Lebens mit dir fliegen über Stock und Block, gefaßt darauf, den Hals zu brechen, aber furchtlos, da du doch einmal scheiden mußt von allem, was dir auf Erden teuer ist, und doch nicht auf ewig.

Aus einem Briefe an seine Braut, 7. März 1847.

Ohne Armee kein Deutschland. Weder wäre es geworden, noch ist es zu halten.

Reichstag, 10. Januar 1865.

Ich bleibe in der Ueberzeugung, unser Gott läßt keinen Deutschen zugrunde gehen, am allerwenigsten Deutschland.

Aus einer Antwort an die Vertreter der Lehrkörper der deutschen Universitäten, 1. April 1895.

Gott hat uns in eine Situation gesetzt, in welcher wir durch unsere Nachbarn daran verhindert werden, irgendwie in Trägheit oder Versumpfung zu geraten. Er hat uns die kriegerischste und unruhigste Nation, die Franzosen, an die Seite gesetzt, und er hat in Rußland kriegerische Neigungen groß werden lassen, die in früheren Jahrhunderten nicht in dem Maße vorhanden waren. So bekommen wir gewissermaßen von beiden Seiten die Sporen und werden zu einer Anstrengung gezwungen, die wir vielleicht sonst nicht machen würden. Die Nachbarn zwingen uns zu einer Anstrengung, die wir freiwillig vielleicht nicht leisten würden, sie zwingen uns auch zu einem Zusammenhalten unter uns Deutschen, das unserer innersten Natur widerstrebt; sonst streben wir lieber auseinander.

Reichstag, 6. Februar 1868.

Man muß dem lieben Gott Zeit lassen, seine deutsche Nation durch die Wüste zu führen, und die Ankunft in dem gelobten Lande abwarten.

Auf dem Marktfest zu Jena, Juli 1892.

Wir sind in Gottes gewaltiger Hand ratlos und hilflos, soweit er selbst uns nicht helfen will, und können nichts tun als uns in Demut unter seine Schickung beugen.

Aus einem Briefe an seinen Schwager Oskar v. Arnim, Keinfeld, 16. August 1869.

Unser deutscher Nationalcharakter will immer das Beste und verliert darüber oft das Gute.

Reichstag, 13. März 1877.

Ohne Kampf kein Leben. Nur muß man in allen Kämpfen die nationale Frage doch immer als Sammelpunkt haben und das ist für uns das Reich, nicht, wie es vielleicht gewünscht wird, sondern wie es besteht, das Reich und sein Kaiser.

Friedrichsruher Rede an die Studenten, 1. April 1895.

Wenn wir zusammenhalten, werden wir den Teufel aus der Hölle schlagen. Wir müssen uns daran gewöhnen, in jedem Deutschen zuerst den Landsmann, nicht den politischen Gegner zu sehen.

Aus einer Ansprache an Studenten, 10. August 1891.



Unser Vaterland mit den geraubten Gebieten

Straßburg / Von Franz Lüdtké

I.

Mit flammenden Augen sie zogen
Ins Welschland, Mann für Mann;
Die heiligen Fahnen flogen
Ihnen im Wind voran.

Sie schauten das Gluten und Stürmen
Der Wogen wider den Deich,
Sie wußten, jetzt hieß es schirmen
Den Kaiser, das Recht, das Reich.

Sie lachten auf Tod und Wunden,
Sie jauchzten die Wacht am Rhein,
Dann fiel aus Jugendstunden
Vergessenes Singen drein —

Ein uraltes Lied, das allen
Geklirrt und geklungen hat:
„O Straßburg“, hörten wir's schallen,
„Du wunderschöne Stadt . . .“

II.

Vier Jahre im Strom der Zeiten
Verkämpft und verblutet — vier Jahr!
Wen seh' ich marschieren und reiten?
Wer ist die verstummende Schar?

Kein Lachen aus fröhlichen Tagen,
Kein Flattern der Fahnen am Deich —
Zertreten, zertrümmert, zerschlagen
Der Kaiser, das Recht, das Reich.

Doch als sie im Elsaß wieder
Das ragende Münster geschaut,
Da wurden der Kindheit Lieder
Im blutenden Herzen laut.

Ein singender Totentanz —
Und die Träne, die Träne rann — —
„Du Straßburg auf der Schanz,
Da ging mein Trauern an . . .“

Deutsche, vergesset nie das Verlorene!

Die deutsche Westmark

Elfaß-Lothringen

Luxemburg

Westmark und Wartburg

Von Friedrich Lienhard

Von der Westmark nach der Wartburg
Bin ich oft im Geist geflogen.
Gerne hätt' ich dich, mein Elsaß,
Nach der Wartburg nachgezogen!

Lilien hätten wir getragen
Oder Wasgaukönigskerzen —
Von der Westmark nach der Wartburg
Welch ein Freudenzug der Herzen!

Leidenszug ist es geworden!
Schamvoll müssen deine Söhne
Flüchten vor des welschen Hasses
Würdelosem Schimpfgeböhne.
Erwins Münster ist umzüngelt
Von den fremden Trifoloren —
Herbstwind weint um unsere Wartburg,
Ach, die Westmark ist verloren!

T

ags in rüst'ger Arbeitsfülle
Kann ich wohl mein Leid vergessen.
Gern will ich das Opfer bringen,
Nie vom eig'nen Baum zu essen.
Aber Nachts in meinen Träumen
Jagt mich ungeheures Sehnen —
Heimat, meine liebe Heimat!
Und ich wache auf in Tränen.

B

anger Hilferuf aus Westen
Hallt mir taglang in den Ohren:
Westmark, unsre deutsche Westmark,
Unser Elsaß ist verloren!
Schon einmal in solcher Herbstnacht
Klang es vor zweihundert Jahren —
Doch auch damals schwer zerrissen,
Ließ mein Volk die Brüder fahren.

H

erz, mein Herz, laß uns nicht weinen!
Du sei treu und sei beständig!
Schau dich um: noch sind die Zinnen
Dieser Geistesburg lebendig!
Wird mein Volk auch sie mißachten?
Leer an Würde, leer an Tüchten? —
Herz, mein Herz, dann werden wir zwei
Heimatlos zur Gottheit flüchten.

Elfaß / von Friedrich Lienhard



er an die deutsche Westmark denkt, der sieht vor seinem inneren Auge eine herrliche Ebene und eine von den schönsten Abendröten überleuchtete Bergreihe auftauchen. Unzählige blühende Dörfer schimmern rot und weiß aus der fruchtbaren Landschaft; viele Burgen krönen das walddreiche Gebirge der Vogesen oder des Wasgenwaldes. Die Namen der Dörfer und Städte, die Namen der Burgen und Berge sind deutsch. Und deutsch waren seit einem Jahrtausend und mehr die Bauern, Bürger und Waldbewohner, von einem schmalen Grenzstrich in den Tiefen des Steintals abgesehen.

Wer auf jenen Bergen gewandert, der wird sie nie vergessen. Von der Felsenburg Hohbarr bei der alten Bischofsstadt Zabern nach Dagsburg, nach dem Donon, nach dem Hochfeld, nach dem Odilienberg — tagelang geht es durch Waldungen, wobei man kaum einer Menschenseele begegnet. Wer kann die Aussicht vergessen, die uns an einem Sommerabend auf den Felsenklößen des Hohbarr entzückt? Wer das Glockenläuten, das aus der sonntäglichen Ebene zum Kloster Odilienberg empor klingt? Wo ist ein Berg, von dem aus nicht irgendeine Nachbarburg sichtbar wäre? Um den Odilienberg zieht sich die uralte, vorgeschichtliche Heidenmauer; die Namen der kleinen Burgen, die sich dort eingeknistet haben — Dreistein, Birkenfels, Kagenack — weisen alle in das deutsche Mittelalter. Und so auch die zwei Türme der Ruine Andlau bei dem Städtchen Barr; und vollends die Hohkönigsburg und die Rappoltsweiler Schlösser — überall bis nordwärts nach Lichtenberg, Falkenstein und Fleckenstein deutsche Ritterburgen!

So ist auch in jenen gesegneten Dörfern vom Münstertal bis in den Hagenauer Forst deutsches Leben und Treiben, Sprechen und Singen. Ein Reichstädtchen fügt sich an das andere, von Türkheim oder Kayfersberg über Schlettstadt, Zabern, Hagenau bis nach Weissenburg, meist noch ummauert, Zeugen alter deutscher Kultur.

Die Stadt Straßburg selbst aber, deren Mittelpunkt Meister Erwins Münster bildet, hegt eine ganze Reihe von mittelalterlichen Bauwerken deutscher Prägung. Man weiß, mit welchem Entzücken der junge Goethe von der Münster-Plattform aus das schöne Land betrachtet hat. Und mit Schmerzen stellen wir die Schmach fest, daß wir deutschgesinnten

Elässer heimatlos aus diesem deutschen Gau auswandern mußten, weil des Reiches Westmark vergewaltigt wurde von der Übermacht der Feinde, losgerissen vom Mutterlande, ob schon es durch und durch deutsches Land ist.

Wie sang einst (1847) der Elässer Adolf Stöber?

Muttersprache deutschen Klangs,
O wie hängt mein Herz an dir!
Des Gebetes und Gesanges
Heil'ge Laute gabst du mir.
Sollt' ich deine Fülle missen,
O mich fränkte der Verlust
Wie ein Kind, das man gerissen
Von der treuen Mutterbrust!

Nun, man hat die Elässer von der Muttersprache losgerissen. Es wird an euch sein, meine deutschen Brüder, dies niemals zu vergessen!

* * *

Welche wechselvollen Geschehnisse sind über diese Westmark hingegangen!

Wir sahen römische Legionen zusammenstoßen mit Galliern und Germanen. Julian Apostata schlägt bei Straßburg noch einmal die Alemannen unter Chnodomar (357 n. Chr.); aber dieser volkreiche Stamm setzt sich dann trotzdem fest, bis tief in die Schweiz hinein, bald gefolgt von dem noch mächtigeren Stamme der Franken. Die beiden germanischen Stämme der Franken und Alemannen bilden den Grundstock elsässischer Bevölkerung. Die ihnen vorausgehenden Völker, z. B. die Tribochen (Drei-Buchen?), liegen im Dunkel der Urgeschichte. Wir sahen das Ungestüm der Völkerwanderung und ihrer Nachwirkungen, die Leidenschaften der Merowinger und den Sieg der Karolinger; wir sahen das still daneben ausblühende Christentum mit seinen Klöstern und Heiligen, deren berühmteste, Odilia, die Schutzpatronin des Elsasses, ihren wilden Vater Eticho und damit den Zeitgeist sich zu Füßen zwang und ein Kloster baute, wo früher das Ritterschloß Hohenburg und noch früher ein römisches Kastell gestanden hatte. Kurz danach prägt der Mönch Otfried von Weissenburg in deutschen Versen seine Evangelienharmonie.

Wir erlebten dann die großzügige Hohenstaufenzeit; der Minnesänger Reinmar der Alte von Hagenau wird der Lehrer eines Walther von der Vogelweide, während gleichzeitig ein Gottfried von Straßburg das fremdartig süße Lied von Tristan und Isolde singt; im heiligen Forst von Hagenau besitzt der mächtigste Staufenkaiser, Friedrich Barbarossa, eine Pfalz; Schwaben und Alemannen tragen des Reiches Sturmfahne voran. In jenen Zeiten entsteht unter anderen Burgen auch die Hohenkönigsburg, die man jetzt zum „französischen Nationalheiligtum“ umfärben will! Wir erlebten dann in den aufgeblühten Reichsstädten, besonders in Schlettstadt und Straßburg, die Geisteskämpfe der Reformationszeit, wobei das Elßas zwischen Zwingli und Luther keine leichte Stellung hatte. Wir erfuhren die Greuel der Armagnaken- und der Bauernkriege und noch gründlicher die Schrecknisse des dreißigjährigen Krieges.

Dann folgte jene Herbstnacht des Jahres 1681, wo wir durch Überfall an Frankreich kamen, während das geschwächte Reich ohnmächtige Proteste zu Papier gab. Und wieder an einem Septembertag des Jahres 1870 flatterte die weiße Fahne auf dem Münsterturm; nach ehrlichem Kampfe war das Elßas vom erstarkten deutschen Reiche zurückerobert.

Unsere Geistesgeschichte ist in allem Wesentlichen mit Deutschlands Geistesgeschichte verbunden. Namen wie Gottfried, Reinmar, Wimpfeling, Geiler von Kaysersberg, Brant, Murner, Tauler, Spener, Pfeffel, Stöber und viele andere, die hier geboren sind oder hier gewirkt haben (Erwin von Steinbach, Fischart, Gutenberg, Johannes Sturm, Schongauer, Grünewald) deuten dies zur Genüge an. Und so ist das Elfaß auch mit Goethes Lebensgeschichte und mit der jungen Blütezeit der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert untrennbar verknüpft.

Wie jubelte der Alt-Elfässer Karl Hackenschmidt im Dezember 1870, als wir wieder deutsch waren!

Mein Elfaß deutsch! Mein Elfaß frei!
Mir ist, als träumt' ich noch.
Ist's Wahrheit? Ist der Strick entzwei?
Zersprengt das fremde Joch?
Liegt wieder in der Mutter Arm
der längst verlorn'ne Sohn?
Schallt wieder frei, so frisch und warm,
Der Muttersprache Ton? . . .
Nun brich mir nicht vor sel'ger Lust,
Mein Herz, mein deutsches Herz!
Nun steige aus befreiter Brust,
Mein Danklied, himmelwärts! . . .

Der warmherzige Theologe Hackenschmidt hat das unglückliche Kriegsende nicht mehr erlebt; während ein anderer, gleichgestimmter alt-elfässischer Lyriker wie Christian Schmitt mit so manchem Landsmann den Auszug in das unglückliche Deutschland dem Verharren in der welsch gewordenen Heimat vorzog.

Wir Alt-Elfässer, seit Jahrhunderten mit jenem Boden verwachsen, erheben vor ganz Europa, vor dem Gewissen der Edlen aller Völker Einspruch gegen das Losreißen unsres deutschen Gaues vom deutschen Mutterlande.

Die Geschichte wird Recht sprechen.

Rundblick vom Straßburger Münster

Von Ernst Moritz Arndt

Mit welchen Gefühlen von Wonne und Weh über all diese Schönheit und Herrlichkeit, daß diese nicht wieder unser geworden sind, bin ich zu Straßburg auf dem hohen Münster gestanden und habe im Osten den Schwarzwald, im Süden den Jura, im Westen den Wasgau vor mir blauen sehen! Eine herrliche Stadt, und die Menschen darin, wie deutsch noch! Wie leicht erkenntlich die echte, schlichte deutsche Art von der mehr gezierten und beweglichen wälschen! Und welche schönen, kräftigen Bauerngeschlechter in diesem herrlichen Rheintal! Es sind Alemannen — die Hefrigkeit, der Ungestüm der Leidenschaften, der kurze gestoßene Akzent in der Sprache, die Fülle der Herzigkeit und Gradheit, ja selbst die Grobheit, sagt es . . . Welche glücklichen, ja welche seligen Augenblicke habe ich bei jenen Streifzügen und Durchflügen durch das Land erlebt! Wie viele edle deutschen Menschen, damals alle von der Glut unendlicher Hoffnungen durchhaucht, sind mir begegnet!

Von der Sprachgrenze im Westen

Von Dr. Fr. König



Es hat uns Deutsche unsägliche Mühe gekostet, aus dem Verfall unseres alten Reiches heraus uns unseren neuen Staat zu bauen. Kein Wunder, daß das fleindeutsche Reich unsere Sinne so sehr gefangen nahm, daß wir den alten, großen, allumfassenden Begriff Deutschland, unter dem wir einst die Gesamtheit des deutschen Volksbodens verstanden, allzusehr dem Reichsboden des fleindeutschen Reiches gleichsetzten, uns des Interesses für die abgegliederten Teile des deutschen Volksbodens entschlagend.

Das gilt nicht nur für den Süden und Südosten, gilt nicht nur für den Osten, es gilt auch für den Westen.

Als zu Beginn des 19. Jahrhunderts das alte Reich unter den Schlägen des kaiserlichen Eroberers zusammengebrochen war, da erhob E. M. Arndt, der große Mahner zur Deutschheit, seine Stimme und rief seinen Deutschen zu: „Die einzige gültigste Naturgrenze macht die Sprache“. „Nur einzelne Teile eines Volkes, die, von anderen Völkern umschlossen, als ein kleinerer Teil in einem größeren Ganzen wohnen, müssen sich natürlich bequemen, dem größeren Staate anzugehören und nicht dem entfernten Stammlande; das übrige, was beisammen wohnt und einerlei Sprache spricht, gehört auch von Gott und Natur wegen zusammen“. Damals waren die europäischen Dinge in gewaltigem Fluß. Dem Diener am Volke, der das eine Volk und sein Reich wollte, konnte die Frage nicht sein, ob kleiner, ob größer, für ihn bestand nur die Frage nach dem Ganzen hin bis zum letzten Dorf.

Wo aber ist das letzte Dorf, das ist die Frage.

Es ist im Westen auch heute noch dort, wo es zu E. Moritz Arndts Zeiten war, ist im großen ganzen noch dort, wo unsere germanischen Vorfahren in den Zeiten der Völkerwanderung, indem sie sich festsetzten, niederließen, Volks- und Sprachgrenze schufen. Die Sprachgrenze beginnt im Norden am Kanal auf französischem Gebiet unmittelbar westlich von Dünkirchen und verläuft dann in einem nach Westen ausholenden Bogen zur französisch-belgischen Grenze, die sie nördlich Armentières erreicht. Von da verläuft sie in direkter östlicher Richtung quer durch Belgien bis südwestlich von Maastricht, das flämische vom wallonischen Land scheidend; Antwerpen, Brügge, Gent, auch Brüssel liegen auf germanischem Volksboden; erst 3 Meilen etwa südlich Brüssel beginnt das romanische Volksland. Von der Maas wendet sie sich auf belgischem Gebiet mit schwacher westlicher Neigung nach Süden, folgt der belgisch-luxemburgischen Staatsgrenze, greift, indem sie das germanische Gebiet der belgischen Provinz Luxemburg von der Wallonei abtrennt, wieder nach Belgien hinein, tritt am äußersten nordwestlichen Grenzpfeil ins ehemalige Reichsland Elsaß-Lothringen ein, durchquert Lothringen bis zum Donon in den Vogesen. Dann wendet sie sich wieder entschieden nach Süden, so daß der Steilabfall der Vogesen nach Osten im wesentlichen deutsches Sprachgebiet ist. Vom „Welschen Belgen“ wendet sie sich nach Südosten, um sich dann, in spitzem Winkel um den Doubs herumlaufend, dem Bieler und dem Murtenener See zuzuwenden, die beide auf ihr liegen. Dann geht es mitten durch das schweizerische Freiburg hindurch wieder nach Süden, den oberen Rhone östlich von Sitten überquerend, bis zum Monte Rosa in den Walliser Alpen.

Die politische Grenze des deutschen Reiches aber läuft viel weiter im Osten. Zwei, im Wesen germanische Staaten, sind hier außerhalb des Reichs entstanden: das niederdeutsche Holland und die Alemannische Schweiz. Was dazwischen liegt, vom Schweizer Jura bis zum Meer, ist zwar germanisches Volksland, es ist aber infolge der frühen Verlagerung der politischen Kräfte der Deutschen nach dem Osten nicht nur wie die beiden anderen aus dem Reiche herausgetreten, es ist vielmehr in direkte oder indirekte Abhängigkeit von Paris geraten: Flandern und Luxemburg, Lothringen und das Elsass.

Einst lag die Grenze des Reichs weit im Westen. Als Heinrich I. das Ostreich und das Mittelreich im Jahre 925 endgültig zur Einheit des deutschen Königreichs zusammenführte, da verlief sie von der Schelde jenseits der Maas, jenseits der Saône, vom Jahre 1033 an auch jenseits der Rhône zum Mittelmeer hin. Alles germanische Land mit Ausnahme der kleinen Markgrafschaft Flandern westlich der Schelde war nunmehr in der Hand des deutschen Königs vereinigt, dazu die Reichsromanen im Königreich Arelat, in der Franche-Comté, in Lothringen und in der Wallonei. Das Jahr 1299 brachte den ersten Verzicht. Frankreich erhielt alles Land jenseits der 4 Ströme vertraglich zugesprochen: die Vierstromgrenze, das erste Ziel seiner Ausdehnungspolitik, war erreicht. Nun aber ging es dem Rhein zu. Erst im Jahre 1552 aber gelang der Vorstoß über die Maas zur Mosel hin, als Kurfürst Moriz von Sachsen im Kampf gegen den Kaiser Rainerich, Metz, Toul und Verdun, Heinrich II. von Frankreich überließ. In den nächsten 250 Jahren fielen sodann alle Länder am Rhein zwangsläufig Frankreich in die Hand. Im Jahre 1810 ward sogar die deutsche Nordseeküste einschließlich Lübeck dem französischen Einheitsstaat einverleibt. Die Sprachgrenze hatte keine politische Rolle gespielt. Den französischen Machthabern kam es ausschließlich auf die machtpolitische Beherrschung des mitteleuropäischen Raumes von Paris aus an, die Volkheit der Bewohner war ihnen gleichgültig. Sie waren überzeugt, daß es der „civilisation française“ mit Hilfe des Staates leicht gelingen werde, die germanischen Menschen am Rhein in den Bannkreis von Paris zu ziehen. Das aber ist den Franzosen nur zum Teil geglückt. —

Auch heute noch verstehen sich die Menschen von Dänkirchen bis nach Schleswig-Holstein hin, wenn sie sich im völkischen Dialekt unterhalten, obwohl sie sich nicht mehr verstehen, sobald der eine die hochdeutsche, der andere die holländische Schriftsprache gebraucht. Die Menschen des Südens aber von den Vogesen bis nach Ungarn hin und nach Italien haben auch die Schriftsprache gemein. Die Volksgrundlage ist überall die gleiche. Trotz derselben Naturgrundlage aber hat der Verlauf der Geschichte Differenzierungen im Staatlichen, im Gesellschaftlichen, im Geistig-seelischen eintreten lassen, so daß sich die einzelnen Gebilde heute wie Individuen mittel- und kleinvolkischen Lebens von uns und von einander abheben: Von Holland über Flandern und Luxemburg nach Lothringen, dem Elsass und der Schweiz. Die Abhängigkeit von Paris aber äußert sich nicht nur in politischer, sie äußert sich auch in kultureller Hörigkeit. Zwar hat Frankreich sowohl infolge des geschlossenen Charakters der Deutschen Siedlung im Westen als auch infolge seiner volklichen Schwäche niemals deutschen Volksboden in größerem Ausmaß durch Ansetzung französischer Menschen inkolonisieren können, wie es uns Deutschen den Slaven gegenüber gelang, wohl aber hat es die Kraft besessen, sie mehr oder minder einzuzivilisieren. Der Ideengehalt der „civilisation française“ sowohl wie der Lebensstil der Franzosen erfaßte die Oberschicht der germanischen Bevölkerung, zuerst die privilegierten Stände, dann aber auch die Oberschicht des Bürgertums und fügte sie in die französische Gesellschaft ein. Der französische Staat aber war Wegbereiter oder folgte auf dem Fuße. Die breite Masse, die bäuerliche insbesondere, verblieb zwar in der heimeligen Atmosphäre von Muttersprache und Vätersitte, sie nahm aber die Verwelschung ihrer bürgerlichen Oberschicht als eine selbstverständliche Tatsache hin, im Französischen das Vornehmere, die Voraussetzung für den sozialen Aufstieg sehend. Das Doppelleben, in das der Ablauf der Geschichte hineingeführt hatte, ward naiv als unabänderliche Tatsache hingenommen, manchmal sogar als Vorzug betrachtet, so sehr auch tiefere Geister unter der Gedoppeltheit des Lebens litten. So trat denn das germanische Wesen in den Winkel, während das Welsche sich breit und seiner selbst gewiß ins Land hincinsetzte, überzeugt von der Sieghaftigkeit der „civilisation française“ gegenüber den Restbeständen „germanischer Barbarei“!

Aber das Welsche war letzten Endes doch nur zum Eigentum der verwelschten, um Paris als ihren kulturellen Mittelpunkt freisenden Gesellschaft geworden; dem Volke ist es wesensfremd geblieben bis auf den heutigen Tag. Binnendeutschland hat sich im 18. Jahrhundert von der Vorherrschaft der französischen Art zu befreien begonnen. Die deutsch verbliebenen Rheinlande von Landau bis Kantzen haben im 19. Jahrhundert den welschen Firnis abgestreift, heute sind auch die Westlande außerhalb der Reichsgrenze in den Kampf für die Befreiung ihrer Seele vom Welschtum eingetreten. Sie empfinden, daß ihre organische Entfaltung durch die Ueberlagerung der französischen Gesellschaftskultur

gewaltsam gehemmt wird und streben der Freiheit zu. Subjekte eigenen Willens wollen sie werden, womöglich auch im Politischen. Es geht heute um die Selbstbefreiung der deutschen Menschen im Westen. Das Frankreich der „nation“, der „république une et indivisible“, das Frankreich der „langue nationale“, und der „civilisation française“ in ihrem Wesen fremd, dessen werden sie sich in steigendem Maße bewußt. Die Natur bäumt sich auf gegen die Schminke, die von außen aufgetragen wird, die Kraft aber strömt aus den tiefsten Gründen vollfliehen Seins. Es lebt der Drang sich selber treu zu sein, auch im deutschen Westen bis zur Sprachgrenze hin und führt die Menschen in Gegensatz zu dem fremden Beherrscher, der sie zur Untreue gegen sich selber verführen will.

Das Straßburger Münster

Von Max von Schenkendorf

In Straßburg steht ein hoher Turm,
Der steht viel hundert Jahr';
Es weht um ihn so mancher Sturm,
Er bleibt fest und klar.

So war auch wohl die fromme Welt,
Die solches Werk gedacht,
Zu dem sie von dem Sternenzelt
Den Abriß hergebracht.

Wie sich, ein ew'ges Heldenmal,
Das Gotteshaus erhebt,
Aus dem ein heller, schlanker Strahl,
Der Turm, gen Himmel strebt:

So war auch einst das Deutsche Reich,
So war der Deutsche Mann,
Aus starkem Grund, im Herzen reich,
Das Haupt zu Gott hinan.

Und wie den festen Bau umgibt
Die schöne Heil'genwelt,
So hatte jeder, was er liebt,
In ihren Schutz gestellt.

Wir wollen vor dem Altar noch
Ein fromm Gelübde tun,
Daß nimmermehr soll fremdes Joch
Auf deutschem Nacken ruhn.

Wir sprechen dort ein hohes Wort,
Ein brünstiges Gebet,
Daß Gott der Deutschen starker Hort
Verbleibe stet und stet.

Daß, wie der Turm, der deutsche Sinn
Entwache seiner Zeit
Und nach dem Himmel strebe hin,
Wenn ihn die Welt bedräut.

Und ob wir wieder heimwärts gehn,
Wir wenden unsern Blick
Und schauen nach des Wasgaus Höh'n
Wie nach dem Turm zurück.

Die Bundesfahn' in Feindes Hand?
Der Turm in welscher Macht?
O nein! Sie sind vorausgesandt
Als Kühne Vorderwacht.

Wir retten euch, wir haben's Eil';
Vergaß euch doch kein Herz!
O Wolkensäul', o Feuersäul',
Schaut immer heimatwärts!

Fahnen auf dem Münsterturm

Von Karl Hackenschmidt

Wehet, wehet welsche Fahnen,
In die Ferne weit hinaus
Und verkündet siegesjubilnd
Deutsche Schande deutschem Haus.

Wenn vielleicht dort drüben einer
Ihnen zorn'ge Tränen weicht,
Der soll lernen: durch die Buße
Geht die Tür zur bessern Zeit! —

Ei, so weht nur, welsche Fahnen!
Aus der Nacht entsteigt der Tag,
Wo empor der deutsche Adler
Sich erhebt mit mächt'gem Schlag.

Wo er schlägt die starken Klauen
In des Domes Selsenkleid
Und verkündet siegesjubilnd
Deutschlands neue Herrlichkeit.



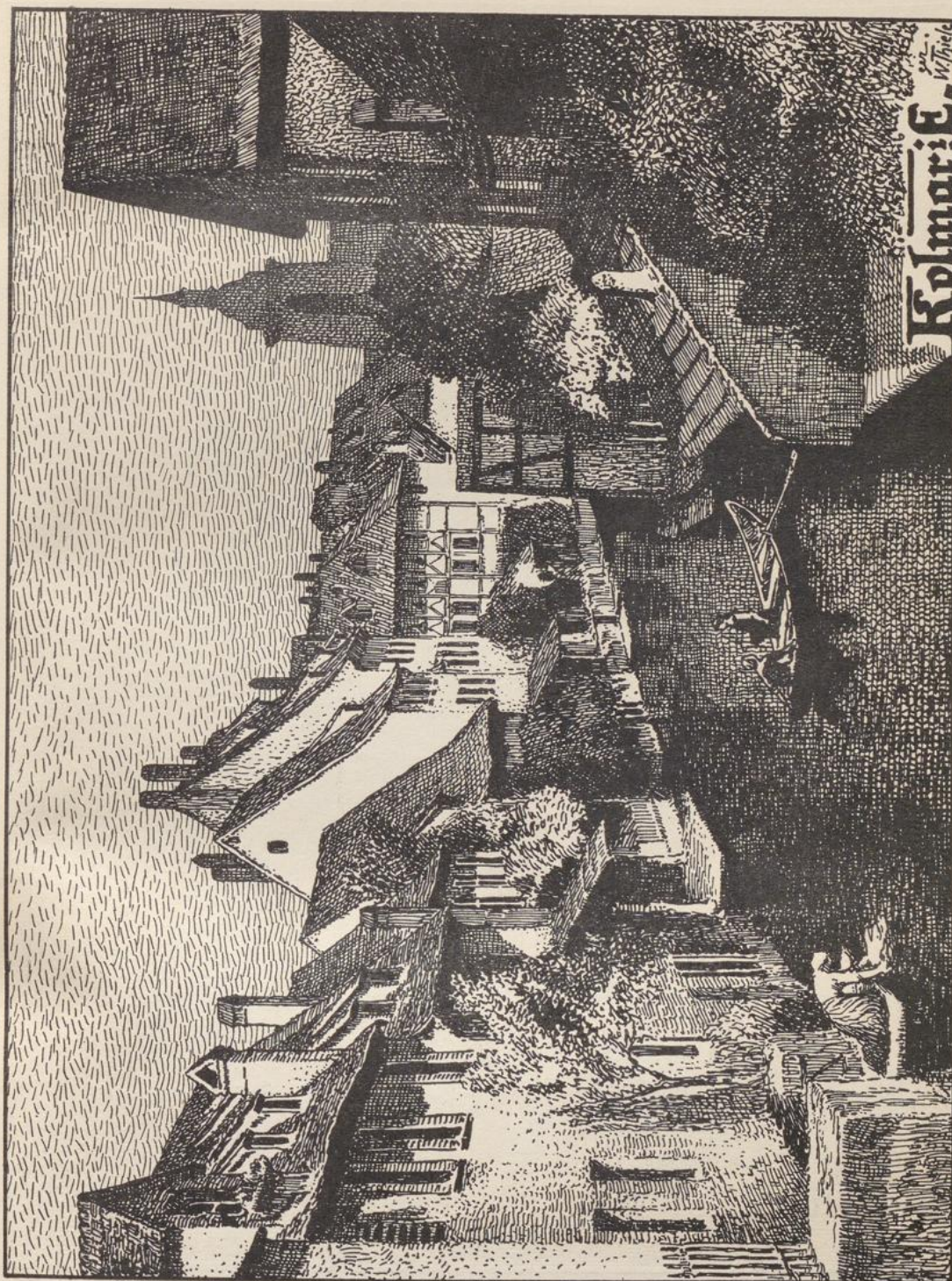
• O Straßburg
• du wunder=

• O Straßburg •
• schöne Stadt •







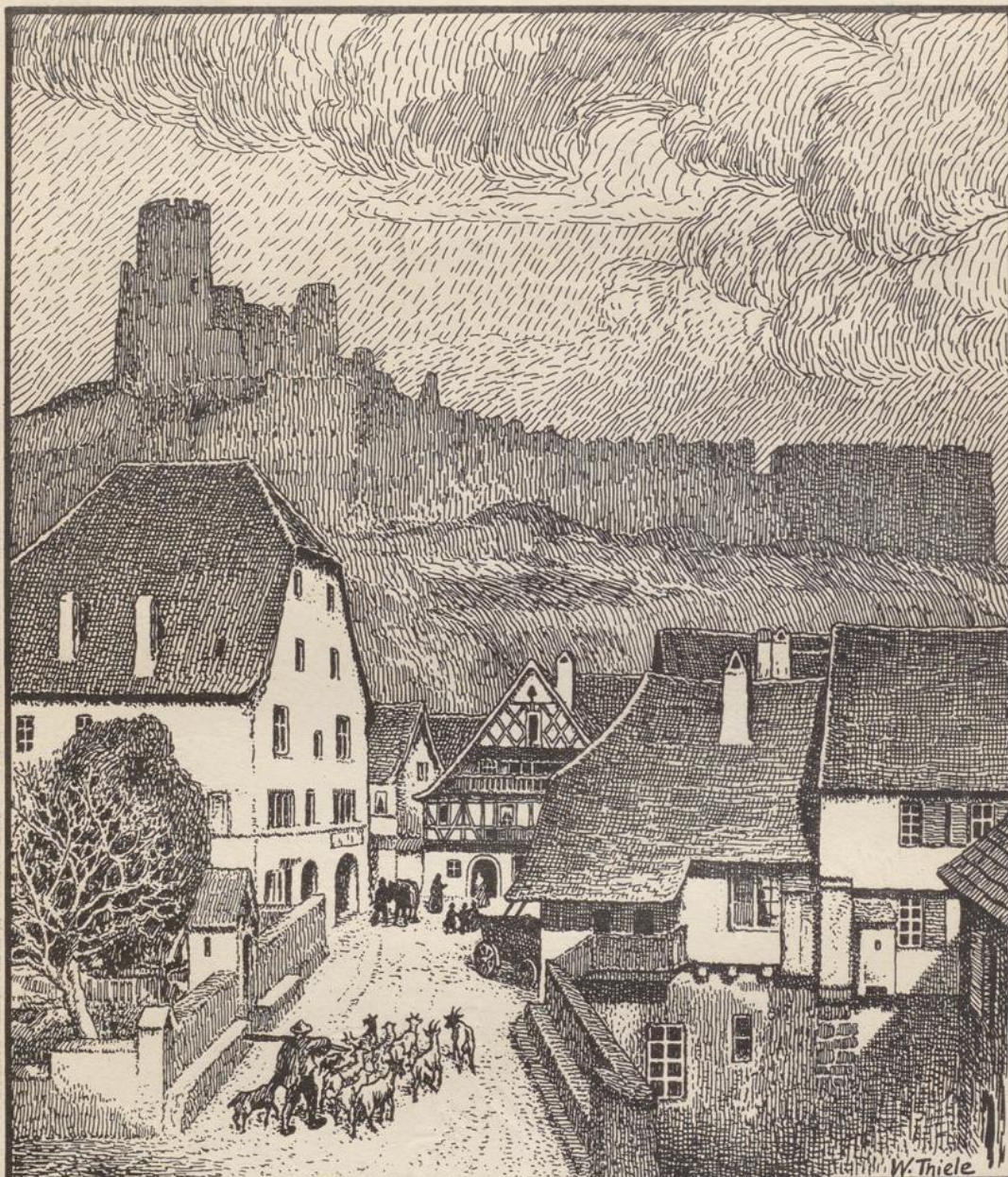




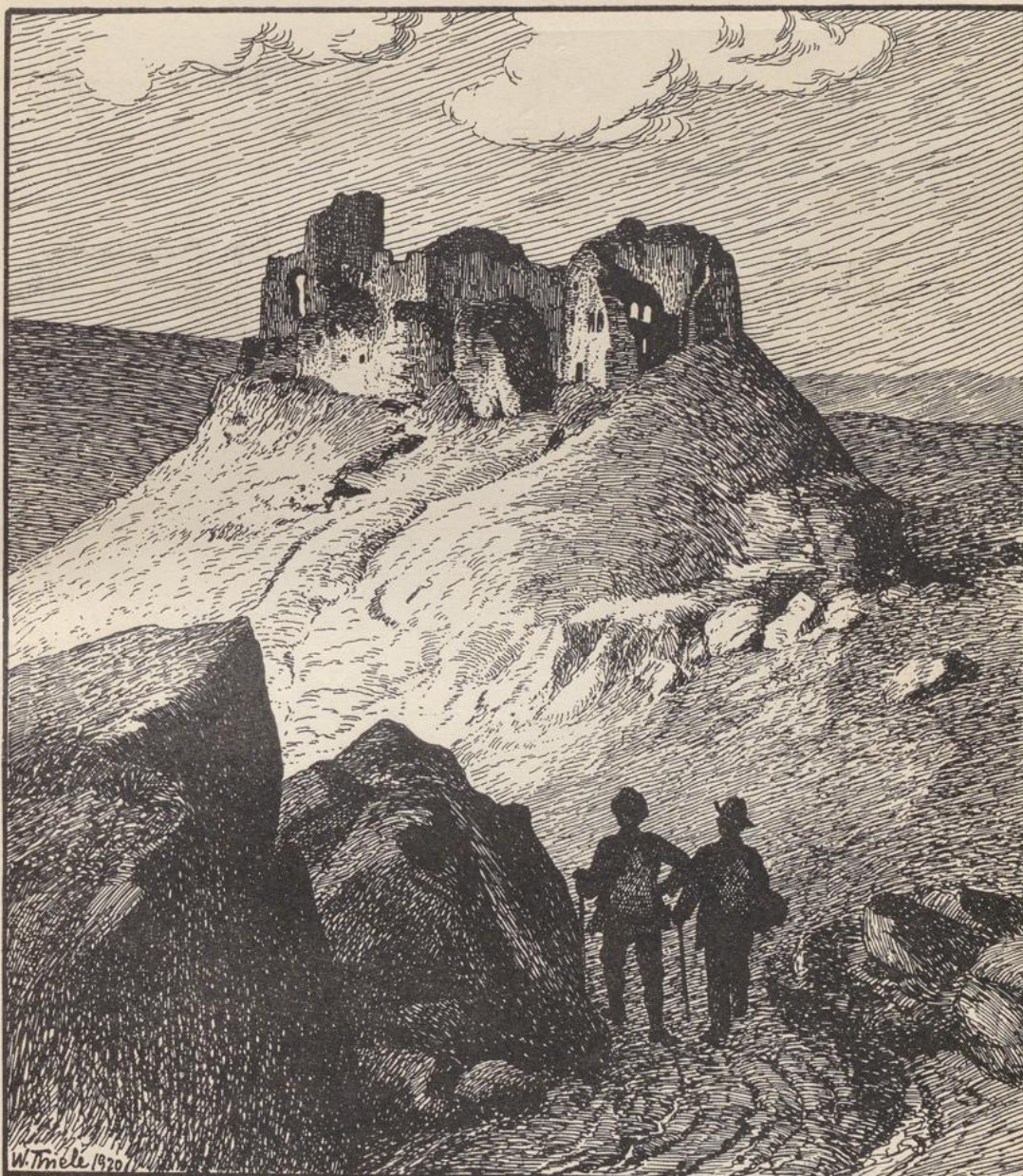
Stohbarr bei Zabern



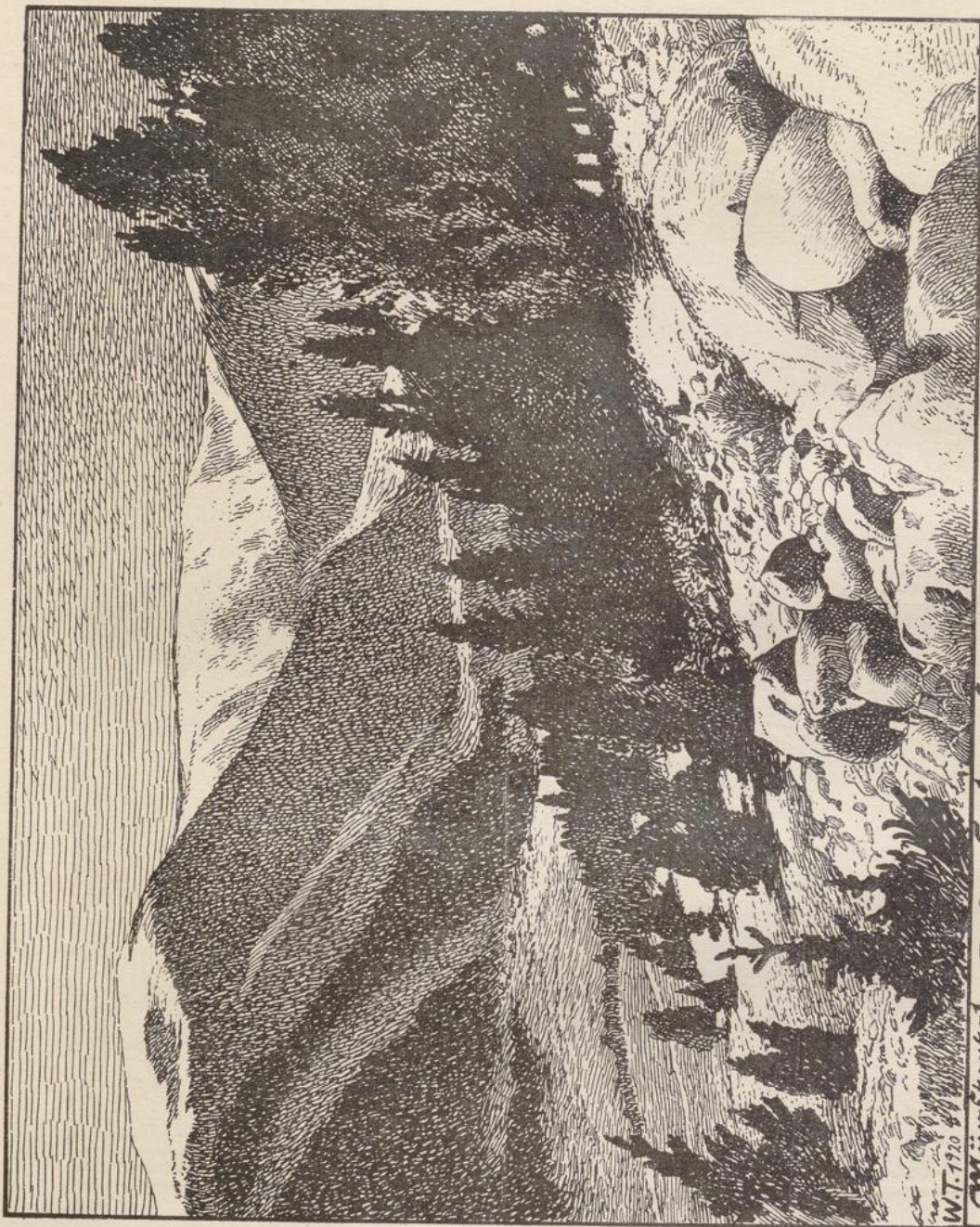
Ruine Andlau bei Barr, Unter-Elsass.



Kaysersberg i. E. mit der Schloßruine.



Burgruine Dreistein beim St. Odilienberg-Ottrott.



W.T. 1920

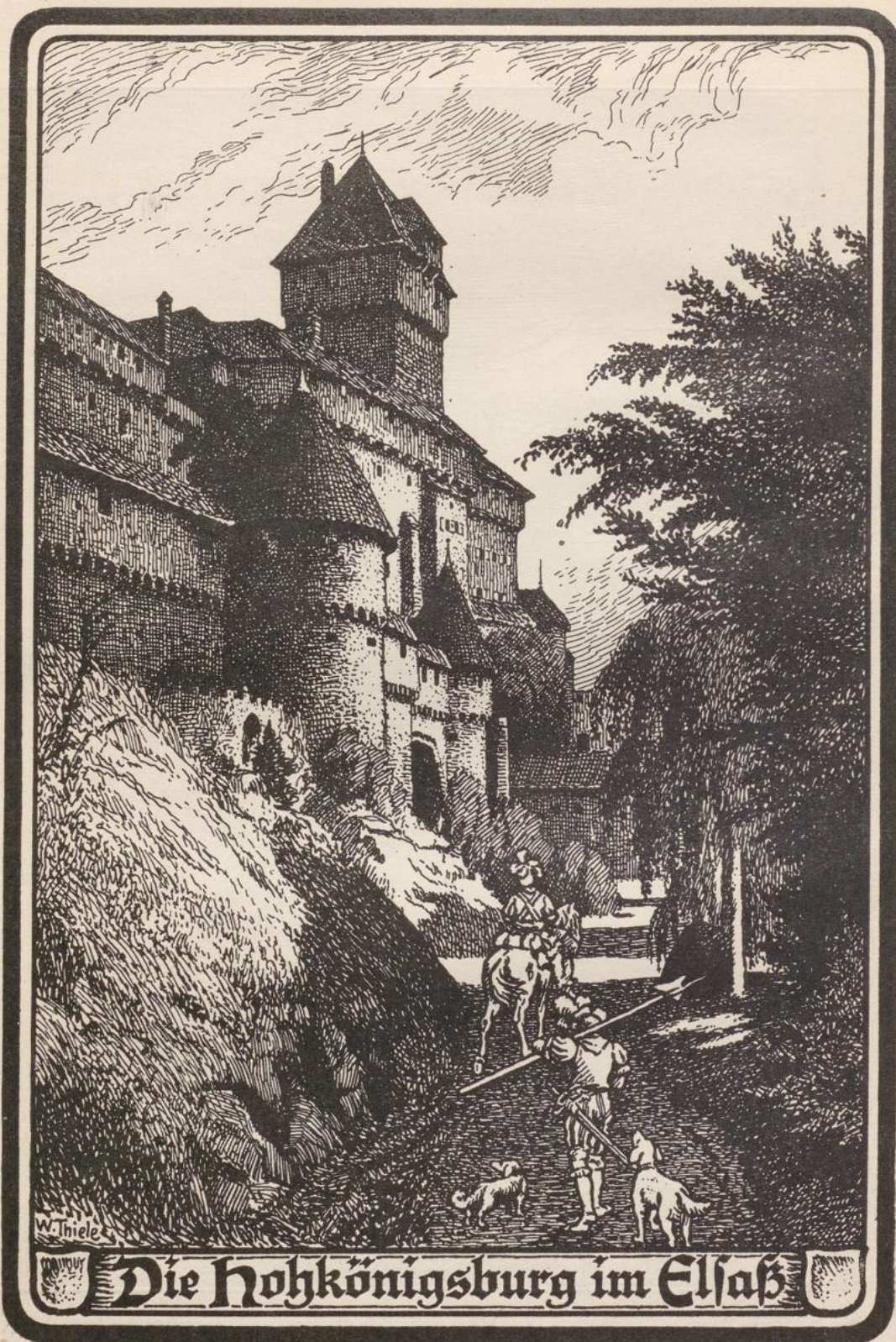
Münstertal & Hochpogesen,

(1361 mtr)



W. Thiele Foto 1920

Schluchtpaß bei Münster (Straße Altenberg-Schlucht) © Ober-Elsaß.



Die Hohenkönigsburg im Elsaß

Heiliges Land / Von Paul Warndke

Sat denn im Zorn die Hand, die schwere,
Auf uns gelegt der große Gott!
Ward deutsche Treue, Lieb' und Ehre
Denn ganz und gar zum Kinderspott?

Brennt, deutscher Mann, vor Scham und
Dein Ancliz nicht in dunkler Glut? [Schande
Gellt nicht durch alle deutschen Lande
Ein ungeheurer Schrei der Wut?

Wär', wer die Schmach in Ruhe litte,
Des edlen deutschen Namens wert? —
Greift nicht in Haus und Schloß und Hütte,
O Deutschland, jede Hand zum Schwert?
Strömt, das Naturgesetz verkehrend,
Zurück nicht deiner Ströme Lauf,
Und tun sich, neuen Ruhm gebärend,
Nicht deiner Helden Gräber auf?

Wo ist der Männer Zeit geblieben
Von Weissenburg, Sedan und Wörth,
Die von dem Grund die Feinde trieben
Der dir, mein Vaterland, gehört?
Sie durften dir zurück es holen
Mit ihrem Blut, das teure Land,
Das dir in dunkler Zeit gestohlen
Des „Sonnenkönigs“ Diebesband.

Wo einst in goldner Morgenröte
Der edle Meister Gottfried sang,
Und wo ans Herz dem jungen Goethe
Das Lied des deutschen Volkes klang;
Wo hoher Sitte Saaten säte
Der deutsche Geist am deutschen Strom,
In dir, o Straßburg, Stadt der Städte,
Erzittert Erwins stolzer Dom!

Denn Recht wird Unrecht, Wahrheit Lüge,
Die Schande spricht der Ehre Hohn;
Die Frechheit trägt der Weisheit Züge
Und bläht sich auf dem Richterthron.
Den tausend Opfern heut zum Lohne
Droht uns die tiefste Höllepein,
Und aus des Vaterlandes Krone
Bricht man den schönsten Edelstein. —

Ihr, die uns führt, in allen Tiefen
Entflammt des Zornes heiligen Brand!
Die Geister, die da träge schliefen,
Aufscheucht sie rings in Stadt und Land.
Und könnt ihr doch der Schmach nicht wehren,
So komme sie, die letzte Not!
Das ist kein Friede mehr in Ehren,
Nein, das ist schlimmer als der Tod!

Aus der „Ode an die Preußen“

Von Friedrich dem Großen

Alles dankt ihr eurem eignen Werte,
Ihr, des Schlachtengottes Lieblingskinder,
Lorbeerstolze Völkerüberwinder,
Alles, alles eurem Heldenschwerte;
Läßt nicht rosten eure Waffen,
Nicht in Selbstzufriedenheit
Euren Mannessinn erschaffen,
Bleibt, ihr Preußen, die ihr seid!

Mag Empfindung für der Ehr' Gebot
Heute noch ein ganzes Volk durchdringen
Und ihm Kraft verlei'h'n, das Glück zu zwingen,
Weil es Furcht nicht kennt vor Feind und Tod —
Euer Kraftquell muß versiegen,
So nicht Treue drüber wacht,
Euer Bestes unterliegen —
Und dahin ist eure Macht.

Mannestaten ohne gleichen schichten
In dem Bau des Reiches Stein auf Stein;
Hört denn, Helden! Ehren, sie verpflichten:
Hüter eures Werkes müßt ihr sein!
Rastlos, rastlos Sturmgesieder!
Ist's zur Höh' auch nicht mehr weit,
Säumst du einmal, sinkst du nieder —
's das Los der Sterblichkeit!

Und wenn mein Sohn einst sänge das Lied voll Stolz und Glanz
Von seiner Väter Größe, von unsrer Waffen Tanz:
In Stücke wollt' ich brechen die Harfe mein mit Lust,
Die ach! von ferner Größe zu singen nur gewußt.

Dann legt' ich froh zur Erde mein müdes Greisenhaupt,
Zur Wahrheit wäre worden, was ich so treu geglaubt:
Wir landen stiegend wieder an Seelands Uferkies,
Kein Volk hat Gott verlassen, das sich nicht selbst verließ.

Heinrich von Treitschke

Kein Volk hat besseren Grund, als wir, das Andenken seiner hart
Kämpfenden Väter in Ehren zu halten, und kein Volk, leider,
erinnert sich so selten, durch wieviel Blut und Tränen, durch wieviel
Schweiß des Hirnes und der Hände ihm der Segen seiner Einigung
geschaffen wurde.

Heinrich von Treitschke

Das deutsche Elfaß

Von Dr. Paul Kessler, a. o. Prof. in Tübingen

Die Zeiten sind noch nicht lange her, daß man in den Flüssen natürliche Grenzen zu sehen glaubte. Sie sind es nie gewesen. Die Kämme der Gebirge dagegen sind oft wahrhaft völkertrennend.

Keine Völkerschranke trennt das Elfaß von Deutschland, wohl aber liegt die natürliche Grenze auf dem Kamme der Vogesen, mag auch stellenweise das Sprachgebiet über die Pässe verschoben sein.

Uebereinstimmend ist auch der Boden mit dem der rechten Rheinseite, gleichartig die geologische Geschichte des Landes. Im Kern der Gebirge und im Untergrund der Rheinebene liegt ein einheitliches Saltengebirge, das vor Millionen Jahren zur Karbonzeit entstand. Feuerflüssige Massen drangen in es ein und überschütteten es. Es sind die Granite und Porphyre in Vogesen und Schwarzwald. Noch lassen sich die Mulden, in denen sich Kohlenschichten, nur im Saarbecken mit bauwürdiger Kohle, abgelagerten, vom Schwarzwald in die Vogesen verfolgen; gemeinsam war auch die weitere geologische Geschichte des Landes. Der Buntstein hat für das Freiburger Münster den Baustein geliefert, wie für Meister Erwins Bau. Nicht umsonst nennen die Geologen diese Ablagerung und die auf sie folgenden „germanische Trias“. Zu beiden Seiten des Rheins, in Lothringen wie in Schwaben birgt der mittlere Jura Eisenerze, doch jenseits des Rheins in weit größerer Menge. Gegen Ende der Jurazeit hob sich das Land über den Meerespiegel und nun wurde es, namentlich im Norden abgetragen. Dann zu Beginn der Neuzeit der Erde senkte es sich, ungefähr da, wo jetzt das Rheintal liegt, und wurde zur Seenplatte; in Hessen wie in Baden und im Elfaß haben sich die Absätze dieser Seen erhalten, deren bekanntester der Ralk von Buchweiler ist, wo schon der junge Goethe staunend die Fülle der versteinigerten Schnecken sah. Im Zusammenhang mit der Auffaltung der Alpen erfolgte nun der gewaltige Einbruch des Rheintalgrabens. Bis zu 1000 und mehr Meter tief sank zwischen den stehen bleibenden Rändern der schmale Streifen. Das Meer trat in die Senke und nahm den Schutt der neuentstandenen Küstenländer auf. Bei Pechelbronn entstanden die Erdöllager, bei Mülhausen auf elsässischer, bei Buggingen auf badischer Seite bildeten sich die für die Landwirtschaft so wertvollen Kalilager. Auf elsässischer wie auf badischer Seite, im Gebirge wie im Rheintal öffneten sich Vulkanschlote, denen Basalte entströmten. Einebnung der Küstenländer folgte und erst eine neue Hebung ließ die Gebirge aufsteigen, die uns so lieb und vertraut geworden sind. Doch noch war das Relief der Landschaft nicht fertig, der Rhein mußte erst entstehen, mit seinen Schottern weiter die Tiefe der Senke füllen, an den Rändern der Gebirge bald nagen, bald seinen Schutt ablagern und so breite Flussterrassen schaffen; die beiderseitigen Zuflüsse mußten sich bilden und in die Gebirge einfressen, damit das Land seine jetzige Form erhielt.

Und wechselvoll wie das Schicksal des Landes ist auch das seines Stromes. Eine Zeitlang nach Süden abgelenkt, floss er durch das Rhonesystem dem Mittelmeer zu, um später wieder seine Richtung nach Norden aufzunehmen. Nicht spurlos an Gebirg und Tal ist auch die Eiszeit vorübergegangen. Im Schwarzwald wie in den Vogesen sind die seenerfüllten Karfessel, der Schwarze und der Weiße See, der Belchensee wie der Wildsee und der Mummelsee, sind Moränen, die Zeugen der Kälteperiode. Im Rheintal selbst und am tieferen Teil seiner Ränder finden wir den ursprünglich aus dem Schutt der Eiszeit ausgeblasenen Staub in der eigentümlichen Ablagerung des Lösses erhalten.

Die Höhen des nördlichen Teiles der Gebirge beiderseits sind vom Buntsandstein eingenommen, auf den sich den Außenabdachungen zu Muschelkalk auflegt. Da der Buntsandstein fast nur aus Quarzsand besteht, ist er wenig fruchtbar und in der Regel nur fähig, Waldbestand zu tragen. Im Süden kommen unter ihm, infolge der stärkeren jungen Hebung der Gebirge die alten Gesteine, heraus, auf denen neben Waldbestand Grasmatten und damit Viehzucht gedeiht. Am Abfall, dem Rheintal zu, sind die Schichten der Trias, des Jura und des Tertiärs in Schollen zerstückelt. Schnell wechselt daher der Boden. Aus dem Produkt der Reben, die die Hügel zu beiden Seiten des Rheintales bedecken, vermag der Kenner fast zu sagen, auf welchem Gestein der Wein gewachsen ist. Den untersten Teil der Hänge und Teile der Ebene nimmt dann vielfach der fruchtbare Löss ein, auffallend durch die gelbe Farbe und

die tief eingeschnittenen Hohlwege. Die Ebene selbst wird, wo nicht Löss sie bedeckt, von den Aufschüttungen des Rheins und seiner Nebenflüsse gebildet. Schotter, Sande, Lehme sind die Gesteine. Wo die Schotter nicht zu reichlich sind, wo sie nicht zu nahe an der Oberfläche liegen, wo das Grundwasser nicht zu hoch steht, bilden auch diese Ablagerung einen sehr fruchtbaren Boden.

Nicht nur vom Untergrunde, auch vom Klima hängt die Bodenbildung ab. Auch in ihm kehrt der Parallelismus zu beiden Rheinseiten wieder. Warm und mit geringen Niederschlagsmengen ist das Rheintal, doch hat infolge des reichlich vorhandenen Wassers die Luft meist einen hohen Feuchtigkeitsgehalt. Nach den Höhen der Gebirge nimmt die Niederschlagsmenge zu, die Temperatur ab. Da die Niederschläge vom atlantischen Meer kommen, fangen sie sich auf der Westseite der Gebirge. Infolgedessen ist der Westhang des Schwarzwaldes im allgemeinen feuchter als der gegenüberliegende Osthang der Vogesen, die Moorbildung stärker auf ihm. Tanne und Fichte die besser Rohhumus vertragen als Buche, sind im Schwarzwald herrschend, die noch anspruchslosere Kiefer ist häufiger als in den Vogesen, in denen im allgemeinen der Nischwald verbreiteter ist. Aber das sind Unterschiede, die sich nur in den dünnbevölkerten Höhengegenden geltend machen.

Auch die pflanzlichen Verhältnisse zu beiden Seiten des Rheins sind durchaus ähnlich. Das warme Klima läßt Pflanzen gedeihen, wie wir sie sonst in Deutschland, abgesehen von der nördlichen Fortsetzung dieser Landschaft in der Pfalz und an der Bergstraße kaum wiederfinden: an den Berghängen Wälder von Edelkastanien, in den Weinbergen und Obstgärten Mandelbäume. Die Hänge sind bedeckt von Weinbergen. Wer kennt nicht den Gebweiler Ritterle, den Türckheimer Brand, den Bergheimer, den Kappoltweiler und den Wolsheimer Riesling den Kappelrodecker, den Markgräfler, den Kaiserstühler und wie sie alle heißen. Der muß noch nie in weinbauenden Ländern gewesen sein, der die Wirkung der Reben auf den Charakter des Volks verkennet. Neben dem Bau von Getreide, Kartoffeln, Rüben und Gemüse spielt beiderseits des Rheins Hopfen und Tabak eine erhebliche Rolle. Wie die Kulturgewächse, so stimmen auch die wildwachsenden Pflanzen überein. Uebereinstimmend hat auch die Tierwelt einen südlichen Einschlag. Von sonst in Deutschland seltenen Tieren ist hier einheimisch die große Smaragdeidechse, als seltenere Gäste erscheinen allerhand südliche Insekten wie die Gottesanbeterin, ja sogar südliche Wirbeltiere, wie die Ginsterkaze verlieren sich gelegentlich hierher.

Aber alle diese Uebereinstimmungen würden allein wenig für die Zugehörigkeit des Elsaß zu Deutschland sagen, waren nicht auch das Volk selbst in Abstammung, Sitten, Gebräuchen und seiner ganzen Denkweise deutsch. Für den römischen Eroberer und Geschichtsschreiber Julius Cäsar freilich war der Rhein die Grenze Germaniens, aber schon lange vor Cäsars Zeiten wogten die Völker über den Strom hin und her, und auch den Römern war der Rhein keine dauernde Grenze. Namen wie Pforzheim (die Pforte des Schwarzwalds), Konstanz, Augsburg (Augusta Vindelicorum) und viele andere Städtenamen erinnern ebenso wie zahlreiche Funde daran, daß Rom seinen Machtbereich tief nach Süd-Deutschland hinein ausdehnte. Das Elsaß wurde zur Provinz Germania prima gerechnet. In dem vom Taunus nach Regensburg ziehenden Grenzwall, dem Limes, mußte sich das römische Reich eine künstliche Grenze gegen die nicht unterworfenen germanischen Stämme schaffen, die schon damals den Abwehrkrieg gegen welsche Ländergier zu führen hatten.

Der Schutzwall des römischen Reiches fiel als die große Menschenflut von Osten her losbrach. Germanische Stämme zerstörten die morsche Kultur und das morsche Reich Roms. Kurz war ihre Blütezeit. Ihre Gründungen auf fremdem Boden zerfielen rasch. Nur wo Boden und Klima die der Heimat waren, da hielten sich deutsche Stämme ungeschmälert.

Zwei germanische Stämme waren es, die damals das jetzige Elsaß und das jetzige Baden bewohnten, im größeren südlichen Teil die Alemannen, im Norden die Franken. Noch heute lassen sie sich meist unschwer an Sprache und Schädelbau erkennen. Die Bevölkerung ist im wesentlichen trotz des Zuzugs von Ost und West dieselbe geblieben.

Das große Reich der Merovinger und Karolinger, das als Endprodukt der Völkerwanderung auf dem Boden Frankreichs und Deutschlands hervorging, hatte kurzen Bestand. In der Mitte zwischen beiden wurde Lotharingen geschaffen, das deutsche wie welsche Gebiete umfaßte. Es mußte, wie alle künstlichen Schöpfungen, auseinanderfallen. Wie künstlich die Trennung des Elsaß von Deutschland war, beweist daß es kaum über ein Menschenalter zum lothringischen Reich gehörte.

Wäre Frankreich jemals ein friedlicher Nachbar und nicht stets voll unerfättlicher Raubgier gewesen, niemand würde bedauern, daß später Gebiete wie die von Toul und Verdun, von Belfort und Nömpelgard an Frankreich gefallen sind. Zum Schutze deutschen Landes aber hätten wir sie schon manchmal bitter nötig gehabt. So aber reizte der schöne Garten des Elsaß, des deutschen Elsaß, die Begehrlichkeit Frankreichs.

Die Besitzungen des Bistums Straßburg lagen wie die habsburgischen, beiderseits des Rheins, Mompelgard gehörte zu Württemberg, und noch heute werden Länderstrecken diesseits und jenseits des Rheins als Hanauer Land bezeichnet.

Am Hange der Vogesen bei Barr steht die Ruine Landsberg. Einer Frau aus diesem Hause, der Aebtissin Herad vom Otilienkloster, haben wir die ältesten Zeichnungen über deutsches Leben im Mittelalter zu verdanken, die sie im Hortus deliciarum niedergelegt hat.

Ein elsässischer Dichter, Gottfried von Straßburg, hat in seinem Tristan den ritterlichen Sagenkreis der Troubadourzeit überliefert. Die Handwerksmeister Straßburgs wetteiferten mit denen Nürnbergs in deutscher Dichtkunst und deutschem Gesang. In Straßburg wurde eins der schönsten und andachtsvollsten Gotteshäuser der Welt, schöner als die Peterskirche, von dem deutschen Meister Erwin von Steinbach gebaut. Kaum einer der gotischen Bauten atmet soviel deutschen Geist wie dieser. „Dann,“ hat Goethe gesagt, „wenn das letzte deutsche Wort verklungen ist, werden seine Steine noch deutsche Sprache reden.“ — Und noch ein unvergleichliches Werk der Gotik besitzt das Elsaß. Vom Main ließ das Kloster Isenheim den am tiefsten, am deutschesten empfindenden aller Maler, Matthias Grünewald, kommen. Kaum eine lieblichere und zugleich deutschere Mutter läßt sich denken, als die, die uns der große Meister geschenkt hat, echt deutsch ist die Art, wie zugleich Göttlichkeit und Menschlichkeit des Jesuskinds dargestellt ist. Echt deutsch die zugleich fast grausam realistische und doch durchaus vergeistigte Darstellung des Leichnams Christi, dessen Hände noch im tiefsten Schmerz gekrümmt sind. Kein Mensch mehr, reine Gottheit, die das Irdische hinter sich gelassen hat, ist der Auferstandene. Welche Fülle religiösen Lebens, welche Fülle religiösen Ringens in diesem deutschesten der deutschen Gemälde liegt, vermag nur das Studium des Werks selbst zu sagen.

Auch von kleineren Werken deutscher Bildkunst sind nicht wenige im Elsaß entstanden. Hier wirkte Hans Baldung Grien. Die Schlösser und Burgen aus romanischer und gotischer Zeit sind desselben Stils wie in Baden und Schwaben, wie an Rhein und Mosel. Die bürgerlichen Bauten der Gotik und Renaissance atmen deutschen Geist. Die Fachwerkbauten Alt-Straßburgs und Kolmars, die einst wohlbewehrten Landstädte wie Rosheim, Oberehnheim, Börsch, Dambach, Rappoltsweiler, Türkheim, sie haben den deutschen Charakter. Das elsässische Bauernhaus ist bis auf den heutigen Tag ein deutsches Bauernhaus.

Auch in rein geistiger Beziehung hat sich das Elsaß niemals vollkommen von Deutschland loszulösen vermocht. Wie wäre das auch möglich in einem Land, in dem ein Gutenberg die Druckerpresse erfand, in einem Land, in dem Sebastian Brants Narrenschiff, und Murners Satiren entstanden. Noch zu Goethes Zeiten galt Straßburg als deutsche Stadt, das Elsaß als deutsches Land, wenngleich die Universität unter der Franzosenherrschaft schon arg heruntergekommen war. Im Münstersturm eingemeißelt sind die Namen Goethes und Herders. Hier studierte der treue Lersé, dem sein Denkmal im Götz gesetzt ist, hier der unglückliche livländische Dichter Lenz.

Man sagt, mit der französischen Revolution habe das Elsaß aufgehört, ein deutsches Land zu sein. Gewiß ließen sich die Elsässer durch mancherlei gute und richtige Gedanken, die dieser Revolution innewohnten, mehr aber noch durch schöne Schlagworte hinreißen. Aber es ist nicht richtig, daß damals der deutsche Geist im Elsaß starb, daß es französisch wurde. Noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sind hervorragende wissenschaftliche Werke im Elsaß in deutscher Sprache erschienen, nie ist die deutsche Dichtung im Elsaß ausgestorben, noch stets war die Sprache des Bauern, die Sprache des Bürgers in seinem Kreise deutsch, ein Deutsch, das vom Schriftdeutsch nicht weiter entfernt ist, als die Sprache des schwäbischen oder mecklenburgischen Bauern oder des Berliner Bürgers. Solange deutsche Sprache im Elsaß gelesen und gesprochen wird, brauchen wir keine Furcht zu haben, daß der deutsche Gedanke dort untergeht.

Eine Fülle trefflicher Dichter hat Frankreich hervorgebracht, aber kein Goethe, der die irdische und die jenseitige Welt umspannt, auch nicht ein Shakespeare, der das Menschentum in seiner ganzen Lust und seinem ganzen Schmerz umfaßt, ist dabei. Frankreich hat einen Gounod und einen Bizet, keinen Beethoven.

Nichts kann Frankreich dem elsässischen Volke bieten, was ihm nicht auch Deutschland gegeben hätte. Schon mehrt sich die Zahl der Unzufriedenen. Alteingeborene sind in großer Zahl über die deutsche Grenze, teils freiwillig, teils durch französische Willkür gezwungen, gewandert. Es sind nicht die Schlechtesten des Volks. Den Vorteil von der Franzosenherrschaft haben nur wenige Kapitalisten, das Volk hat nichts von ihr.

Die geistigen Güter, die geistige Gemeinschaft, die den Elsässer, den gebildeten und den einfachen Mann, mit Deutschland verbanden, sollen ihm genommen werden. Hoffen wir, daß der vom Sturm geschüttelte Baum sich um so fester im deutschen Boden verankert.

1870 / Von Paul Warndke

Sch höre ein Raunen und Rauschen,
Ein Klingen aus alter Zeit;
Den Stimmen muß ich lauschen
Versunkener Herrlichkeit.

Ich höre sie fast verwundert:
Wann ist so Großes geschehn?
Ich sah ein halb Jahrhundert
Seit jenen Tagen vergehn.

Es rauschte wie Adlergesieder
Vom waldigen Wasgenstein,
Denn Deutschlands Strom ward wieder
Der alte deutsche Rhein.

Wie anders ist es geworden:
Wir ächzen in Not und Schand',
Es schänden Frankreichs Horden
Das heilige, deutsche Land.

Sie haben uns nicht überwunden
In ritterlicher Schlacht,
Wir sind von den welschen Hunden
Heimtückisch niedergemacht.

Wir können nur knirschend denken:
Nicht deutsch mehr Straßburgs Dom!
Welsche Buben tranken
Die Rosse im deutschen Strom!

Doch was man uns genommen,
Was Leides uns geschehn:
Tage werden kommen,
Wie wir sie einst gesehn —

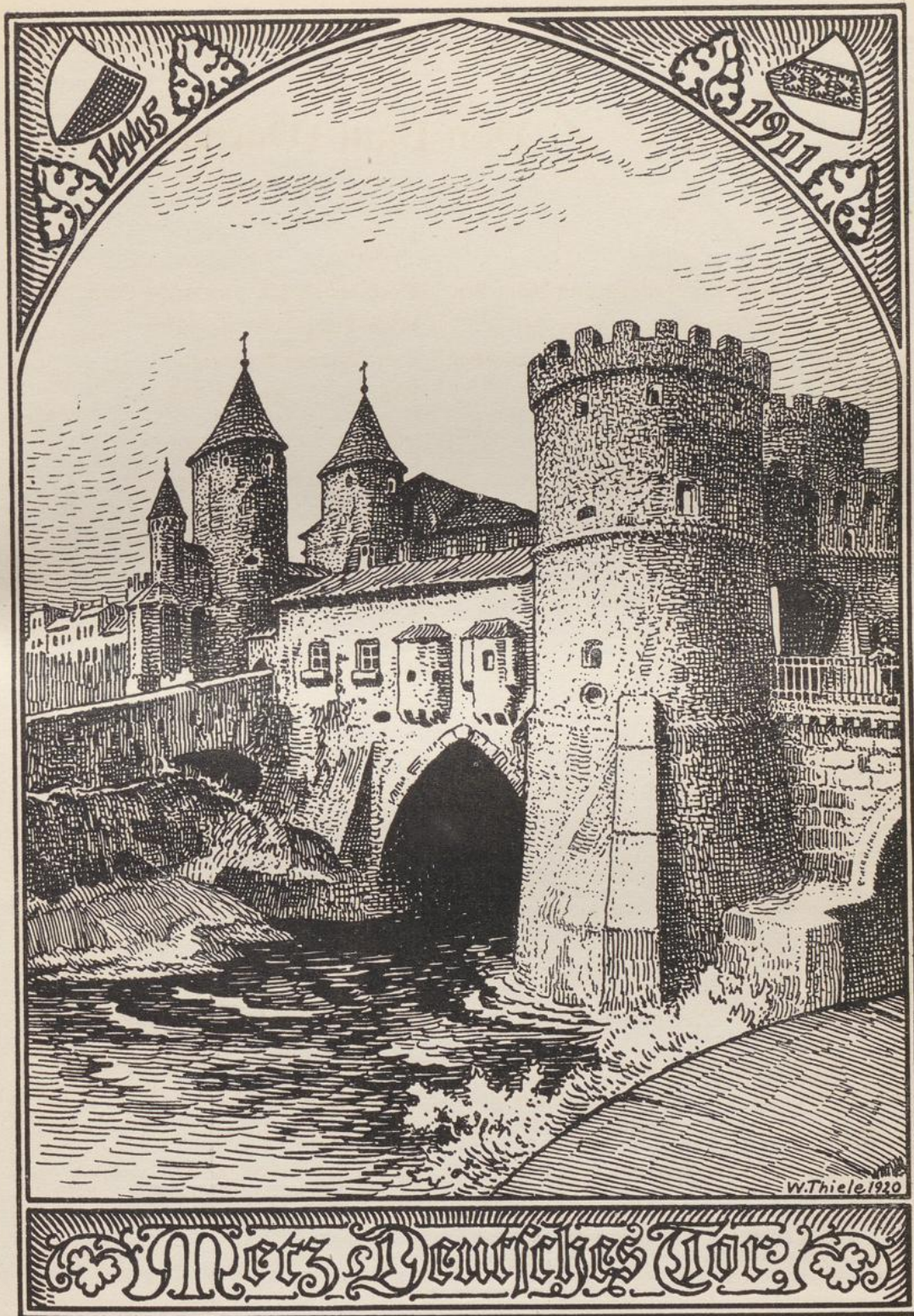
Da jeder der hohen Ahnen
Sein deutsches Herz erwies,
Da sie die stolzen Fahnen
Trugen bis nach Paris.

Da haben wir Türme und Tore
Mit Fahnen und Kränzen geschmückt,
Und Frankreichs Trikolore,
Sie lag zerfetzt und zerstückt.

O Deutschland, das in Ehren
So hoch die Erde sah,
Laß Trost die Tage dich lehren
Von Metz und St. Privat!

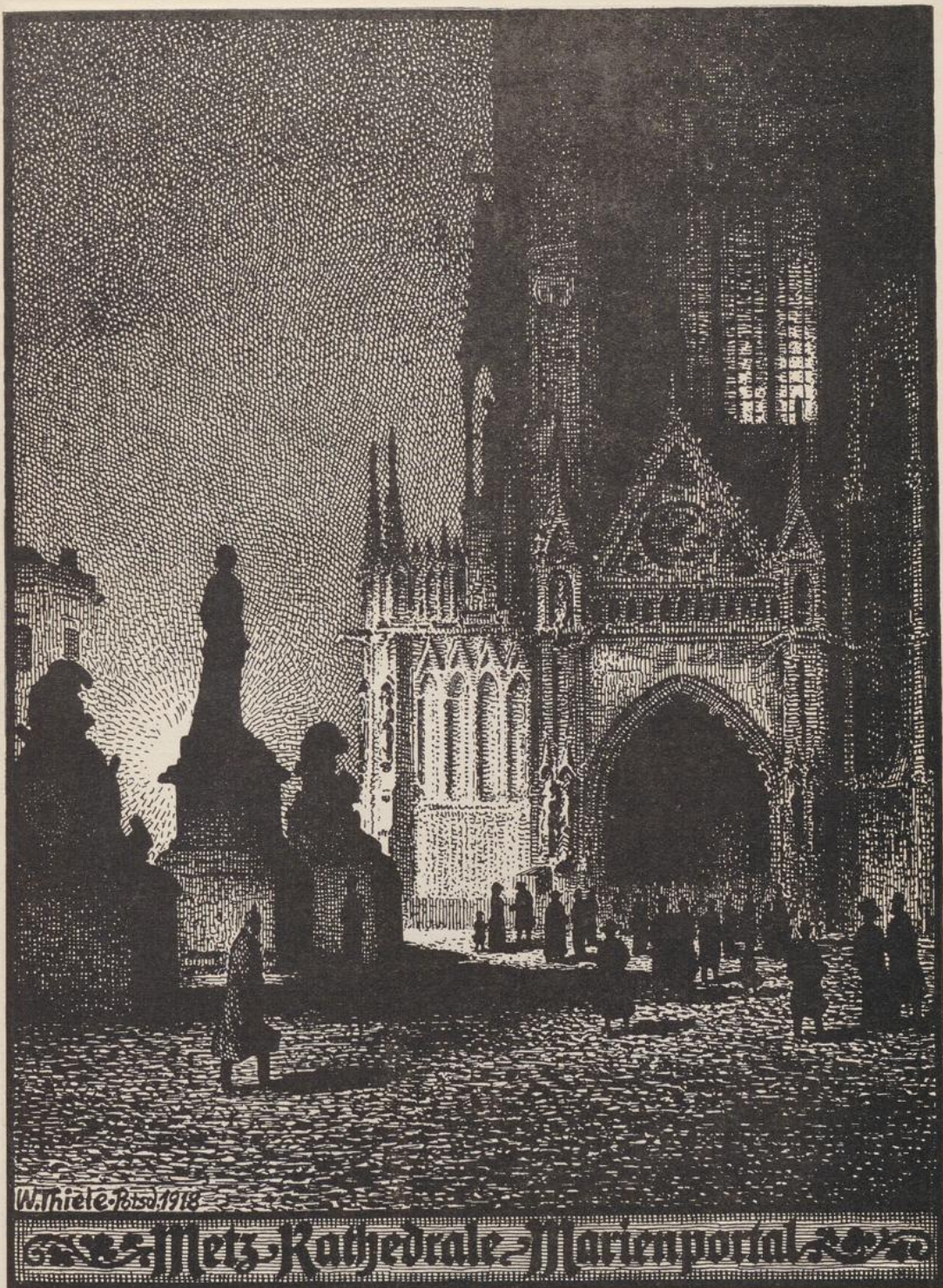
Wie Eichenkränze schmücken,
Wie Blumen von sonniger Flur,
Die Namendich: Spichern, Saarbrücken
Und Wörth und Mars-la-Tour.

O, was man dir auch genommen,
Was Leides dir geschehn,
Es werden Tage kommen,
Wie wir sie einst gesehn.



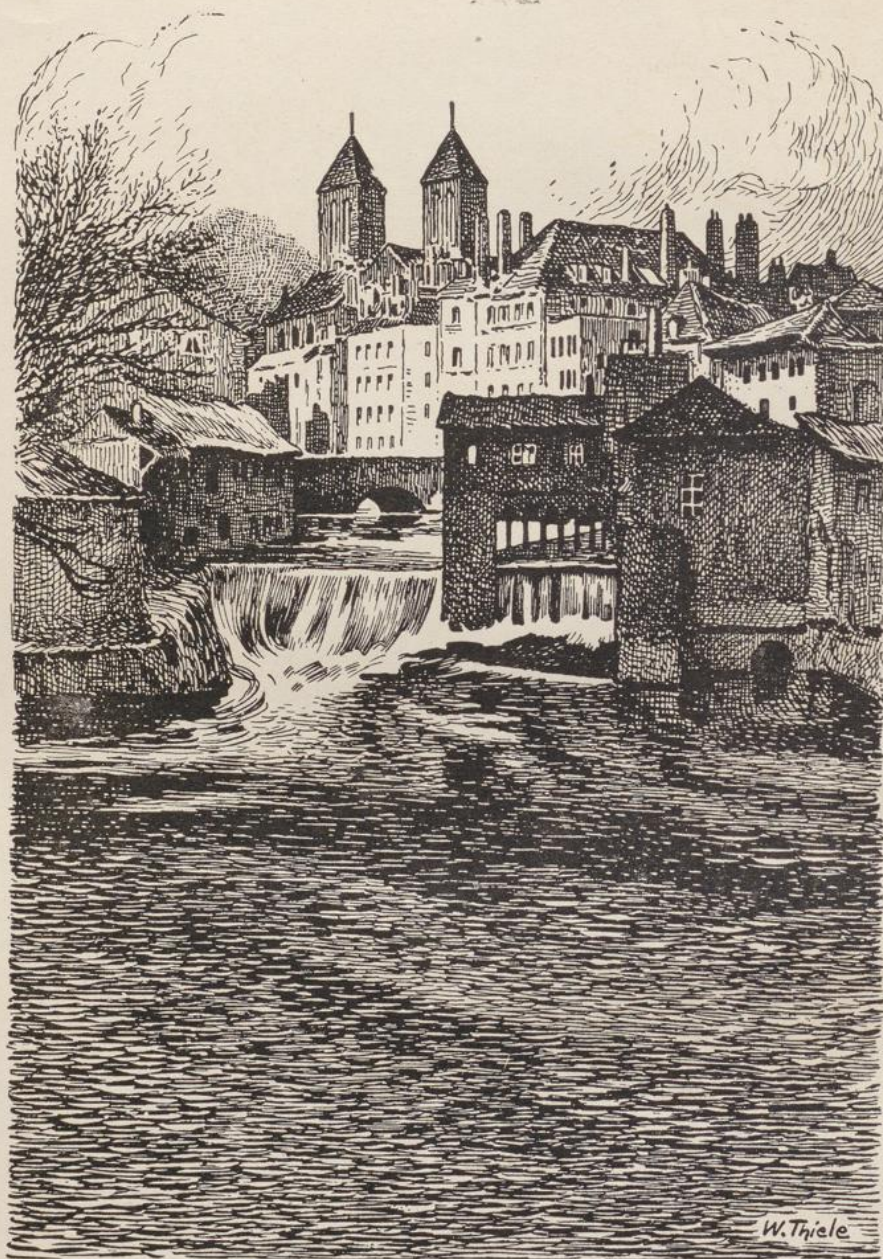


• Metz • St. Eucharistskirche •



W. Thiele Bild 1918

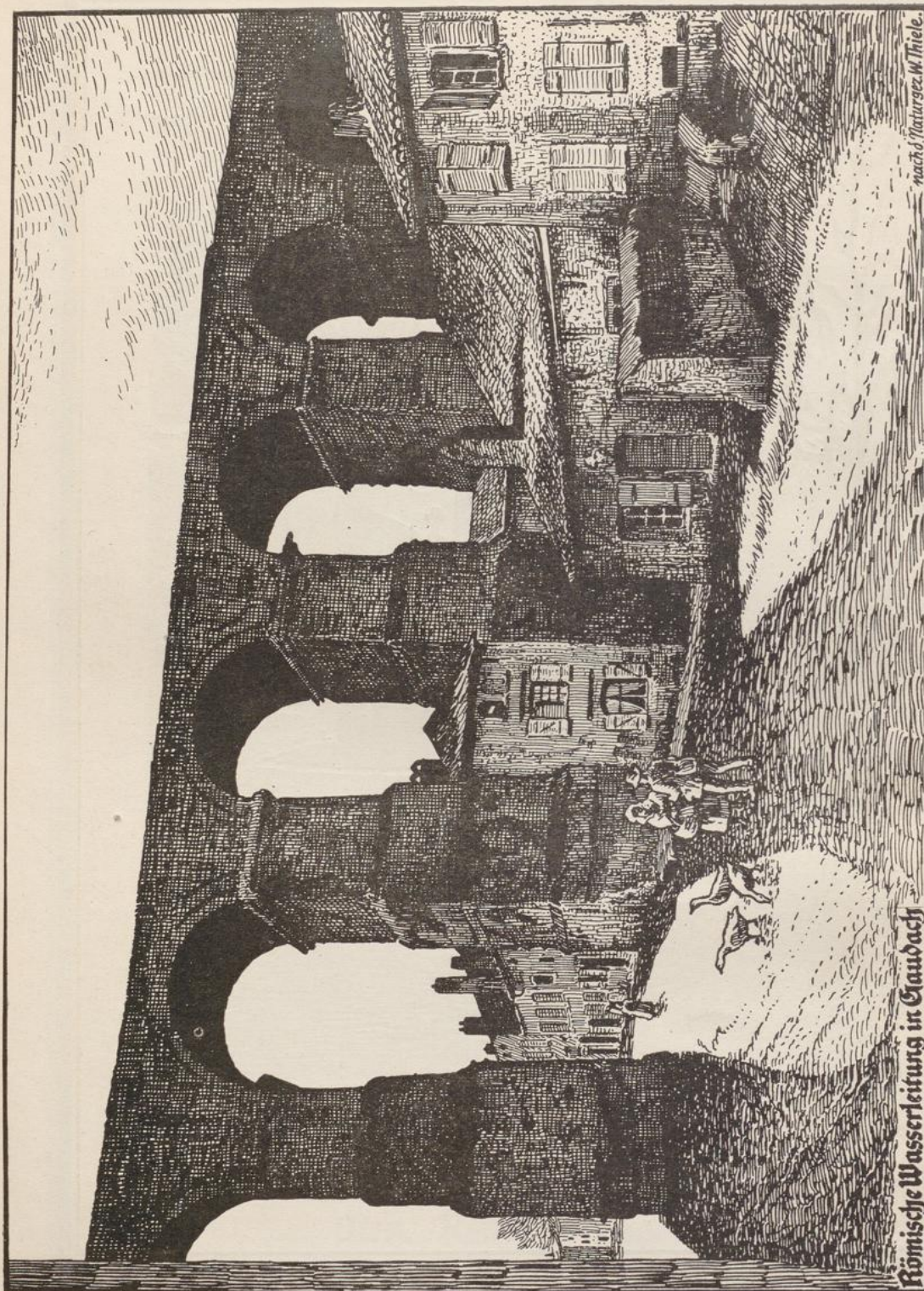
Metz Kathedrale Marienportal



Metz. Römische Bäder.

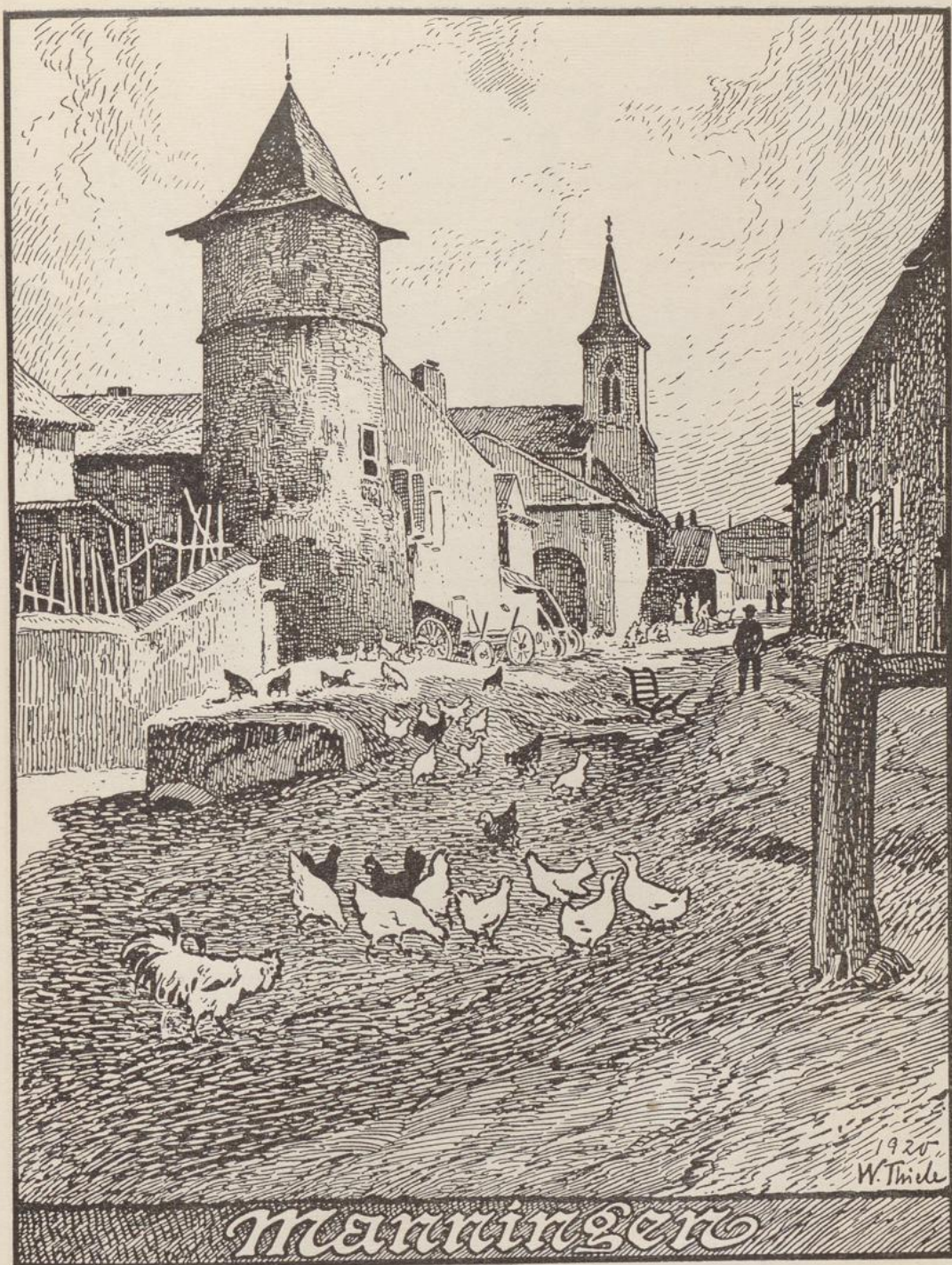


Borny: Chem. Schloß, jetzt Kloster.



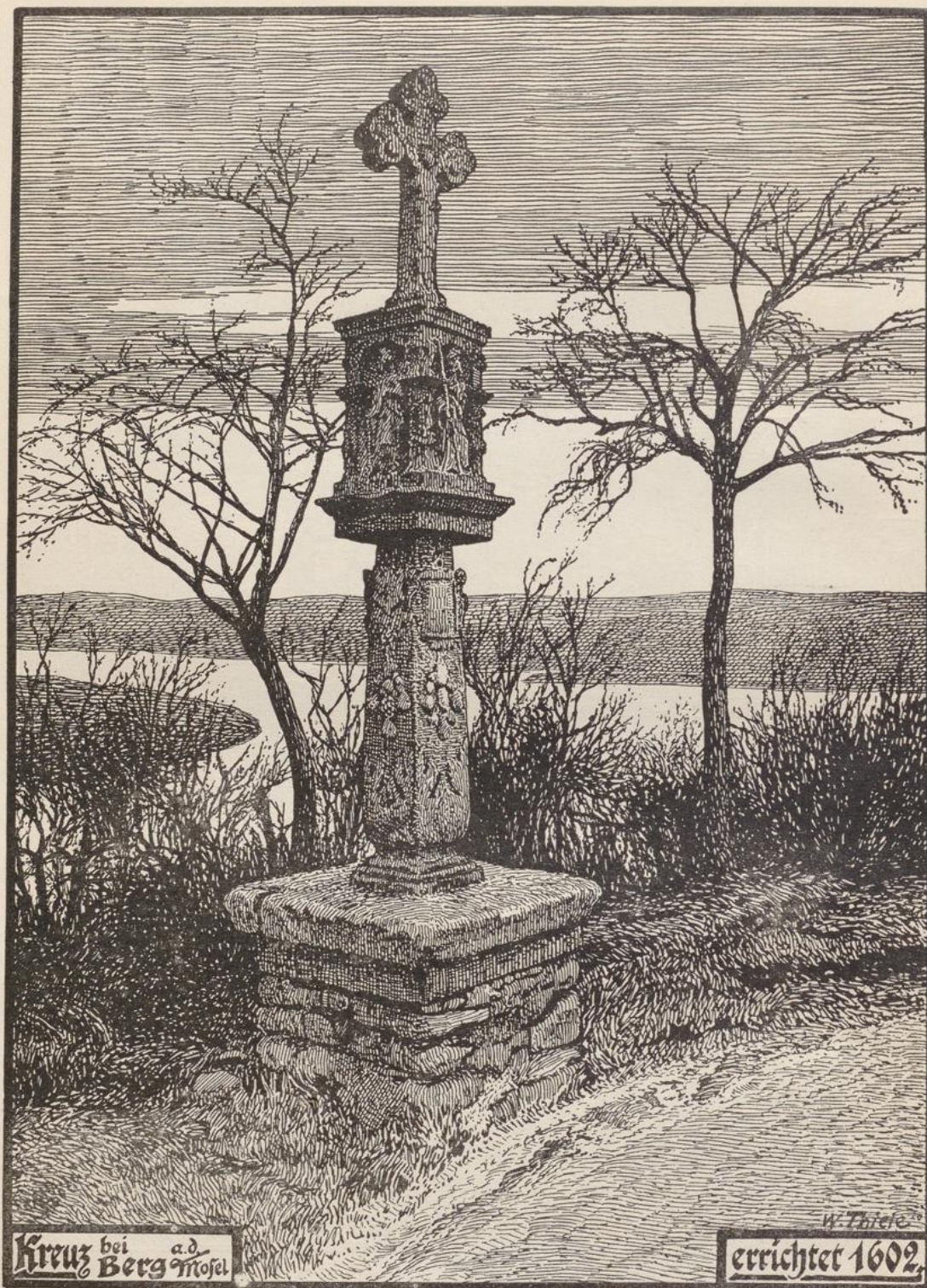
Römische Wasserleitung in Gaudach

nach Naturgeogr. W. Thiele.



1920
W. Thiele

Manninger



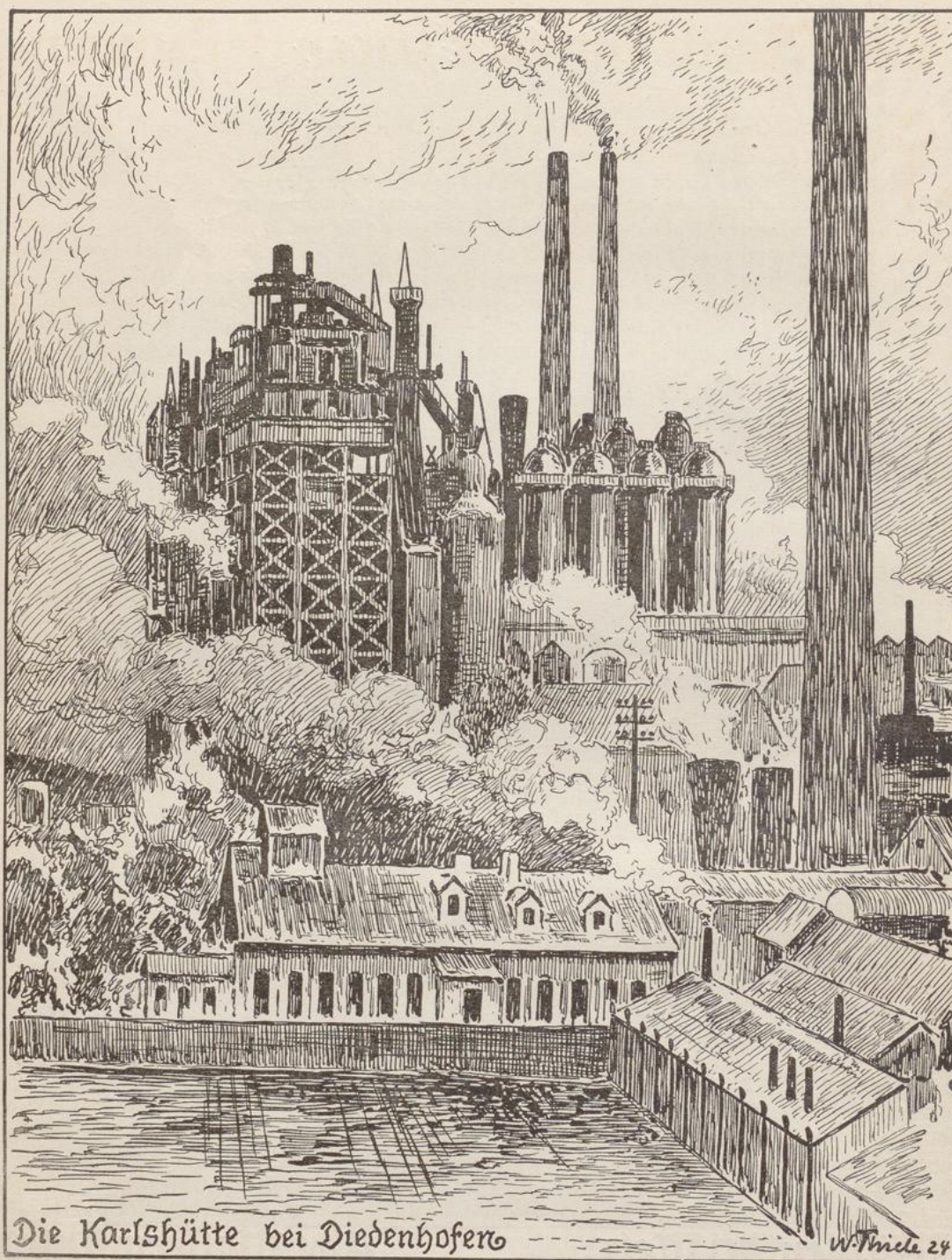
Kreuz bei a.d.
Berg Mosel

errichtet 1602



Mühlen bei Metz:

Alte Wassermühle.



Die Karlshütte bei Diedenhofen

W. Thiele 24

Der Raub unserer Grenzfestungen

Festungen sind im allgemeinen sehr verschieden eingeschätzt worden. Während sie in früheren Kriegen häufig eine ausschlaggebende Rolle spielten, haben sie die Operationen neuerer Zeit nur in geringerem Maße beeinflußt. Im Weltkriege kommt ihre Bedeutung ebenfalls verschiedenen zum Ausdruck: Lüttich, Antwerpen, die russischen Festungen werden von uns in kurzer Zeit genommen; dagegen hält Przemyśl die Russen lange fest, gelingt es uns überhaupt nicht, Verdun zu nehmen. Hieraus geht schon hervor, daß die Bedeutung aller Festungen nicht einheitlich zu beurteilen ist. Man bedenke, daß sie aus totem Material hergestellt sind, das erst durch tatkräftige Verteidigung Lebender wirksam werden kann. Nicht Beton und Eisen schaffen den Widerstand, sondern erst der Geist des Verteidigers, der sie sich zunutze macht. Verdun war uneinnehmbar, weil der Franzose es halten wollte, trotzdem schon ein Hauptpfiler, Fort Douaumont, gefallen war, und weil der nicht völlig eingeschlossenen Festung dauernd von Westen neue Kräfte zugeführt werden konnten; Antwerpen fiel nach kurzem Angriff, von den Belgiern trotz englischer Unterstützung nicht tatkräftig genug verteidigt; Bukarest dagegen wurde kampflos besetzt, da die Rumänen es vorher geräumt hatten. Und doch waren diese drei Festungen ihrer Bedeutung nach im wesentlichen gleich, erfüllten ihr Land mit besonderen Hoffnungen auf ihre Widerstandskraft.

Die weittragenden Angriffsmittel der Neuzeit mit ihrer starken Durchschlagskraft haben auf die Befestigungsart moderner Plätze den größten Einfluß ausgeübt: massierte und hochragende Anlagen mußten verschwinden; auf große Entfernungen vorgeschobene, im Gelände zerstreut liegende, schwer zu findende Beton- und Eisenwerke traten an ihre Stelle. Diesen ist nun wieder in der Fliegerwaffe ein neuer Feind erwachsen, vor dessen Falkenauge sich zu schützen, es neuer Mittel bedarf. So stellt die fortschreitende Entwicklung der Angriffswaffen immer neue Anforderungen an die Befestigungskunst, die um so schwerer zu erfüllen sind, als einmal gebaute Anlagen mit ihren nach Millionen zählenden Kosten nicht mehr umgemodelt werden können und veralten. Aber auch veraltete Festungen können noch hervorragende Dienste leisten, wenn sie einen vom echten Willen beseelten Verteidiger finden; die Geschichte lehrt es uns bei Kolberg, Sebastopol und Plewna.

Frankreich und Rußland hatten ihre gegen Deutschland gerichteten Grenzen mit einer zusammenhängenden Linie von Befestigungen versehen, die aber im Weltkriege ihren Zweck nicht erfüllten. Deutschland begnügte sich mit einigen großen Festungen an beiden Grenzen: Straßburg und Metz, Diebenhofen im Westen, Königsberg, Thorn und Posen im Osten. Auch bei uns ist der Gedanke einer fortlaufenden Grenzbefestigung im Frieden wiederholt erwogen, hauptsächlich der hohen Kosten wegen aber aufgegeben worden. Der Ausbau von Metz kostete allein gegen 200 Millionen Mark, ohne daß alle berechtigten Wünsche nach zeitgemäßem Ausbau dabei berücksichtigt werden konnten.

Aber auch uns hat der Weltkrieg nicht den Lohn der Festungsbauten gebracht; unser rückhaltloses Vorgehen im Westen, unsere glänzende Abwehr im Osten hielten die Feinde von deutschem Boden fern. Selbst Metz, dem der Feind am nächsten stand, wurde dauernd durch vorgeschobene Truppen so geschützt, daß es nicht zum eigenen Eingreifen kommen konnte. Kampflos mußte es, ebenso wie Straßburg, dem Feinde ausgeliefert werden.

So kann auch der Weltkrieg kein abschließendes Urteil über Festungen geben; jeder neue Krieg wird sie in anderem Lichte zeigen: in hellstem Glanze strahlend bei tatkräftiger Verteidigung; als kostspieliges Anhängsel, wenn der Wille fehlt, sie zu halten.

Und doch wird auch künftig ein Staat, dessen Grenzen durch feindlichen Einfall gefährdet sind, ohne Befestigung nicht auskommen. Denn diese schaffen ihm große Waffenplätze, ermöglichen die gesicherte Ansammlung von Truppen, Heeresgerät und Verpflegung, deren das Heer bei Beginn eines Krieges an der Grenze in erhöhtem Maße bedarf. Unter dem Schutze der weit vorgeschobenen Forts, die so ausgebaut sein müssen, daß der Feind sie nicht überrumpeln kann, wie wir es 1914 mit Lüttich taten, kann die Heeresleitung in und hinter diesen Waffenplätzen alles bereitleisten, um dann die Operationen zu beginnen. Diesen Zweck hat auch Metz 1914 erfüllt. Führen später die Operationen ins eigene Gebiet zurück, dann soll die Festung größere Teile des feindlichen Heeres vor ihren Toren festhalten und so die eigne Armee entlasten.

Aber auch im völkischen Sinne hatten unsre großen Grenzplätze eine besondere Aufgabe zu erfüllen; sie sollten mithelfen, deutsches Wesen und deutsche Art in unsern Grenzländern zu verbreiten und zu festigen, und dem fremdländischen Einfluß entgegen wirken. Dazu waren diese Orte besonders geeignet; dort, wo der Mittelpunkt militärischer und ziviler Verwaltung war, sammelten sich auch Vertreter von Handel und Gewerbe, von Kunst und Wissenschaft. Sie alle konnten im deutschen Sinne befruchtend wirken, deutsche Kultur und Sitten in den Grenzländern vertiefen. Wer Straßburg und Metz in der Zeit nach 1870/71 und vor Ausbruch des Weltkrieges kennen gelernt hat, wird zugeben, daß sie diese Aufgaben miterfüllt, daß sie durch deutschen Fleiß und Einfluß sich in außerordentlicher Weise emporgearbeitet haben. Auch in Posen und Thorn kann dieser Einfluß nicht geleugnet werden; trotz aller Gegenarbeit der uns feindlichen polnischen Nation entwickelten sie sich zu Stützpunkten deutschen Lebens und deutscher Sitte. — Der Schmachtfrieden von Versailles hat sie uns genommen; im Westen die alte deutsche Stadt Straßburg und die Moselsperre Metz-Diedenhofen; im Osten den Schutz der Warthe-Weichselinie Posen-Thorn. Kein größerer Waffenplatz schützt mehr unsre West- und Ostmark, kein Sammelpunkt für deutsches Wesen und Kultur hemmt den zerstörenden Einfluß antideutschen Wirkens. Im Westen ist unser blühendes Rheinland ungedeckt französisch-belgischem Einfall preisgegeben, Süddeutschland nicht mehr durch den Rhein geschützt, dessen stärksten Brückenkopf, Straßburg, die Franzosen besitzen. Im Osten aber wurde ein unsrer Wesensart feindlich gesinntes Volk politisch selbständig, die Polen, die im Besitz von Posen und Thorn keinen örtlichen Widerstand mehr finden, wenn sie weiteres deutsches Land rauben wollen.

Was ist uns überhaupt noch an Festungen geblieben? Im Westen sind die Rheinbrückenköpfe Köln, Koblenz und Mainz vom Feinde noch auf 5 bis 15 Jahre besetzt und werden geschleift. Unser natürliches westliches Grenzhindernis, der Rheinstrom, liegt jetzt feindlichem Einfall offen dar, er kann sowohl bei Straßburg als auch überall da überschritten werden, wo es die feindlichen Operationen erfordern, nirgends bietet er mehr befestigten Widerstand. Im Osten sind uns Königsberg und Löben, die Oosperre, geblieben, die beide ihren Zweck, einen feindlichen Vormarsch aufzuhalten, erfüllen könnten. Aber auch da sucht uns der Feind Fesseln anzulegen. Denn er deutet nachträglich den Friedensvertrag so, daß diese Befestigungen nur mit einer ganz minderwertigen Zahl von Geschützen bestückt werden dürfen, einer Zahl, die nicht annähernd ausreicht, irgendeinen namhaften Widerstand zu leisten. Deutschland ist so tatsächlich ohne Festungen.

Und das, was unsre Schwäche wurde, ist gleichzeitig der Feinde Stärke geworden. Ihm sind in diesen uns geraubten Festungen Bollwerke ersten Ranges zugefallen, die ihm alle die Vorteile bringen, die wir mit ihnen verloren haben. Als wir 1870 Straßburg und Metz übernahmen, waren es unvollkommene und veraltete Festungen; wir erst haben sie zu Plätzen ersten Ranges ausgebaut. Frankreich kann sie jetzt ohne weiteres gegen uns verwenden; sie sind nach Osten ebenso wie nach Westen geschützt. Unsere Arbeit und unsere Mittel kommen nun dem Feinde zugute. Ebenso fallen den Polen die erst von uns geschaffenen Waffenplätze, Posen und Thorn, ohne jede eigne Mühe in den Schoß. Unsere eignen Kinder, die wir gehegt und gepflegt, mit Sorgen und Entbehrungen großgezogen haben, sie stehen jetzt drohend an unserer Grenze, bereit, den feindlichen Einfall in ihr Mutterland zu unterstützen, unser Zurückkommen zu ihnen zu verhindern.

Und wenn wir den hoffenden Gedanken, den jedes echte deutsche Herz hegt, verwirklichen, wenn wir das uns geraubte Land in West und Ost zurückerobern wollen, was werden uns dann diese verlorenen Volkskinder, unsere Festungen sein? Das größte Hindernis; Ströme von Blut wird ihr Wiedergewinn fordern. Denn die Rolle, die wir ihnen bei ihrer Schaffung zudachten, die werden sie nun gegen uns spielen.

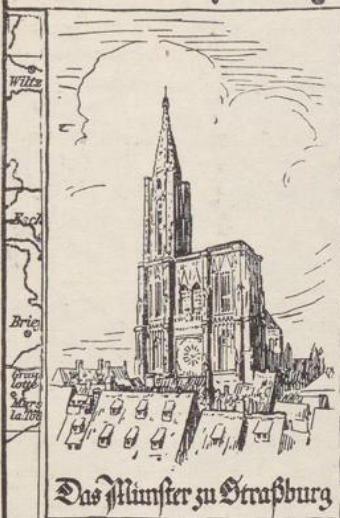
Das sind die schweren und traurigen Folgen des Verlustes unserer Festungen in West und Ost, die wir hingeben mußten, weil unser eignes Volk seine Wehrmacht vernichtete, so daß die Feinde ihrer Raub- und Raubgier kein Ziel mehr zu setzen brauchten.

V. Opler.
Journal der Infanterie 9. J. 1. J. 1918.
Mann der Festung Metz von 1911-1918.

Die Erfahrung lehrt, dass eine Vertheilung der Last, die
 einem Individuum obliegt, nur durch eine Vertheilung,
 wie denn die Erfahrung zeigt, nur durch eine Vertheilung
 der Lasten auf die in der Natur vorkommenden Kräfte.

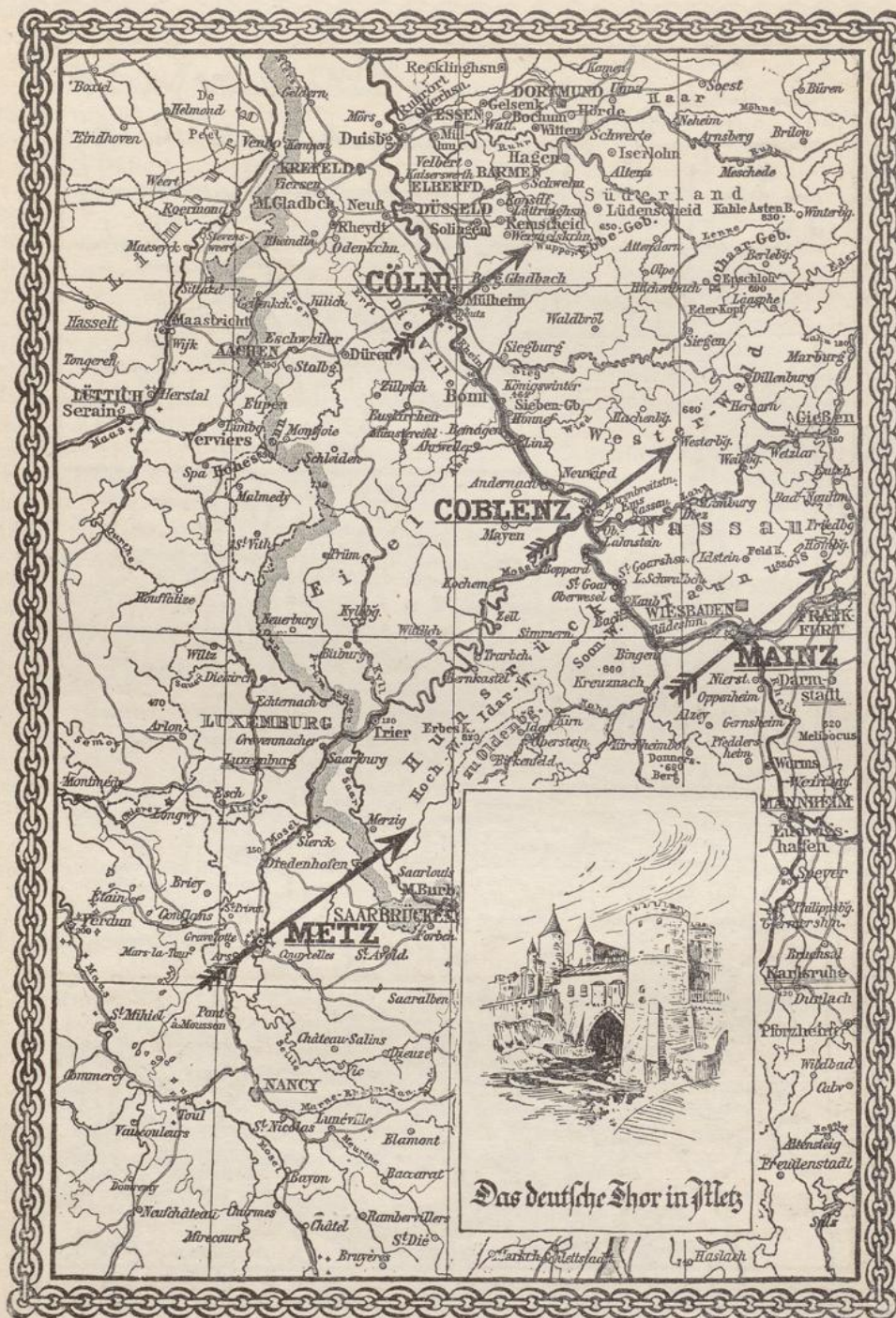
6. September 1818.

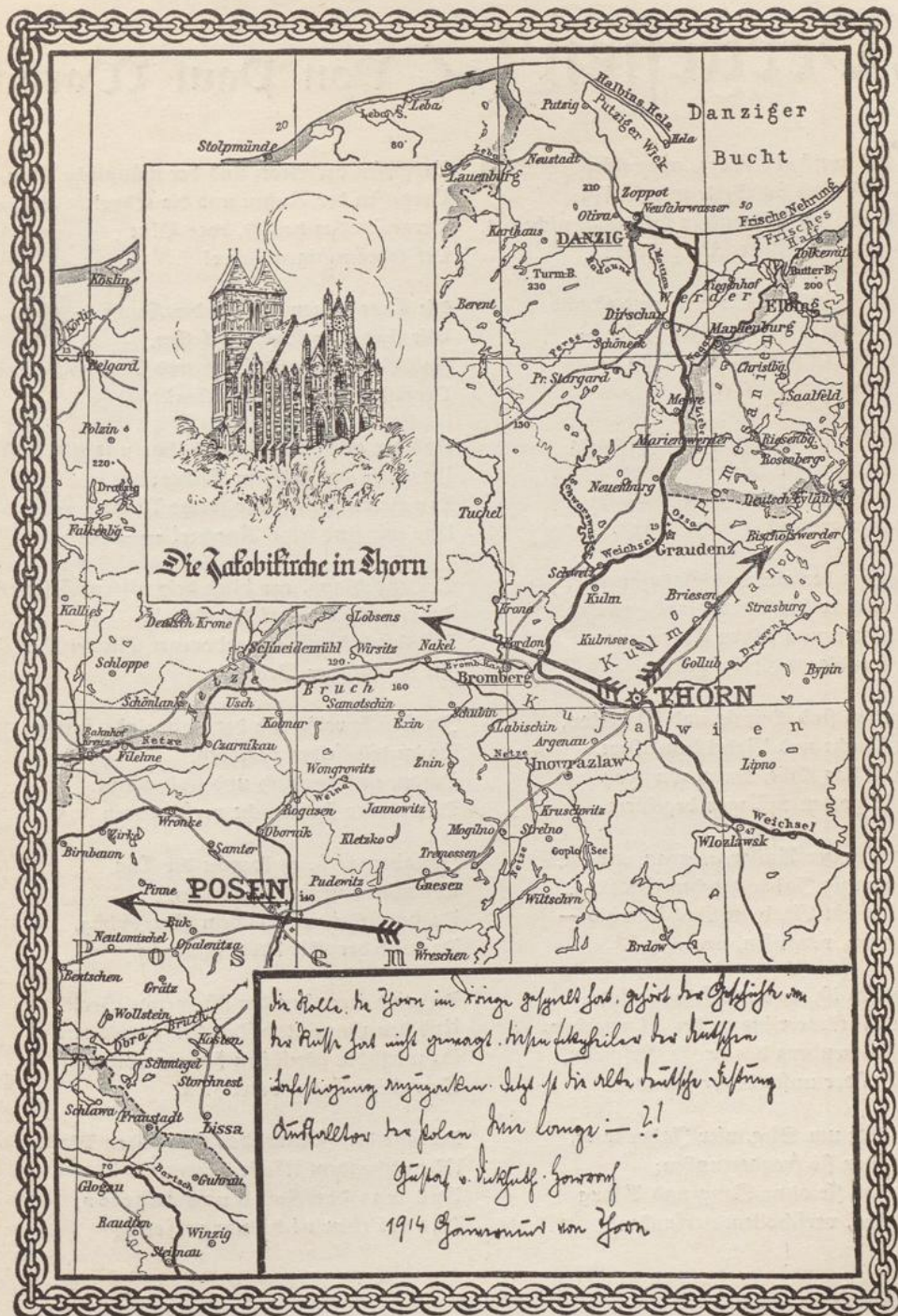
Maschinen von Bern
 General der Infanterie, 1814
 von Bern, General der Infanterie
 von Bern.



Das Minster zu Strassburg







„Vergessen“ / Von Paul Warncke

Ich weiß ein Wort, mit reißendem Stoß
Will es die Seele mir fressen;
Es frallt sich fest, und es läßt mich nicht los,
Das grausige Wort „Vergessen“!

Vergessen ist, wie Schwert und Schild
Einst wogten auf blutiger Halde —
Vergessen ist das ragende Bild
Im Teutoburger Walde.

Vergessen ist, was uns groß gemacht
Im Wandel der tausend Jahre,
Der Held der Sehrbelliner Schlacht
Und sein grollendes „Exoriare“!

Vergessen der alte von Sanssouci
Und was er für Deutschland gewesen,
Als hätten von seinen Taten wir nie
Mit freudigem Stolz gelesen.

Vergessen sind Leipzig und Waterloo,
Von Nacht und Nebel bemeistert,
Und all das Edle, daran wir froh
Uns in goldenen Tagen begeistert.

Vergessen der Kaiser, eisgrau und alt,
Der neunzig Jahre durchmessen . . .
Es liegt ein Grab im Sachsenwald —
Vergessen, vergessen, vergessen!

Vergessen ist, was wir selber gesehn
Vom Nordmeer bis zu den Karpathen,
Bei Tannenberg das große Geschehn,
Der Brüder unsterbliche Taten.

Und Sieg um Sieg, vier Jahre lang,
Wir sahen sie freudetrunken;
Nun sind sie ohne Sang und Klang
Vergessen, verschollen, versunken!

Vergessen der Stolz und der männliche Mut,
Vergessen der Ruhm und die Ehre!
Vergessen das heilige, rote Blut
Der todesmutigen Heere!

Die Tage tanzen in rasender Flucht —
Wir sind vom Teufel besessen,
Und Ordnung und Sitte und Treue und Zucht,
Vergessen sind sie, vergessen!

Und der grinsende Feind höhnt uns ins Gesicht
Und lacht der heiligen Rechte;
Den Herrn spielt jeder freche Wicht,
Und wir sind seine Knechte! — — —

O Deutschland, wo blieb dein eisern Geschlecht,
Du ragendstes Volk der Erde!
Du übst dich wie ein geborener Knecht
In knechtischer Gebärde.

In Stücke reißt dich der taumelnde Feind,
Da du dich selber verloren,
Da du, einst herrlich und stolz geeint,
Dich blöder Zwietracht verschworen.

Ich aber weiß: es kommt der Tag,
Der wird empor dich rütteln,
Da steigst du auf aus dem Sarkophag,
Da wird der Fels dich schütteln.

Da wird erwachen der stürmende Groll
Und den züngelnden Drachen vernichten;
Da wirst du, göttlichen Zornes voll,
Gewaltige Taten verrichten!

Da lasse der Himmel den frevelnden Wahn
Mit rächendem Maße dich messen!
Und was der Feind uns angetan,
Das sei ihm nicht vergessen!

Eupen-Malmedy

Von Dr. med. et phil. Karl Krieger.

„Ich vermochte keine einzige Person zu entdecken, die belgisch werden wollte.“
So ein englischer Berichterstatter im „Manchester Guardian“.



Im wildromantischen Eifelgebirge, an der äußersten Westküste unseres deutschen Vaterlandes liegen die urdeutschen Kreise Eupen-Malmedy-Monschau, bereits 870 im Vertrag von Meerssen auf Grund der Sprachgrenze dem ostfränkischen Reich zugesprochen. Sie gehörten dann eine Zeitlang zu Lothringen. Eupen stand weiter unter limburgischer, brabantischer, burgundischer, österreichischer, spanischer und wieder österreichischer Herrschaft; die Benediktinerabtei Malmedy wurde unter Fürst-Abt Wilbald, dem Berater des deutschen Kaisers Lothar und späteren Reichskanzler Friedrich Barbarossas reichsunmittelbar. 1795/97 kam Eupen-Malmedy an Frankreich, 1815 an Preußen. Der Sprache nach ist Eupen rein deutsch. Die Stadt Malmedy und einige umliegende Dörfer haben wallonische Bewohner, der übrige, weit überwiegende Teil des Kreises ist rein deutsch. Die sprachliche deutsche Mehrheit in Eupen-Malmedy beträgt über fünf Sechstel. Auch die Wallonen sprechen gut deutsch, mangelhaft französisch und fühlen sich durchaus als Deutsche.

Die belgischen Gebietsforderungen an Holland nach dem Weltkriege wurden von Frankreich aus strategischen Erwägungen auf Eupen-Malmedy-Monschau abgelenkt, und zwar um so leichter, als Belgien die ausgedehnten Waldungen der Kreise gut gebrauchen konnte. Eine glatte Annexion wagte die Entente nicht, da sie angeblich ja gerade für das Selbstbestimmungsrecht gekämpft hatte; eine wirkliche Volksabstimmung hätte aber bestimmt nicht zum erwünschten Ziel geführt. So stellte man denn die Kreise vorab unter belgische Souveränität und setzte dann eine unglaublich freche Komödie der öffentlichen „Volksbefragung“ in Szene, bei der die Bewohner das „Recht“ hatten, sich in eine von der belgischen Behörde verwahrte, mit Drohungen, Hindernissen und Strafmaßnahmen wohlbehütete „Protestliste“ einzutragen. Das Ergebnis dieser Volksbefragung stand in so vielsagendem Mißverhältnis zur Nationalität der Einwohner, daß es den brutalen Terror ganz eindeutig erkennen ließ. Gleichwohl wurde er vom „Völkerbundsrat“, der Versicherungsgesellschaft der alliierten Raubkompanie, anerkannt, der Protest der deutschen Regierung beim Völkerbund selbst wieder vom Rat des Völkerbundes abgetan. Belgien war es nicht gelungen, den begehrten Kreis Monschau im Friedensvertrag zu erhalten. Da mußte denn die famose „Grenzfestsetzungskommission“, die eigentlich nur die Grenze abzustechen hatte, nachhelfen. Sie brachte es fertig, noch ein Drittel des Kreises Monschau mit der einzigen Bahnlinie „aus wirtschaftlichen und Verkehrsgründen“ Belgien zuzuweisen. Der nationale Generalstreik der vergewaltigten Bevölkerung von Eupen-Malmedy-Monschau wurde unterdrückt, die nationalen Führer, wie z. B. Verfasser, verfolgt, verhaftet und verbannt.

Belgien schuf sich gegen den Willen der Mehrheit der belgischen Bevölkerung einen Feind im eigenen Lande und nur zum Nutzen Frankreichs eine Quelle dauernder Feindschaft zu seinem deutschen Nachbar. Eupen-Malmedy-Monschau ist das belgische Elsaß-Lothringen und hat für die große Politik eine weit größere Bedeutung, als sie der Größe des Gebietes an sich entspricht. Von uns erwartet es, daß wir seiner gedenken, wie die Franzosen Elsaß-Lothringens gedacht haben. Dem nach Eupen-Malmedy entsandten Berichterstatter des „Manchester Guardian“ sagte ein Malmedyer Wallone am 30. April 1920 auf die Frage, wie man dort denke: „Warten Sie bis Mitternacht“. Um Mitternacht sang die versammelte Bevölkerung zur Bewillkommnung des Mai nach Malmedyer Sitte ein wallonisches Mäilied, darauf das deutsche: „Heimat ade, scheiden tut weh!“

Wir aber rufen als Antwort: „Eupen-Malmedy, auf Wiedersehen im erstarkten, neugeeinten deutschen Vaterland!“

Eupen, Malmedy, Monschau

Von Dr. Werner Wirths

Die Knechtung des deutschen Volkstums der rheinischen Kreise Eupen, Malmedy und Monschau, ihre Annexion durch den belgischen Staat ist nur ein verhältnismäßig kleines Glied in der Kette, welche die Grenzen des geschlossenen deutschen Siedlungsgebietes seit Versailles, Trianon und St. Germain einpreßt. Aber vielleicht das hervorstechendste Beispiel für die Vergewaltigung jenes Rechts, das in den Friedensdikтатаen angeblich die Grundlage für die Neuordnung der europäischen Grenzen abgeben sollte.

Warum wurde auch im nördlichen Teil der deutschen Westgrenze deutsches Volkstum aus dem geschlossenen deutschen Siedlungsgebiet herausgerissen? Niemals hatte der belgische Staat Anspruch auf deutsches Reichsgebiet erhoben; und die Konstruktion eines bis zur Mosel reichenden großbelgischen Staates, die sich einige belgische Historiker schon vor dem Kriege leisteten, war auch in Belgien niemals ernst genommen worden. Doch der kleine Bundesgenosse wollte dem Großen nicht nachstehen. Belgien forderte in den Friedensverhandlungen luxemburgisches und niederländisches Gebiet. Auf Betreiben der Franzosen wurden diese Forderungen nach — Deutschland hin abgedreht. Le hohe payera tout — galt auch hier; und das waldarme Belgien griff umso lieber zu, als es durch den reichen Waldbesitz der rheinischen Kreise ein vortreffliches Ausbeutungsobjekt in die Hand bekam. Um die brutale Vergewaltigung lebender Menschen zu verschleiern, erfand man vor der Welt, nach berühmtem Muster, die grobe Lüge, daß diese Gebiete der Eifel „unerlöste Gebiete“ seien, daß hier Wallonen, also Belgier wohnten, die zum „Mutterlande zurückkehren wollten“. Die Wahrheit? In der Tat wird etwa der dritte Teil des Kreises Malmedy, einschließlich der Stadt Malmedy, von einer rund 9000 Seelen zählenden Bevölkerung bewohnt, die wallonisch spricht. Deutsch gesinnt aber sind auch die Malmedyer Wallonen! Gerade in dieser sogenannten „preussischen Wallonie“, die als Teil der alten reichsunmittelbaren Abtei Malmedy-Stablo immer zum Reiche gehörte und 1815 zu Preußen kam, fand der Protest gegen die belgische Vergewaltigung ihren schärfsten Ausdruck. Abgesehen von dem kleinen wallonischen Splitter aber ist das Volkstum im Kreise Malmedy, wie in den Kreisen Eupen und Monschau der Herkunft, der Sprache und der Gesinnung nach rein deutsch. Neben den 9000 wallonischen Leuten im Malmedyer Kreise lebten 1914 etwa 90 Wallonen, unter den 18 000 Einwohnern des Kreises Monschau nicht einmal zwanzig. Der Wiener Kongreß, der 1815 die niederländisch-preussische bzw. belgisch-preussische Grenze festsetzte, wußte nichts von einer Berücksichtigung der Sprachgrenze; ebenso wenig wie er volkliches Selbstbestimmungsrecht kannte. Aber wenn belgische Historiker jetzt, um der Versailler Staatsgrenze ihre Berechtigung zu geben, die Grenzziehung von 1815, als ein Belgien angetanes Unrecht bekämpfen (obwohl der belgische Staat überhaupt erst seit dem 19. April 1839 existiert), so muß demgegenüber hervorgehoben werden, daß es der Kongreß auf das Peinlichste vermieden hat, irgendwie auf deutsches Volksgebiet Rücksicht zu nehmen, vielmehr einen wesentlichen deutschen Volksteil des geschlossenen deutschen Sprachgebietes den Niederlanden zuteilte, die dann später von den Belgiern übernommen wurde. Die Sprachgrenze ist ja zwischen dem wallonischen und deutschen Volkstum seit Jahrhunderten fast ebenso die gleiche geblieben, wie weiter südlich zwischen dem französischen und deutschen Volkstum; Und die Zahl der heute im altbelgischen Gebiet noch immer deutsch sprechenden Menschen um ein Vielfaches größer als die Zahl der Wallonen in der „preussischen Wallonie“. Der belgische Staat hat die Ortsnamen vielfach wallonisiert; aber die sprachliche Zugehörigkeit der Bewohner nicht verwirseln können.

Doch bestimmen nicht die Paragraphen des Versailler Diktats, das sich auf drei Seiten mit Eupen — Malmedy befaßt, ausdrücklich, daß das Selbstbestimmungsrecht der Bevölkerung durch eine Volksabstimmung berücksichtigt werde? Es erübrigt sich auf die jämmerliche Abstimmungskomödie einzugehen, durch die der zweite Absatz des Artikels 34 „erledigt“ wurde. Dieser zweite Absatz gibt den Bewohnern das Recht, „sechs Monate nach Inkrafttreten des gegenwärtigen Vertrages (das heißt

der Annektion) durch Einzeichnung in von der belgischen Behörde in den Städten Eupen und Malmedy ausgelegten Listen schriftlich den Wunsch auszudrücken, daß diese Gebiete ganz oder teilweise unter deutscher Souveränität verbleiben " Wehe dem, der diesem Wunsche Ausdruck gab! Er wurde des Landes verwiesen. So fanden sich ganze dreihundert Stimmen in den ausgelegten Listen! Und der Völkerbund, dem die belgische Regierung, gemäß dem weiteren Wortlaut des Versailler Diktats, "das Ergebnis dieser Volksabstimmung zur Kenntnis zu bringen hatte", prüfte und bestätigte, auf Grund des "Ergebnisses", die Annektion. Gesah nicht alles nach verbrieftem Recht und Gerechtigkeit? Wenn nur dreihundert Bewohner für Deutschland waren, so mußten doch die übrigen für den Anschluß an Wallonien sein! Es war die Logik der Sieger; die Logik der Gewalt, die so lange gelten mag, als die Versailler "politischen Bestimmungen über Europa" Bestand haben. Als historisches Dokument, als unveräußerliche Forderung deutschen Volkstums bleiben die Sätze jenes Memorandums bestehen, das die Bevölkerung von Eupen-Malmedy an den Völkerbund richtete: "Wir können zwar keine stichhaltigen Gründe dafür finden, daß der rein deutsche Kreis Eupen und der überwiegend deutsche Kreis Malmedy einer Volksbefragung unterworfen werden; aber von solchen Erörterungen wollen wir absehen. Wir wollen auch nicht fragen, aus welchen Gründen die Form der Volksbefragung in Eupen und Malmedy so ganz anders ist als in Schleswig, Ost- und Westpreußen und Oberschlesien. Wir nehmen vielmehr den Artikel 34 als eine gegebene Tat an, als die einzige feste Grundlage, auf die wir bauen können. Nach diesem Artikel hat jedenfalls die Bevölkerung das Recht, ihrem Willen frei und ungehindert Ausdruck zu geben. Dies war auch die Absicht der alliierten und assoziierten Mächte, denn sie haben in ihrer an die deutsche Regierung gerichteten Note vom 16. Juni 1918 erklärt, daß die Entscheidung der Bewohner unter Vorkehrungen eingeholt werden soll, die die volle Freiheit der Stimmabgabe gewährleisten, und in der Anlage zu dieser Note ist hervorgehoben, daß die Kreise Eupen und Malmedy nur dann mit Belgien vereinigt werden sollen, wenn diese Vereinigung von der Bevölkerung genügend unterstützt wird, und daß die Befragung der Bevölkerung unter den Auspizien des Völkerbundes stehen soll. Tatsächlich haben die belgischen Behörden jede freie Willensäußerung unmöglich gemacht."

Die Friedensdiktatoren aber gingen sogar noch über Versailles hinaus, als sie nach der Uebernahme der Souveränität durch Belgien bei der Festsetzung der "neuen Grenzlinie", die "unter Berücksichtigung der wirtschaftlichen Verhältnisse und der Verkehrswege" stattfinden sollte, auch das westlich der Bahnlinie Malmedy-Rötgen gelegene Gebiet des Kreises Monschau, einschließlich der Bahn, den Belgiern zuerkannte.

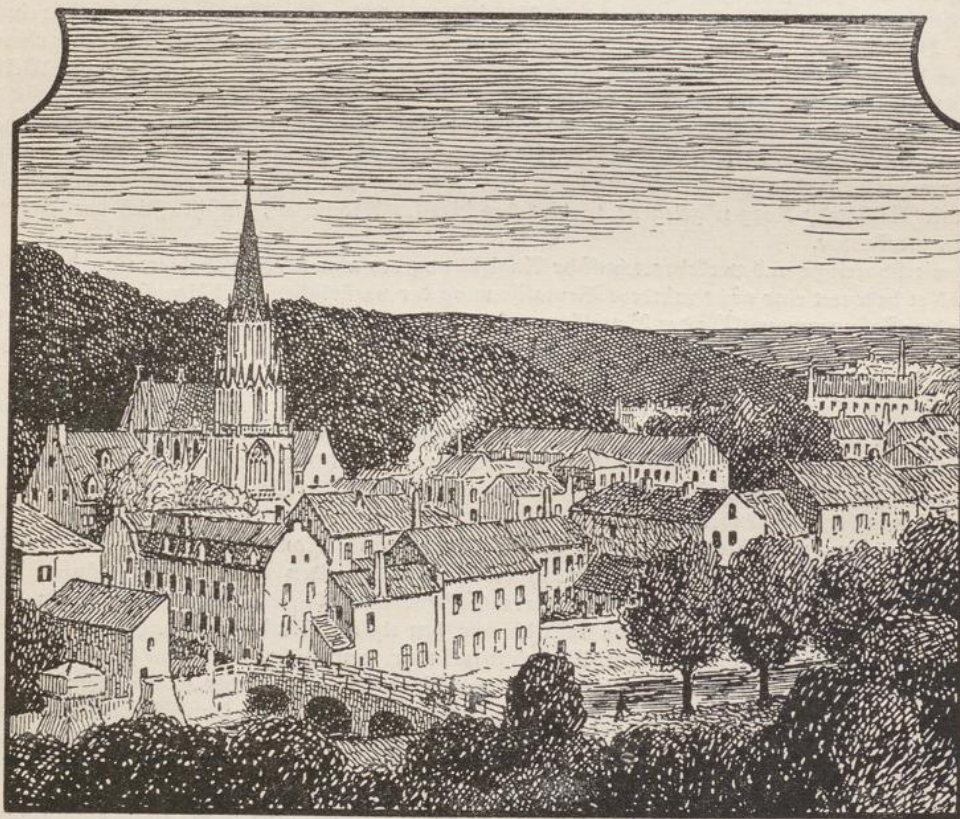
Die wirtschaftliche und verkehrstechnische Angleichung des annektierten Gebietes an das belgische Staatsgebiet bedeutet eine nicht mindere Brutalisierung der natürlichen Verhältnisse, als es die Nichtachtung der Gesinnung und Art der Bevölkerung darstellt. Das natürliche Absatzgebiet der annektierten Kreise, der Tuch- und Lederindustrie wie der Landwirtschaft, war das große deutsche Hinterland. Durch die Abschnürung ist das Absatzgebiet verloren gegangen, die in dem bereits erwähnten Memorandum vorhergesagte wirtschaftliche Dauerkrise eingetreten. Um aber mit der benachbarten altbelgischen Industrie und Landwirtschaft konkurrieren zu können, muß sich die Wirtschaft des annektierten Gebietes den sozialen Bedingungen Altbelgiens anpassen. Das heißt aber, mehr noch als in Elsass-Lothringen: Zurückgehen auf ein ungleich niedrigeres Niveau der kulturellen und wirtschaftlichen Lebenshaltung der arbeitenden Bevölkerung.

Doch es geht um mehr als um wirtschaftliche Fragen! Fremde Kommandos tönen über den Marktplatz Eupens; fremde Uniformen leuchten auf der Treppe der alten Klosterkirche. Häuser, Kirchen und Straßen erhalten auf einmal ihr besonderes Gesicht. Aus Winkeln und Ecken raunen Erinnerungen. Das Wasser des Markbrunnens singt die nur ihm eigene Melodie. Taube Ohren werden fein und hellhörig und beginnen zu lauschen. Wer einst frei war, lernt nicht, Sklave zu sein.

Es geht um das Selbstbestimmungsrecht, das den Bewohnern von Eupen-Malmedy-Monschau ebenso vorenthalten wurde, wie dem Elsass-Lothringer, dem Südtiroler, dem Sudetendeutschen und den anderen allen, die unter der Gewalt eines fremdstämmigen Staatsvolkes um die Selbstbehauptung ihres Volkstums ringen. Kein Friedensdiktat und auch kein Staatsvertrag können das Recht des deutschen Volkes auf das geraubte Gebiet an der deutschen Westgrenze, das Recht der deutschen Bevölkerung dieses geraubten Landes auf Selbstbestimmung und damit auf die Heimkehr ins Reich auslöschen.



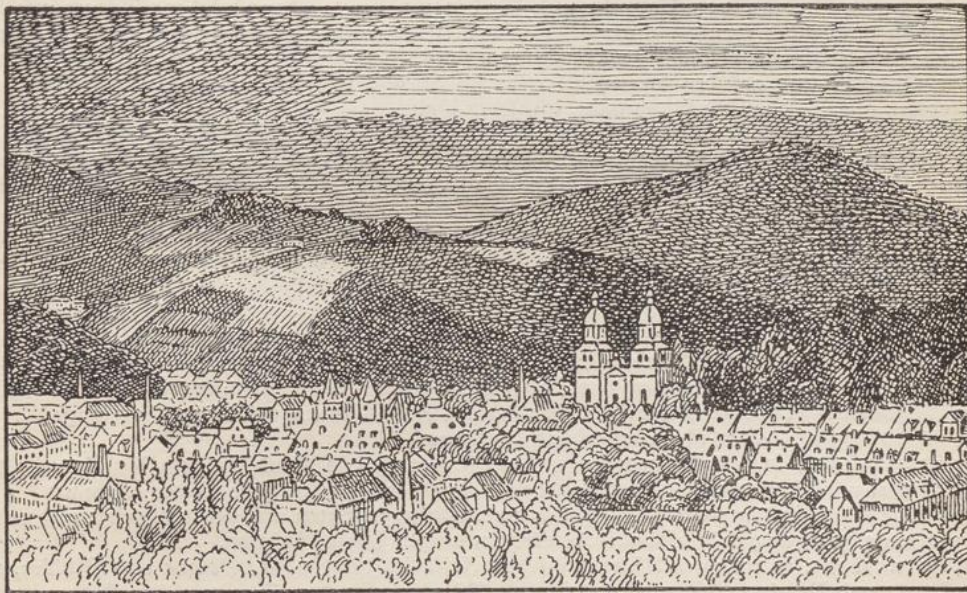
Eupen-Weserbrücke am Seltersschlag



~ Eupen ~



St. Vith: Büchler-Turm Malmédy: Der Kufen-Sprudel



Malmédy

Von der Schönheit der deutschen Heimat

Von Hermann Priebe

Wo das Bernsteinmeer die schneeweißen Dünen Pommerns anstürmt, wo grüne Buchenhaine und wogende Kornfelder bis an das Meer gehen und die hohen Kreidefelsen Kügens die Schiffer der Ostsee grüßen; wo die wilden Wogen der Nordsee am roten Felsen Helgolands emporspritzen und über die einsamen Halligen wie schäumende Kasse dahinjagen — da sind die Grenzen deiner Heimat, deutsches Volk!

Wo der Vogesen Kamm die deutsche Wacht gegen fränkische Tücke hielt, wo der Rheinstrom sich durch die blauen Schieferberge drängt, die Lurlei ihn grüßt, wo stolze Dome sich in seinen grünen Wassern spiegeln und die Burgen von grauer Vorzeit erzählen, wo Rebenhügel, soweit das Auge reicht, die Ufer befränzen, wo Liederflang aus allen Tälern und von allen Höhen den Wanderer grüßt und funkelnde Römer hell zusammenklingen, — da sind die Grenzen deiner Heimat, deutsches Volk!

Wo sich der Alpen firnglänzender Bergwall aufstürmt, wo Watzmann und Zugspitze ihre schneebedeckten Häupter zum Himmel recken; wo die Wildbäche schäumen und in blauen, tiefen Bergseen sich stolze Königsschlösser spiegeln wie Schwäne in stiller Flut; wo der Adler über den Wolken freist und auf den grünen Almen lustige Juchzer erschallen, — da sind die Grenzen deiner Heimat, deutsches Volk!

Wo das stille Masurenland mit seinen blauen Seen wie mit hundert blauen Augen in den Himmel schaut und in unergründlichen Wäldern der Weg des Wanderers sich verliert; wo der blanke Weichselstrom auf breitem Rücken schwere Lasten trägt, wo das Auge in weiten Steppen Himmel und Erde nicht unterscheiden kann, — da sind die Grenzen deiner Heimat, deutsches Volk!

Alles, was dazwischen liegt, ist dein Vaterland, dein herrliches Vaterland.

Blaue Bergketten mit dunklen Tannenwäldern und sprudelnden Quellen und wildgeackten Felsen; schäumende Gießbäche, zu Tal drängend, an ihren Ufern flappernde Mühlen; in lieblichen Bergtälern das friedliche Abendläuten der Glocken und über den weiten Wäldern der blaue Rauch schwelender Kohlenmeiler; würzige Winde und weite Blicke über liebliche Auen und ferne Hügel, — das ist deine Heimat, deutsches Volk!

Stolze, breite Ströme, von Pappeln und Weiden umsäumt; schwerbeladene Rähne mit hohen Masten, von feuchenden Dampfern gezogen; an den Ufern volkreiche Städte mit emsigen Menschen und rauchenden Schloten, die Urbilder der Kraft und des Fleißes; über die hohen Eisenbrücken donnern die Bahnen, und auf den breiten Straßen im Flußthal wirbeln fauchende Kraftwagen weiße Staubwolken auf, — das ist deine Heimat, deutsches Volk!

Friedliche, stille Dörfer, fernab von Lärm und Fabriken, ehrwürdige Strohdächer und grüne Linden um ein altes freundliches Kirchlein zusammengedrängt; schwarze Aecker und grüne Koppeln, schwerer Erdgeruch und frische Nordwestwinde, singende Lerchen und friedlich weidende Herden, — das ist deine Heimat, deutsches Volk!

Verschlafene Fichtenwälder, wehmütig traurige Weisen rauschend; in dem tiefen, heißen Sand der Waldwege mahlen die Räder der Wagen; heilige Stille im sommerlich brütenden Forst, nur zuweilen von dem Schrei einer Krähe oder dem fernen Ruf eines Menschen unterbrochen; am Waldrande flimmernde, heiße Luft, gelbe Ginsterbüsche und spielende Schmetterlinge, — das ist deine Heimat, deutsches Volk!

Ein stiller See im grünen Buchenwald, wie ein Spiegel ruht seine dunkelgrüne Flut; das Rohr rauscht leise an seinen Ufern, Wildenten spielen in einer Bucht; wie ein Dom wölben sich die hohen Buchen zum Himmel, goldig flimmert das Licht durch den grünen Schleier; der Fuß rauscht durch rotbraune Wogen alten Laubes; in der Ferne das Läuten einer Sonntagsglocke und der lange Widerhall eines Büchschusses, — das ist deine Heimat, deutsches Volk!

Das ist das Land, in dem du geboren und groß wardst, das Land, in dem die Sprache deiner Mutter geredet wird und von deutscher Treue und deutscher Art alte, liebe Lieder erklingen.

Das ist das Land, in dem deine Väter gelebt und geliebt, gestritten und gelitten, geirrt und geglaubt haben und unter grünen Friedhofslinden den letzten langen Schlaf schlafen.

Das ist das Land, in welchem Martin Luther, Friedrich der Große, Goethe und Schiller, Ernst Moritz Arndt und Blücher, Bismarck und König Wilhelm erstanden: Aus deutscher Erde entsprossen, für die deutsche Erde das Höchste erstreitend und deutscher Erde zum letzten Schlummer zurückgegeben.

Das ist das Land, das durch Blut und Tränen versunkener Geschlechter, hoher Ahnen tausendmal erworben und für immer zum deutschen Land geweiht wurde.

Ziehe deine Schuhe aus, es ist heiliges Land, darauf du stehst.

Gott gab dir die Heimat, die herrliche deutsche Heimat: Liebe sie mit der ganzen Inbrunst deiner Seele!

Gedenke, daß du ein Deutscher bist!

Deutsche, vergesset nie das Verlorene!

Die deutsche Ostmark

Westpreußen und Posen

Von der Pflicht gegen das Vaterland!

Von Hermann Priebe



On allen Gütern der Erde, die Gott dem Menschen gab, ist das Vaterland das höchste Gut.

Wer ein Vaterland hat, ist noch reich, wenn er gleich arm ist, und hat eine Zuflucht, in der er sich bergen kann, und eine Quelle, aus der er sich labt, und eine Vorratskammer, die ihn satt macht.

Dank dir, mein Vaterland, für allen Labetrunk und jede Nahrung, die mich stärkten. Oft wußte ich nicht, daß alle Labung und Stärkung der Seele von dir kam, und ich war gleichgültig und kalt und undankbar gegen dich. Erst als die giftigen Hasser und Neider dir nach dem Leben trachteten und wir das Blut unserer Brüder für dich dahingeben mußten, da merkte ich, was du, Vaterland, den Deinen bist.

Wer kein Vaterland hat, ist wie ein Kind ohne Heimat: Kein Mutterarm herzt es, und die tiefste Sehnsucht und Liebe bleibt ungeboren.

Wer kein Vaterland hat, ist wie ein Fruchtbäum im sandigen Land: Ihm fehlt die Kraft, und was er hervorbringt, ist saftloses Geäst und welkende Blüte.

Darum ist die Pflicht gegen das Vaterland die höchste unter allen irdischen Pflichten, die dem Menschen auferlegt wurden. Und aller Dienst, den der Mensch tut, und jedes Wort, das er sagt, und jeder Pulsschlag, der sein Herz bewegt, und jeder Gedanke, den er denkt, soll dem Vaterlande dienen. Und jedes Glück, das er erlebt, und jeder Reichtum, den er erwirbt, jede Freude, die über ihn kommt, und jedes Leid, das ihn drückt, jede Liebe, die er liebt, und jeder Haß, den er haßt, soll dem Vaterlande dienen.

Wer des Vaterlandes vergiftet und ihm nicht dient mit allen Kräften Leibes und der Seele, den wird auch Gott nicht achten. Denn er gebot: Du sollst Vater und Mutter ehren und deine Brüder lieben, und wer Eltern und Brüder liebt, der liebt auch sein Vaterland.

Wer des Vaterlandes vergiftet, der ist wie ein Sohn, der dem Vater nicht mehr dankt, und wie eine Tochter, die der Mutter nicht mehr achtet. Schmach und Zorn über den Sohn und die Tochter, die vergessen, was Vater und Mutter für sie taten.

Wer des Vaterlandes vergiftet, der macht sich zum Grabschänder. Denn er frevelt gegen die toten Helden, welche ihr Blut und ihr Leben für das Vaterland hingaben.

Wer des Vaterlandes vergiftet, der verstopft sich die Quellen des Glücks und pflanzt seine Bäume auf Sand. Denn die Liebe zum Vaterland ist ein Brunnen, der die Seele erquickt, und ein Acker, auf dem nahrhaftes Korn wächst.

Heil und Segen, blühendes Glück und gutes Gewissen über alle, die ihr herrliches deutsches Vaterland lieben und ihm allen Dienst willig tun mit Leib und Seele!

Gottes Gnade und der Menschen Liebe, Friede im Leben und Ruhe im Sterben über alle, die ihr Vaterland höher als sich selbst achten und ihm getreu sind bis zum letzten Seufzer!

Du sollst deine Pflicht gegen das Vaterland tun, deutsche Jugend! Das ist Gottes Gebot, ob es gleich nicht in der Bibel steht. Gott gab es im Kanonendonner der Schlachten und schrieb es auf mit dem Blut der Gefallenen. Und jeder Witwenschleier, der dir begegnet, jedes Eiserne Kreuz auf der Brust eines Helden, jeder Stelzfuß, der über die Straße humpelt, mahnt dich an Gottes heiliges Gebot.

Du sollst deine Pflicht gegen das Vaterland tun, deutsche Jugend! Gott schrieb das Gebot vielmehrdertmal mit ehernem Griffel in die Geschichte deines Volkes und ließ viele Propheten erstehen, die mit herrlichen Taten und mit tausend Zungen von der Pflicht gegen das Vaterland zeugten.

Du sollst deine Pflicht gegen das Vaterland tun, deutsche Jugend! Gott schrieb es dir in dein Gewissen als ernstes Gebot. Und wenn die Schönheit deiner Heimat dein Auge entzückt und die Kraft deutschen Glaubens, die Fülle deutschen Geistes und die Tiefe deutschen Gemüts dich überwältigt, dann schwöre deinem Vaterland Treue und Dienst bis ans Ende. Ja mit Herz und Hand fürs Vaterland!

Gedenke, daß du ein Deutscher bist!

Die Ostmark treu und deutsch

Von Artur Brausewetter



Im Jahre 1231 wurde der deutsche Ordensstaat gegründet, der das heutige West- und Ostpreußen sowie die baltischen Provinzen umfaßt. In unermüdlicher Organisation, in rastlosem Vorwärtstreben unterwarf sich der deutsche Orden das Land von der Weichsel bis zum Njemen, kultivierte es, gab ihm deutsches Leben, deutsche Sitte und öffnete in ihm wie auch in Kurland und Livland dem Christentum Tor und Türen.

Als dann die Herzöge von Pommerellen ausstarben, wurde nicht der König von Polen, obwohl er ihr Oberlehnsherr war, sondern der Orden der Herr des Landes und Danzig eine Ordensstadt.

Im Jahre 1461 aber wurde Westpreußen mit der Marienburg und auch Ermland an Polen abgetreten. Nun begann mit aller Macht und allen Mitteln die Polonisierung des Landes. Nur einige Städte wie Danzig und Thorn hielten sich stark und tapfer deutsch, alles andere wurde polonisiert und die Lehnshoheit der Krone Polens anerkannt.

Hier schon zeigten sich die Polen als die rechten und rücksichtslosen Eroberer, indem sie nicht nur strittiges Land wie Pommerellen und Kurland, sondern auch das ganze Ermland für sich usurpierten, das niemals polnisch gewesen, auch nach seiner Bevölkerung nie polnisch gewesen ist.

Es ist hier nicht der Ort, die weitere Geschichte der Ostmark in ihren einzelnen Zügen zu verfolgen. Nur soviel sagt sie uns: daß der Osten von je her deutsch war, daß unselige Ereignisse und Verhältnisse den deutschen Ritterorden aus einer herrlichen Blütezeit in Verfall und Ohnmacht brachten, so daß das Polenreich die Macht über ihn gewann. Bis auch der Rest des deutschen Ordens nach schwerem vergeblichen Kampfe durch den letzten Hochmeister, den Hohenzollern Albrecht von Brandenburg, in ein weltliches Herzogtum umgewandelt und unter die Lehnsherrschaft Polens gestellt wurde. —

Eine lange, lange Zeit voller Wirren, Zersplitterungen, Kriege und Aufstände folgte. Dreihundert Jahre hindurch mußte das ursprünglich deutsche Land das Joch der Fremdherrschaft tragen, dreihundert Jahre hindurch durch soviel Elend und Not, soviel Kampf und Tod gehen, daß es die Spuren dieser Zeit bis zum heutigen Tage trägt.

Aber in all dem Schweren, daß es durchzumachen hat, im Kern blieb das einmal deutsche Land immer deutsch, bewahrte es sich deutsche Abstammung, deutschen Sinn und deutsche Sitte.

Insbesondere kann dies von der Ordens-, späteren Freistadt Danzig gesagt werden.

Obwohl nach der Besiegung des deutschen Ordens alles Land westlich der Weichsel undogat, Danzig mit einbegriffen, an das polnische Reich fiel, erhielt sich Danzig seine Unabhängigkeit und blieb auch jetzt ein Bollwerk deutscher Kultur und deutschen Bürger-sinns an der Ostsee, ein Hort und Halt für die kleineren Städte, ihre deutsche Gesinnung, ihren deutschen Mut stärkend und immer wieder aufrichtend.

Bis die Stunde der endgültigen Erlösung schlug, Preußen die ursprüngliche Freistadt in Besitz nahm und diese am 7. Mai 1793 dem Könige von Preußen huldigte.

Zweierlei lehrt uns die an allerlei Wechselfällen reiche Geschichte des Ostens.

Zuerst: daß der deutsche Osten zwei große und dauernde Blüteperioden gehabt. Die erste, einst im Mittelalter unter dem deutschen Orden, der es der Kultur erschloß und sein brachliegendes Land fruchtbar machte und besiedelte. Die zweite unter dem Szepter der Könige Preußens, die als Nachfolger des Ordens das verlorene Gebiet nach dreihundert-jähriger polnischer Herrschaft zurückgewannen und das verarmte und in tiefen Verfall geratene Land in anderthalb Jahrhunderten treuer landesväterlicher Fürsorge, unterstützt von dem zähen Fleiß und der nie rastenden Tüchtigkeit seiner Einwohner, einer neuen wirtschaftlich und kulturell glänzenden Zukunft entgegenführten.

Das andere: daß der Osten von Anbeginn an deutsch gewesen und das von seinem Mutterlande losgerissene oder seinem ursprünglich deutschen Boden entfremdete Gebiet mit unentwegter Treue und Kraft sein Deutschtum hoch und heilig gehalten hat.

Unter den schwersten Opfern, den unsäglichsten Entbehrungen, unter Verfolgungen, Kriegen, Elend und Not erhielt er sich sein Deutschtum. Niemals unter allen Lockungen und Gewalten der Fremdherrschaft ließ er sich vom Kern seines Wesens abbringen, der deutsch und treu war.

Insbesondere gilt dies wiederum von der freien Stadt Danzig. Durch dunkle Zeiten der heißesten Bedrängnis, unter den Stürmen der Napoleonischen Kriege, unter dem unheilvollen Sturz Preußens, unter dem Schrecken der französischen Belagerung und der Gewaltherrschaft des französischen Generals Lefebvre, insbesondere unter ihrer gewaltsamen Angliederung an Frankreich und erneuter fürchterlicher Belagerung unter dem französischen Gouverneur Rapp, die sie an den Abgrund des Verfalls brachte und Hunger und Elend, Not und Tod in ihre Mauern einziehen ließ, — stets blieb die Stadt fest und deutsch — bis der heiß ersehnte Friede im Jahre 1815 sie endgültig dem preussischen Reich einverleibte, in dem sie von da ab verharrte.

Bis dann wiederum ein anderer, ein fürchterlicher „Friede“ kam, der von Versailles, der einen großen Teil des Ostens ohne weiteres den Polen auslieferte, die altdeutsche Hanse-stadt Danzig aber zu einer „Freistadt“ machte, die mit einem kleinen Hinterlande fortan das zweifelhafte Dasein eines „autonomen Staates“ von der Entente Gnaden führen sollte.

Im deutschen Vaterlande begegnet man heute fast allgemein der Ansicht, daß Danzig so gut wie polnisch ist, gerade so wie die andern vom deutschen Mutterlande losgerissenen Teile des Landes. Dem muß mit aller Entschiedenheit entgegengetreten werden. Nein,

Danzig ist nicht polnisch und wird es niemals werden. Mit der letzten Faser seiner Kraft wird es sich heute noch, wie im ganzen Verlaufe seiner Geschichte, gegen polnische Vergewaltigung wehren.

Wenn man durch die alten Straßen Danzigs geht, seine herrlichen Baudenkmäler sieht und die Häuser mit den Beischlägen, die hier eng gekuschelt neben einander liegen, wenn man an dem alttrutzigen Turm von St. Marien emporblickt und an dem einer spitzen Nadel gleichenden des wunderbar schönen Rathauses, wenn man das alte grüne Tor, das hohe Tor und alle die anderen unvergleichlichen Dokumente von Danzigs Pracht und Herrlichkeit andächtiger Seele betrachtet, so fühlt man es in ganzer Seele: Hier ist eine Stadt, so urdeutsch wie keine andere!

Und jetzt?

Jetzt hat man nicht nur Danzig, sondern den größten Teil des Westpreußen und des Posener Landes vom deutschen Mutterboden losgerissen, hat es fremden Völkern zum Eigentum gegeben. Das Herz blutet einem im Leibe, wenn man die alten deutschen Namen ausgelöscht und polnische an ihrer Seite getreten sieht, die eine deutsche Zunge überhaupt nicht auszusprechen vermag. Die Straßenbezeichnungen, die Aushängeschilder in den Geschäften, die Anschläge an den Plakatsäulen, die Bekanntmachungen jeder Art, alles ist polnisch. Auch die Namen der Städte selber natürlich vollständig polonisiert.

Aber gerade das wird das Gefühl des Deutschtums und den Stolz deutscher Nationalität nur um so mehr wachrufen. Wer nur einen Funken deutschen Blutes in sich trägt, wird von jetzt ab seinen Beruf nur in dem Einen sehen: Deutsch bin ich, deutsch bleibe ich! Alles, was in dem einmal besessenen, jetzt verlorenen Gebiete lebt und wirkt, müßte sich gegen jede Art von „internationaler“ Vergewaltigung, geschehe sie im Guten oder im Bösen, auflehnen. Das Deutschtum, das man am Tage von Versailles mit einem Federstriche ertöten wollte, wird zeigen, daß es sich heute so wenig ertöten läßt wie damals in vergangenen Zeiten der Geschichte, ja, daß es unter fremder Gewalt Herrschaft nur um so stärker, blühender und zielbewußter sich entwickeln wird.

Und wie es das Leid ist, das den Wert eines Menschen erst offenbart, so müßten diese Zeiten schwerer Trübsal und Heimsuchung die losgerissenen Gebiete des Ostens in ihrer deutschen Gesinnung nur um so mehr läutern, in dem Mute ihres deutschen Bekenntnisses nur um so mehr stählen, daß man es spürt, hier und überall im deutschen Vaterlande, ja, weit über die Grenzen Deutschlands hinaus: Die Lostrennung eines großen Teil des Ostens von Deutschland mag auf dem Papier des Versailler Vertrages stehen, mag sich in Verfassung und Gesetz bekunden — ihrer Idee, ihrem Wesen nach ist sie unmöglich.

* * *

Es ist nicht so leicht, wie Ihr vielleicht denkt, Ihr Brüder und Schwestern im deutschen Vaterlande, jetzt im Osten zu leben, wo wir abgeschnitten sind von der Welt und abgeschnürt, wo wir kaum noch hinaus noch hinein kommen und überall die „Korridore“ sich auf tun mit ihren Inschriften: „Eintritt verboten. Austritt ein gleiches“. Wie in der Mausefalle leben wir.

Was uns trotz aller Widerstände und Schwierigkeiten hier ausharren, uns trotz allen Leids und aller Gefahr auf unserem Posten bleiben läßt? Die deutsche Sache ist es. Pioniere wollen wir sein, treu und tapfer, selbstbewußt und gottvertrauend in einem den

Fremden ausgelieferten oder von ihnen täglich umdräuten Lande, Wegbereiter einer neuen besseren Zeit, die, vielleicht sehr langsam, aber sicher, doch einmal kommen muß, Baumeister an dem wiedererstehenden Bau eines geeinten deutschen Landes, für das es nur eine Lösung gibt: „Up ewig ungedeelt!“

Dazu müßt Ihr aber uns auch helfen, Ihr im deutschen Vaterlande. Dürft nicht, wie es leider trotz aller heiligen Versicherungen, aller hochtönenden Worte, damals, als man uns gewaltsam von Euch losriß, heute schon geschieht, die beschützende, rettende Hand von uns ziehen, uns wirtschaftlich und national gar, wie es wiederum oft zu sehr den Anschein hat, wie ein feindliches Ausland behandeln, das Euch nichts kümmert.

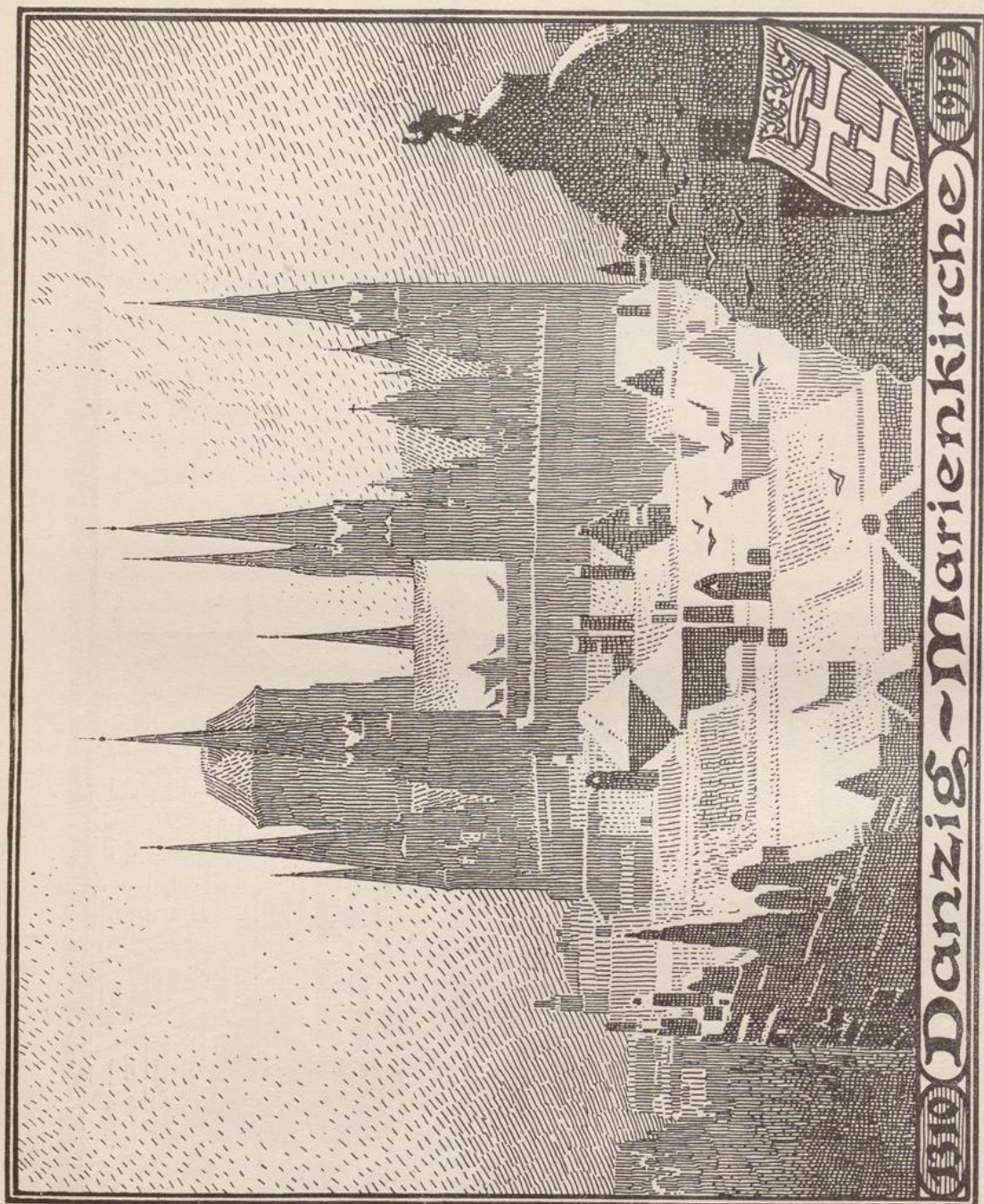
Nein, über Länder und Meere, über Tiefen und Höhen, aber auch über Zölle und gewaltsam aufgerichtete Hindernisse hinweg müßt Ihr die stützende, stärkende, tröstende Bruderhand uns reichen, durch Eure Teilnahme und Mitarbeit uns zeigen, daß Ihr unentwegt in den Zeiten der Not zu uns steht. Eine Verbindung, reger, beständiger und zielbewußter, als zu den guten alten Zeiten, die wie ein Traum hinter uns liegen, muß hergestellt werden zwischen dem alten Mutterlande und den vergewaltigten Kindern im abgetrennten Osten.

Wenn das geschieht, wird das jetzt im Argen und im Dunklen schwebende, einer unsicheren Zukunft entgegengehende Schicksal des Ostens nicht abwärts, sondern aufwärts führen zu neuen, lichten Höhen.

O du schöner Osten, meerumschlungen, geweiht durch unvergeßlich heilige, deutsche Erinnerungen und Gelübde, mit deinen grünenden Tälern, deinen dämmernden Tiefen, mit dem dunklen Kranz der unabsehbaren Wälder rings umher, deinen rauschenden Eichen und Buchen, der schwarzen Mauer deiner Fichten und Tannen, die wie ein treuer, fester Wall den Horizont säumen, mit dem eigenen blaueigenen Dunst und Duft, der über deinen fruchtfrohen Äckern, deinen blühenden Wiesen und sonnendurchglänzten Feldern liegt — was rauscht durch deine Lüfte, was singt und klingt durch den hehren Dom deiner Wälder? Sind es Stimmen aus der Höhe, die Stimmen der Geister der Gefallenen, die für dein Deutschtum ihr Leben und ihr Blut gaben? Stimmen der Lebenden, die dir Treue geloben in Not und in Tod? Nein, du kannst nicht anders als deutsch sein und deutsch bleiben, du schönes Land im Osten! Es liegt dir in Blut und Vergangenheit, in deiner Scholle liegt es fest verwurzelt, verankert in dem tiefsten Grunde deines Seins. Und wer dem fremden Sinn sich neigt, fremdem Joch sich beugt, der verrät sich an dir, der entheiligt deine Vergangenheit und zerstört deine Zukunft, der frevelt an den Lebenden und an den Toten und nicht um mindestens an sich selber.

Gott schütze, Gott behüte den ringenden, umdräuten, den freien, deutschen Osten!







In Danzig / Von Joseph Freiherr von Eichendorff

Dunkle Giebel, hohe Fenster,
Türme tief aus Nebeln sehn,
Bleiche Statuen wie Gespenster
Lautlos an den Türen stehn.

Träumerisch der Mond drauß scheint,
Dem die Stadt gar wohl gefällt,
Als läg' zauberhaft versteinert
Drunten eine Märchenwelt.

Ringsher durch das tiefe Lauschen,
Ueber alle Häuser weit,
Nur des Meeres fernes Rauschen —
Wunderbare Einsamkeit!

Und der Türmer wie vor Jahren
Singer ein uraltes Lied:
„Wolle Gott den Schiffer wahren,
Der bei Nacht vorüberzieht!“

Verlorene Heimat / Von Gertrud von den Brincken

Nun wachsen wohl schon die Bäume
hoch über das Dach hinaus,
beschattend die Giebelfenster
im fernen Vaterhaus.

Nun fassen wohl schon die Büsche,
die damals noch heckengleich,
hinauf nach den Fenstersimsen
und stehen blütenreich.

Wie muß es jetzt abends dort duften,
wenn schimmernd der Faulbaum blüht!
Ob wohl noch der Mond durch die Scheiben
so tief in die Stuben sieht?

Ob wohl die Wege im Garten
noch immer so moosig und grün
und ob in den Büschen des Abends
so blau noch die Käfer glühn?

Ob wohl der Kuckuck im Walde
so nah bis zum Hause sich wagt?
wer mag nun am Fenster stehen,
der gläubig die Zukunft fragt?

Die ihr in den wandernden Winden
noch nicht verloren steht,
ihr solltet doch manchmal beten,
wenn die Nacht durch die Scheiben späht:

Laß, Vater, uns nimmer lernen,
wie's ist, da draußen allein . . .
und keine Heimat haben . . .
und heimwehkrank zu sein. —

Danziger Blot verjeiht nich



Das das deutsche Reich an Danzig verloren hat, läßt sich nicht in Zahlen und Massen ausdrücken. Zwar kann man statistisch feststellen, daß zur Begründung der Freien Stadt Danzig 2000 qkm in willkürlicher Grenzföhrung vom Körper des Reiches abgeschnitten sind, daß 380000 Einwohnern die Danziger Staatsangehörigkeit statt der preussischen aufgezwungen ist, und daß tausende Betriebe in Gewerbe und Landwirtschaft der reichsdeutschen Volkswirtschaft und Zolleinheit entzogen worden sind. Aber dies sind doch nur physische Merkmale, die vielleicht im Laufe der Jahre durch ein arbeitsfreudiges Volk ersetzt werden könnten. Nein, das Deutsche Reich hat mit Danzig viel mehr als dieses verloren.

Hast du, lieber deutscher Bruder, liebe deutsche Schwester, schon einmal die dem Reiche entriszene alte Hansestadt Danzig am Ostseestrande besucht, die von den begeisterten Bewunderern ihrer Schönheit und ihres Glanzes als nordisches Venedig gefeiert wird? Wenn nicht, so bitte ich dich herzlich: Komme zu uns und werde ein Verkünder des Verlustes, den das Reich erlitten! Glaube nicht denen, die davon schwätzen, daß östlich der Elbe die Landschaft öde und reizlos wird, daß an der Oder nachts die Wölfe auf den Straßen hungrig bellend herumlaufen, und daß an der Weichsel westeuropäische Kultur asiatischer Barbarei endgültig weicht. Das sind Märchen! Komm und schaue! Kann sich dem Auge des Naturfreundes eine reizvollere Landschaft bieten als die Danziger Landschaft, die von einem gütigen Schöpferwillen mit Strand und Meer, mit Nebungsdünen und Hasfamelancholie, mit Flüssen und waldigen Höhen, mit weiten Marschweiden und ruhewollen Seen in anmutigem Wechsel begnadet ist? Eine wunderbare, echt deutsche Landschaft, von Malern und Dichtern in ihrer anziehenden Eigenart gepriesen, ist dem Deutschen Reiche mit Danzig verloren gegangen. Vergiß dies nie!

Und dieser Landschaft haben allein die Deutschen ihr eigenes nationales Wesen eingepreßt; in jahrhundertelanger Mühe haben sie Wasserflächen und Sumpfsgebiete durch Deiche und Kanäle zu einem fruchtbaren Garten Gottes umgeschaffen, so daß man auf diese deutsche Aufbauarbeit das stolze Griesenwort anwenden darf: Deus mare, Batavus litora fecit: Gott hat das Meer geschaffen, aber der Grieße hat ihm Grenzen gesetzt. Schon im Dunkel der Vorzeit und in der Dämmerung der Frühgeschichte haben auf dem Boden der jetzigen Freien Stadt germanische Stämme bis hin zur Völkerwanderung gesiedelt, und vom Ende des 12. Jahrhunderts an ist der vorübergehend den Slaven überlassene Heimatboden von deutschen Kolonisten, zuerst vornehmlich von Kaufleuten und Handwerkern aus Niederfranken und Niedersachsen, wieder zurückgewonnen worden. Und dann haben hier deutsche Männer allmählich ein stolzes Wahrzeichen deutscher Kultur, ein Bollwerk deutschen Volkstums und Geistes, lebens aufgerichtet, das allen Angriffen und Schicksalschlägen bis heute getrotzt hat. Wer darum den Boden des Weichselgebietes in der nun auslandsdeutsch gewordenen Stadt Danzig, der Königin der Weichsel, betritt, zu dem sprechen die Geister längst vergangener und blutsverwandter Geschlechter aus den Totenhügeln eines vorgeschichtlichen Jahrtausends, aus den Urnengräbern der Völkerwanderungszeit, aus den Grabkammern gotischer Dome und Burgen und aus den Heldenfriedhöfen der Weltkriegszeit:

Ihr fühl't's, wie deutsch dies Land, dies Volk,
Kerndeutsch seit Urwelt Zeiten,
Deutsch ist sein Blut und deutsch sein Herz,
Und deutsch sein Sinn und Treiben,
Deutsch sind wir noch und wollen deutsch
In aller Not auch bleiben.

Und diese Stadt und ein solches Land habt ihr, liebe Brüder und Schwestern im Reiche, verloren. Grund genug, daß weher Schmerz und heißer Jörn euch wie uns packt!

Gern möchte ich die Geschichte Danzigs darstellen, aber wer ist ein solcher Sprachmeister, daß er die wechselvollen und eigenartigen Geschicke der Stadt Danzig, die wie ein Abenteuerroman anmuten, in ein paar Zeilen zu bannen verstünde. Nur dies: die Stadt Danzig hat in den sieben Jahrhunderten

ihres Bestehens stets Grenzcharakter gehabt und war in Folge ihrer natürlichen Lage an der Mündung des großen Weichselstromes in die Ostsee immer und immer wieder als ein Brennpunkt der Uebergänge, Verkehrswege und Handelsstraßen ein Gegenstand des Streites zwischen Mächten und Völkern, die Osteuropa brauchten oder gewinnen wollten. Darum hat Danzig eigene Heere aufgestellt und eigene Flotten ausgerüstet, und hat sowohl unter der Herrschaft des deutschen Ritterordens als auch während der Hansezugehörigkeit und in der Zeit des Anschlusses an die polnische Krone eine eigene Staatspolitik getrieben. Die Heere Polens, Rußlands, Preußens, Schwedens, Frankreichs haben vor den Mauern der festen und turmreichen Stadt gelegen, die Flotten Englands und Dänemarks haben auf der Danziger Reede gekreuzt, die Glaubenskämpfe und die Ständekämpfe haben sie mit Macht durchbraust. So verschieden aber auch das Los war, das Danzig in den ununterbrochenen Wirren und Kämpfen zufiel, und wie verschieden der Grad ihrer politischen Unabhängigkeit gewesen ist, in einem ist unsere stolze Hansestadt unerschüttert sich gleich geblieben: sie war stets ein Hort des Deutschthums in der Ostmark, der von ihren streitbaren Bürgern, den wetterharten Seefahrern, den unternehmungslustigen und staatskundigen Kaufherren und den selbstbewußten Handwerksmeistern, als ein Heiligtum angesehen wurde und von Geschlecht zu Geschlecht als teuerstes Gut vererbt wurde. Und dieses Juwel ist nun aus der Krone gebrochen, die die Mutter Germania auf dem Niederwalddenkmal zum Himmel emporhebt.

Wenn es nach dem Gesagten scheinen könnte, als wären die alten Danziger nur ein raues und kriegerisches Geschlecht von Kriegern, Seefahrern und Staatsmännern gewesen, so zeigt ein Blick auf die Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt, daß die Anlagen der Danziger vielseitiger waren. Neben Wehrhaftigkeit, wirtschaftlichem Geist und diplomatischer Sicherheit waren Kunstsinne und Lebensfreude, Abenteuerlust und ein Hang zu edlem Genuß die besonderen Eigentümlichkeiten der Danziger. Und diese ihre schönheitsfrohe Art, die sich mit der der Italiener der Renaissancezeit berührt, hat sich in dem wunderbaren Stadtbild Danzigs ausgeprägt, in den ragenden Stätten der Frömmigkeit, in den Rathhäusern, in den farbenfrohen Fassaden hochgiebeliger Bürgerhäuser, in den engen Gassen und in dem städtebaulichen Idealbild eines Marktes, dem Langen Markt der Altstadt. Mit Recht leuchten uns darum über dem Aufgang der Rathhaustreppe in goldenen Lettern die oft wiedergegebenen Worte des Danziger Dichters Hans Hasentödter entgegen, Danzigs Ruhm und Glanz verkündend:

Ante alias, felix
quas Prussia continet, urbes
exsuperans Gedanum
nobile nomen habet.

In zeitgenössischer Uebersetzung lauten sie:

Von allen Städten, so in Preußen sind zu sehen,
Ist keine, die mit Fug kann über Danzig gehen.

Und wer an einem Herbstabendersonnen durch die Gassen der Altstadt wandert, die Flußläufe und Kanäle auf zahlreichen Brücken überschreitet, die aufragenden Figuren der Weichselbrücke, Fassaden und Giebel in der Dämmerung wie lebende Wesen grüßt, und dann wie eine Himmelsbotschaft von St. Katharinen oder vom Rathhausturm die Glockenspiele künden hört: „Was Gott tut, das ist wohlgetan“, der glaubt in solcher Stimmung wohl, daß er träume und durch einen holden Zauber in eine verwunschene Stadt geraten sei. Und alles ist deutsch an diesem Stadtbild, der Geist und die Einzelformen, die Gesamtschöpfung und die Inschriften, so daß es recht ist zu sagen: Wenn die Menschen schweigen würden, dann würden die Steine vom Deutschthum Danzigs zeugen und von deutscher Kunst, Art und Sprache seiner Bürger predigen. Und wenn die Ungunst der heutigen Zeit das freie Wort hemmt und das freie Schaffen des deutschen Geistes und Armes einengt oder gar hindert, keine Macht vermag die Spuren deutschen Wesens tilgen, die das Deutschthum dem Danziger Heimatboden eingepreßt hat.

Ist es bei solcher Art ein Wunder, wenn die Freie Stadt Danzig Köpfe hervorgebracht hat, die sich in der deutschen Geisteswelt eine ehrenvolle Stellung errungen und auf das deutsche Kulturleben fördernd eingewirkt haben: den Astronom Hewelke (Hevelius), den Radierer Chodowiecki, die Philosophen A. Schopenhauer, Hugo Münsterberg und Heinrich Rickert, den Sprachforscher Foerstemann, den Physiker Fahrenheit, den Maler und Dichter Robert Reinick, die Malerfamilie Meyerheim, die Dichter Johannes Trojan, Paul Scheerbart und Max Halbe.

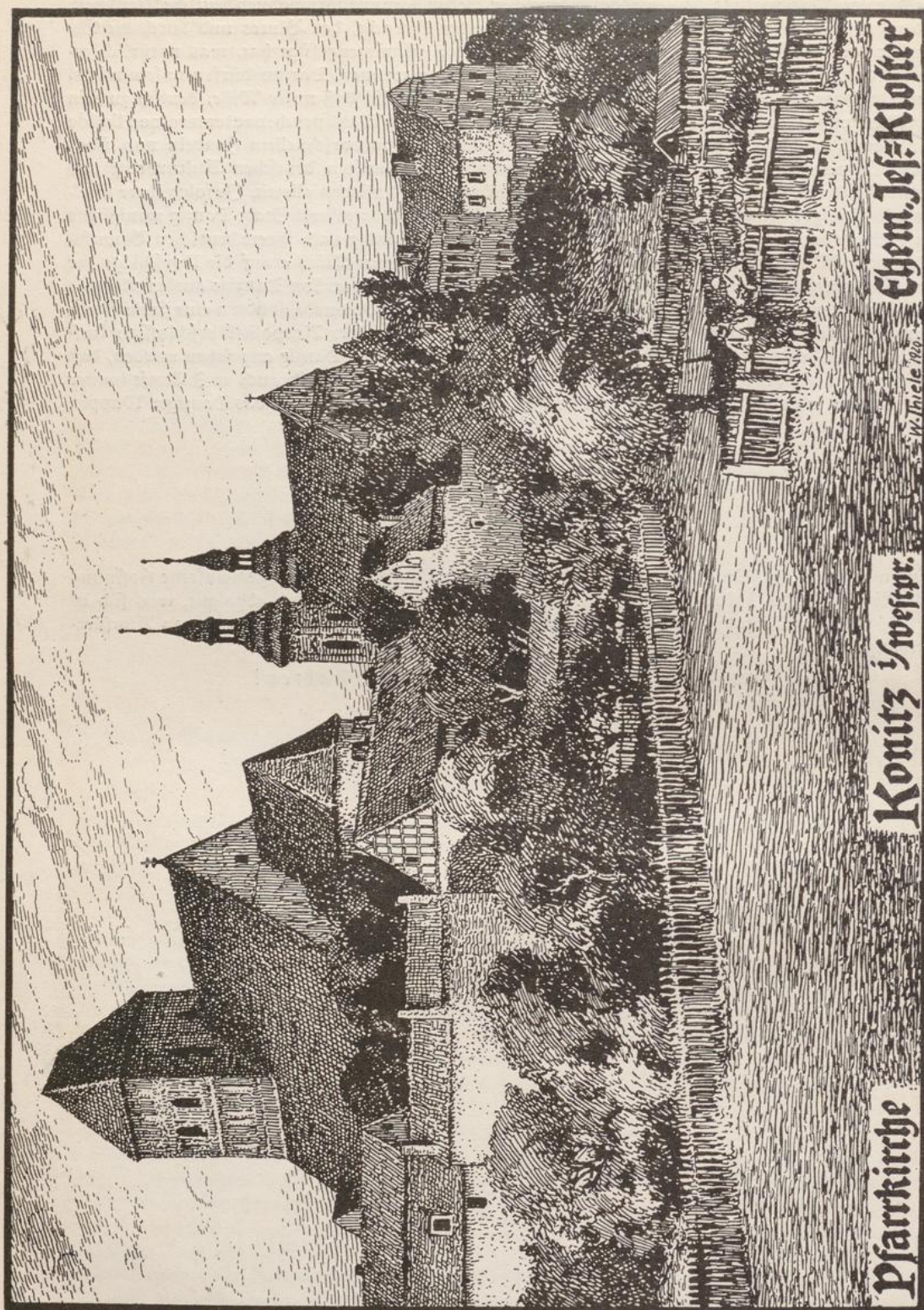
Diese deutschen Ueberlieferungen, Geisteswerte und Kulturgüter hat das Deutsche Reich mit Danzig verloren. Doch ein Trost bleibt uns Danzigern und euch, Brüder im Reich. Wohl ist die Freie Stadt Danzig vom Reich abgetrennt, aber keine Macht der Erde vermag Danzig von Deutschland und vom deutschen Volke zu trennen. Es gibt zwar eine Danziger Staatsangehörigkeit, aber nie und nimmer

mer eine Danziger Nationalität. Hier wie dort ist deutscher Boden, hier wie dort wohnen deutsche Menschen, verbunden durch geschichtlichen Zwang, durch die Bande der Sprache, des Blutes und durch die Gemeinsamkeit der Art, Sitte, Kultur und Kunst. Was Gott zusammengefügt hat, was natürlich geworden ist, das vermag Menschenwitz und Gewalttat nicht zu trennen. Darum dürfen unsere reichs-deutschen Volksgenossen gewiß sein, daß unser Treugelöbnis echt ist, daß unser Wille, deutsch zu sein und zu bleiben, nicht wankend werden wird. Wir werden nach unserm Wahlspruch: *nec temere, nec timide* im politischen Abwehr-Kampf auf der Hut sein und uns nicht zu vorschnellem Handeln von übelwollenden Gegnern verleiten lassen, aber wir wollen gleichzeitig unsern deutschen Kulturbesitz und Volkstumbestand wie ein geliebtes mütterliches Erbstück hegen und pflegen allezeit. Infolge ihrer Stellung als selbständiges Staatswesen hat die außenpolitisch so gefährdete Freie Stadt Danzig wenigstens auf dem Gebiete der Kulturpolitik die Möglichkeit, frei und selbständig nach ihrem deutschen Bewußtsein zu handeln. Wenn in der bekannten Antwortnote der feindlichen Mächte auf die Vorschläge der deutschen Reichsregierung zum Vertrage von Versailles der deutsche Charakter Danzigs ausdrücklich als Grund dafür angegeben worden ist, daß Danzig nicht Polen einverleibt wurde, sondern eine Freie Stadt geworden ist, so liegt darin zugleich folgerichtig der Inhalt der Danziger Kurpolitik beschlossen: Aufrechterhaltung des deutschen Charakters. Und es muß als ein Glück für Danzig angesehen werden, daß sich in diesem Ziel alle deutschen Parteien eins fühlen. Möchten alle Danziger auch in Zukunft immer eingedenk sein des in einem alten Danziger Hause aufgeschriebenen Spruches, der das Danziger Wappen erklärt:

Die Krone in deinem Wappen weist,
 Daß du die Kron' in Preußen seyst.
 Die Kreuze geben uns zu sehen,
 Daß du bei Christo wollest stehen,
 Was bilden denn die Löwen für?
 Der Löwen Art und Mut an dir.

So sind wir, wenn auch äußerlich getrennt, doch im Geiste eins und durch die gemeinsame Hoffnung auf volle Einheit in der Zukunft fest verbunden! Für die Danziger von heute aber gilt, was sich in den festen Zügen ihrer Vorfahren widerspiegelt, die in den Rathhäusern und im Artushofe von Künstlerhand verewigt sind:

Allen Gewalten zum Trotz sich erhalten!

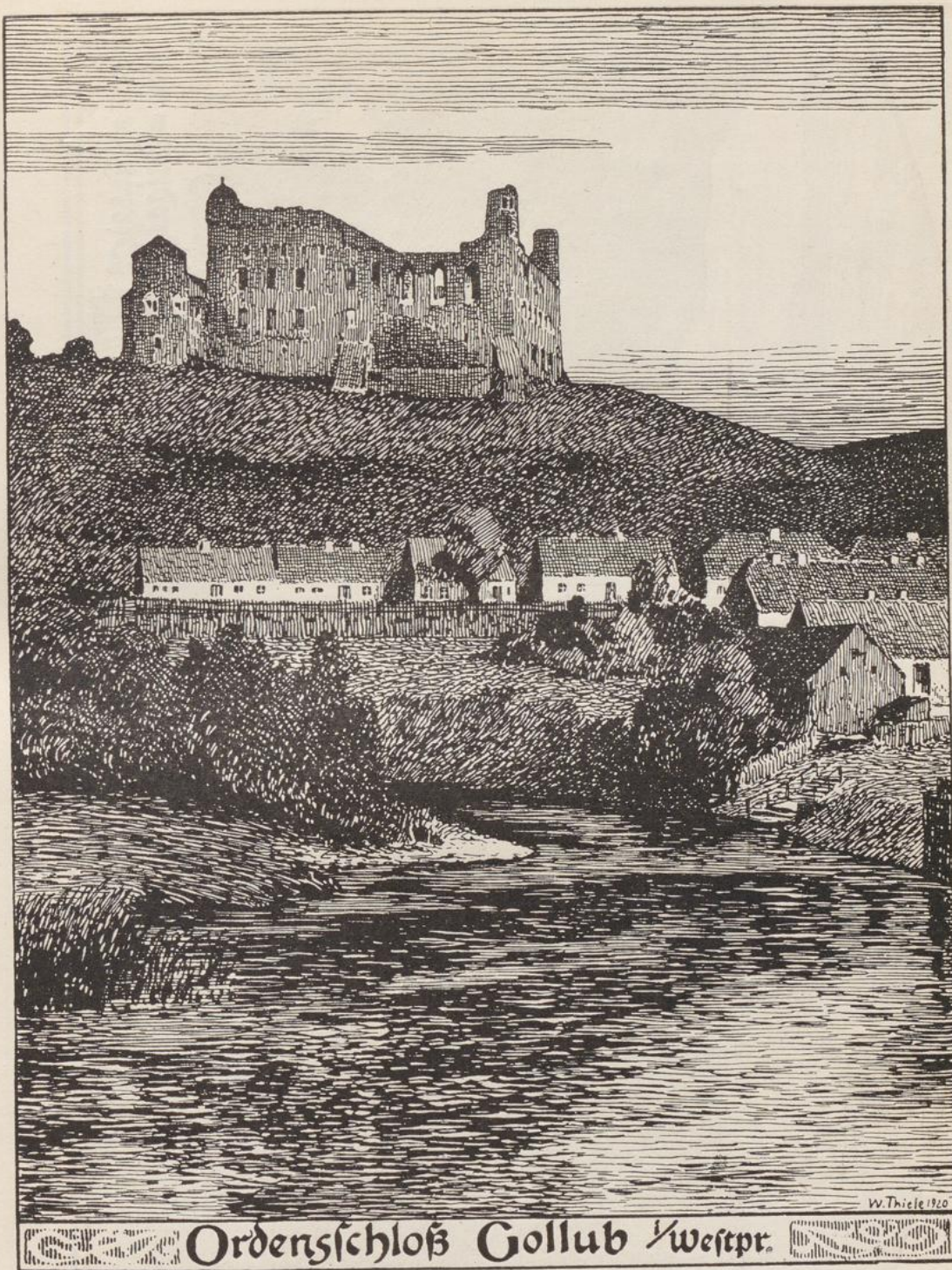


Pfarrkirche

Konitz i. Westpr.

Ehem. Jes. Kloster

W. H. H. 1890

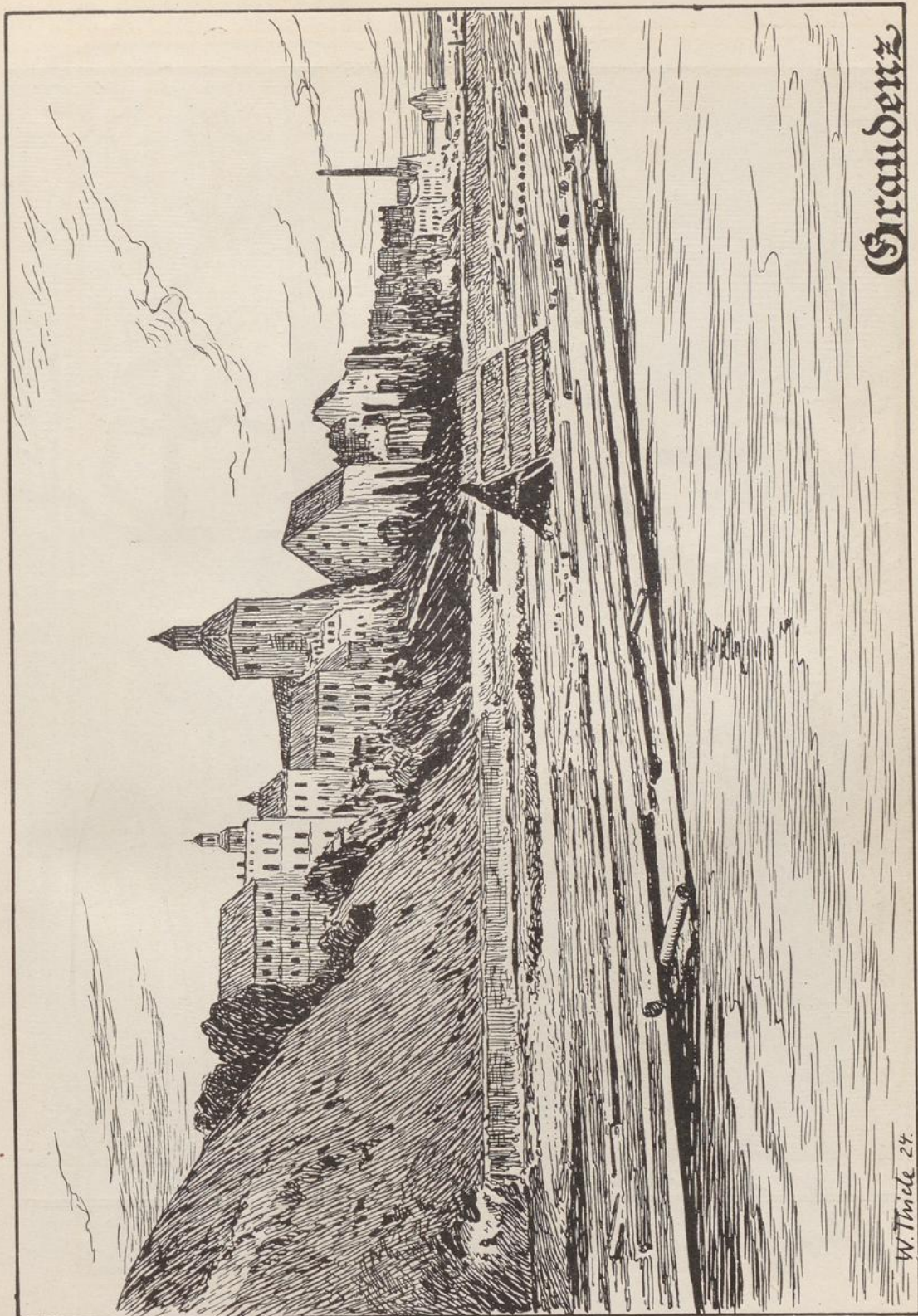


Ordensschloß Gollub Westpr.



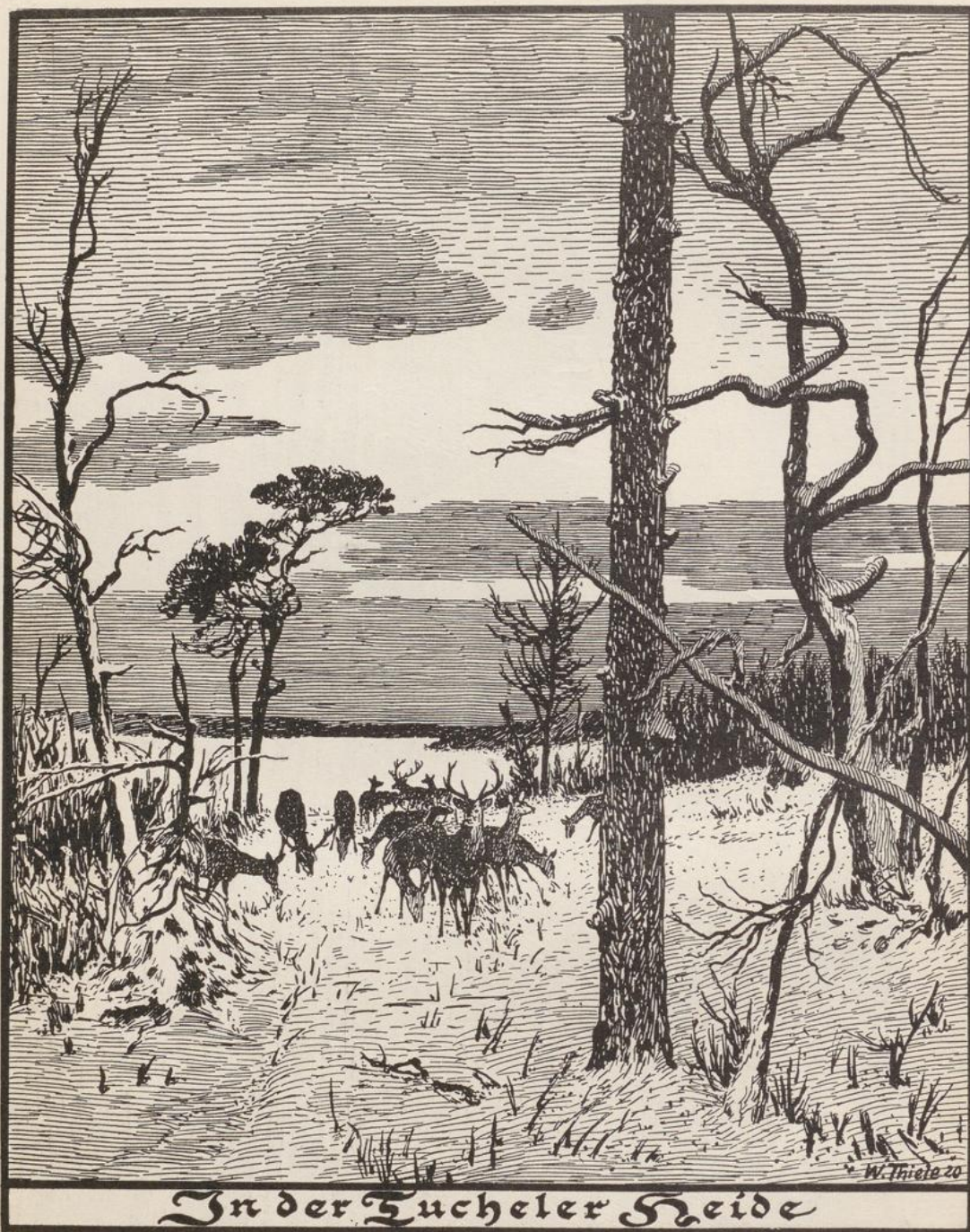
Brodnicz- und
Ostřizsee-Geogr.

952. W. T. 180



Grandenz

W. Thiele 24.



In der Lucheler Heide

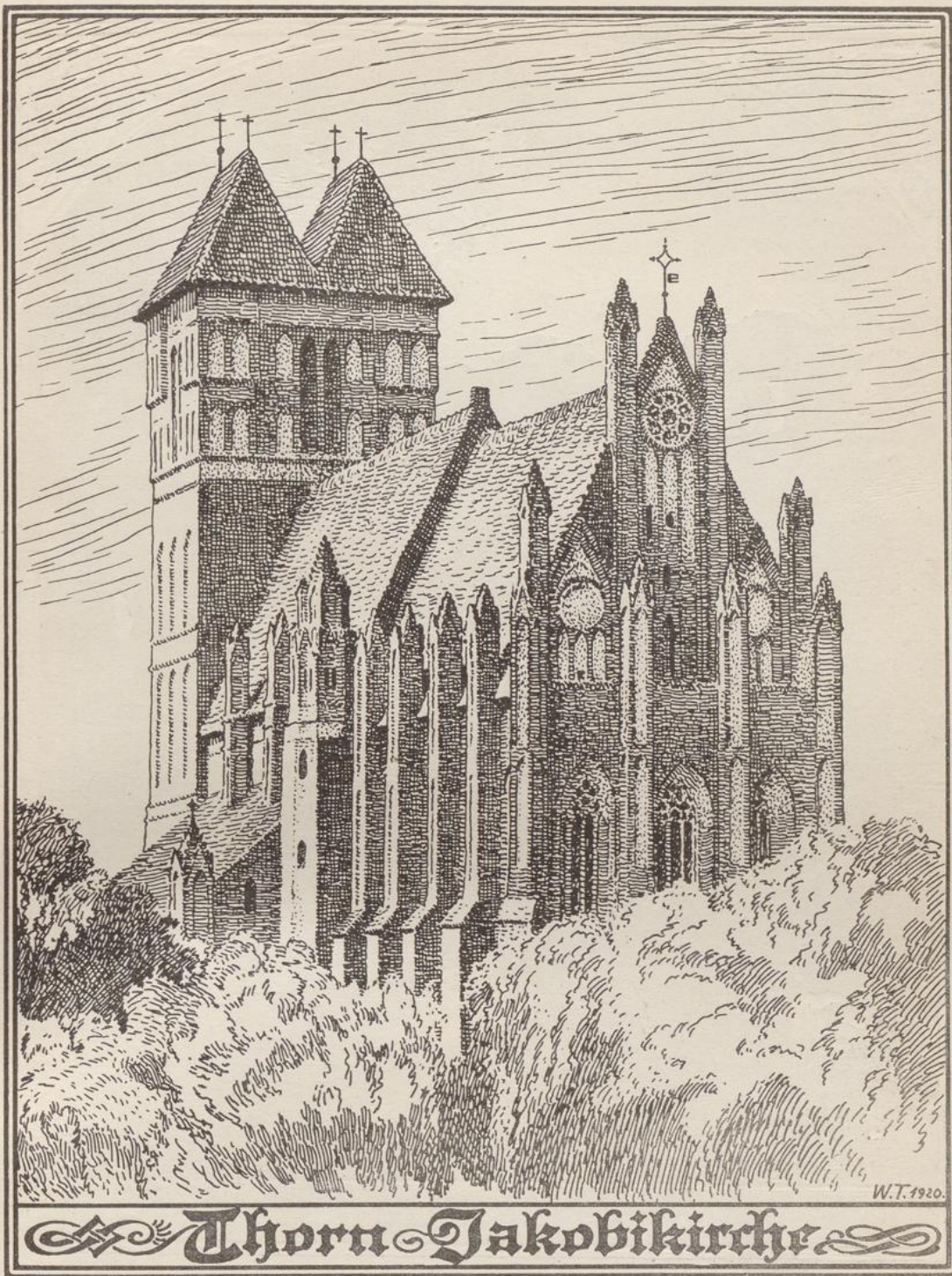
W. Thiele 20



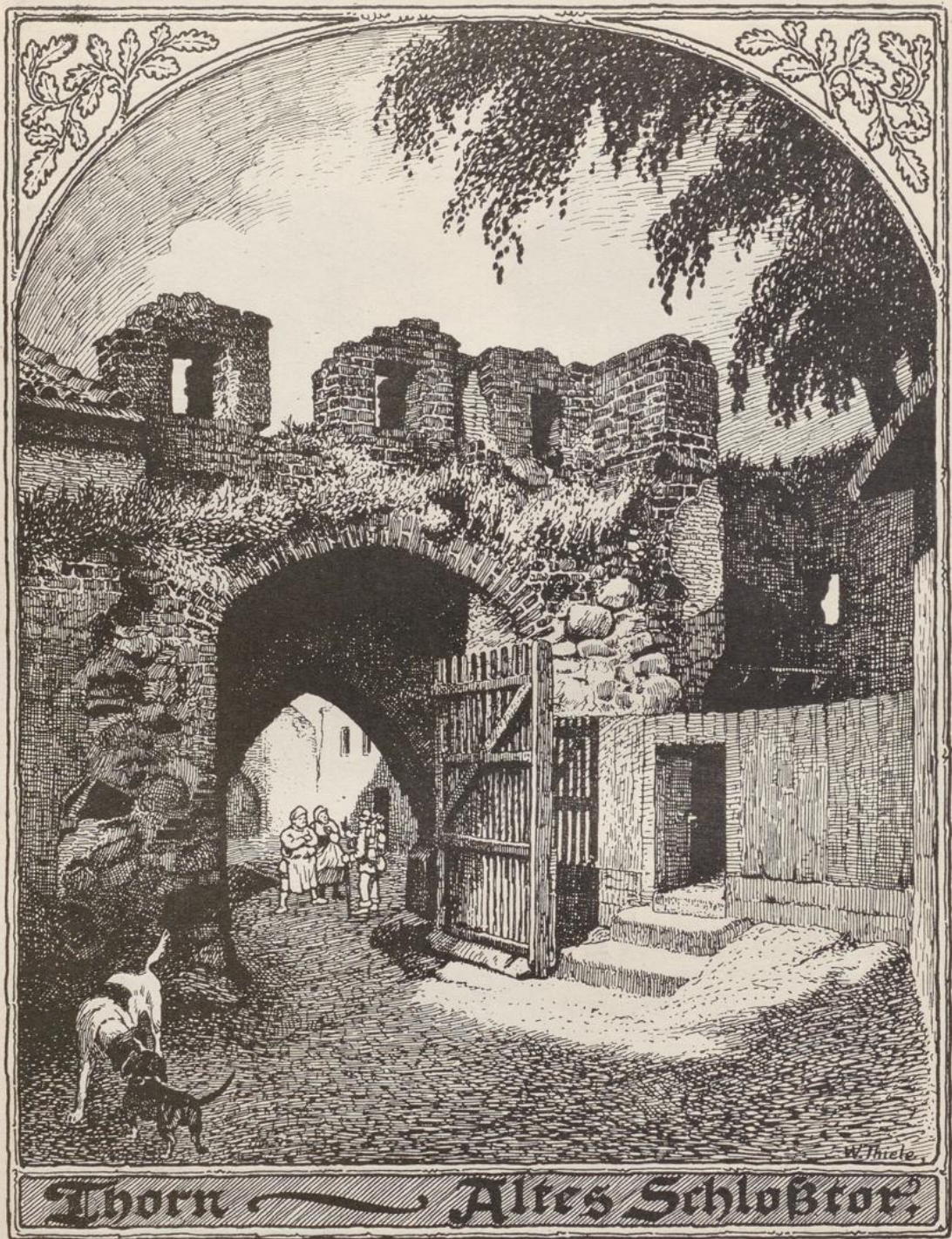
Das Kulmerland i. westpr. : Blick ins Ossatal.

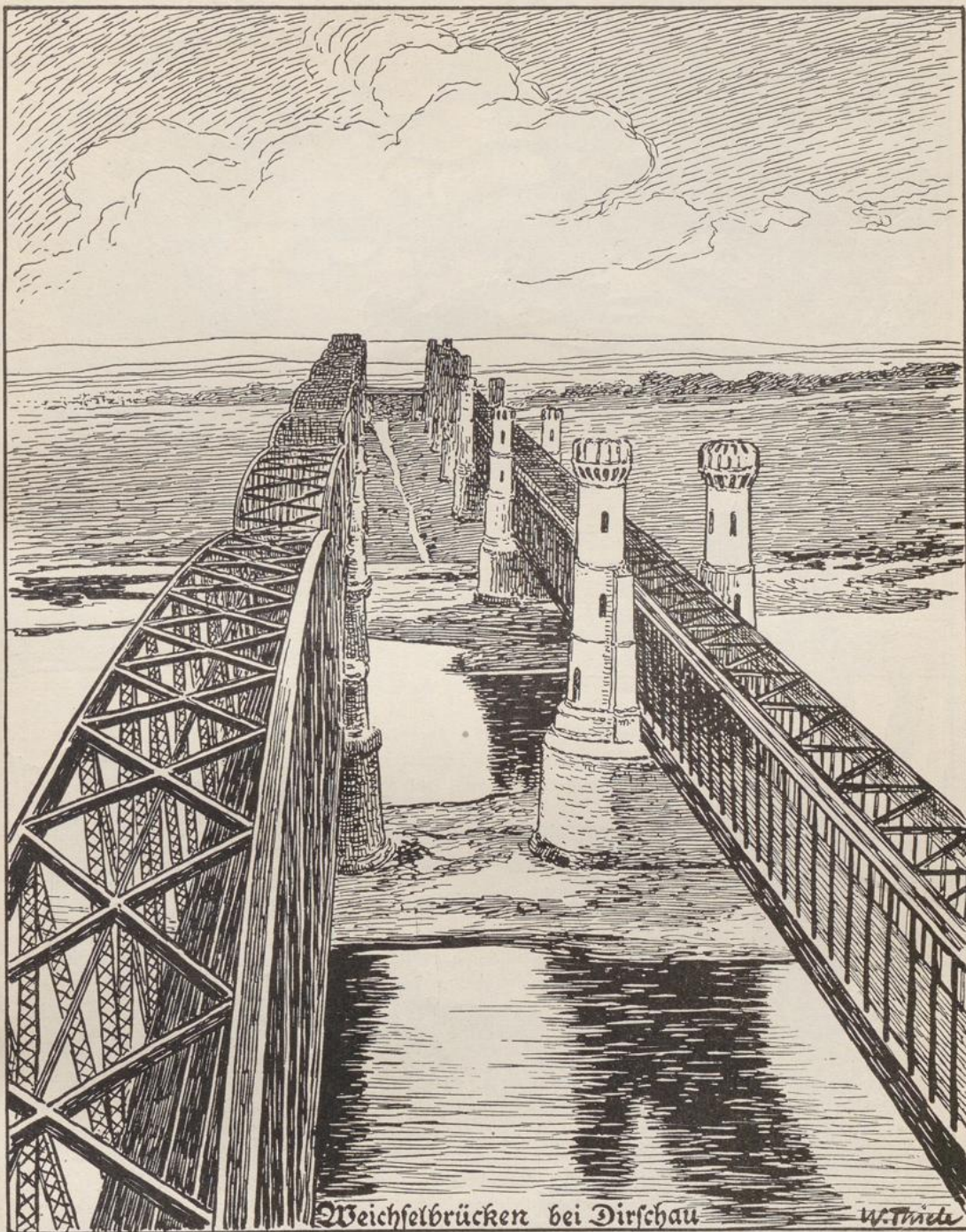


Wittenburg 'westpr.: Evangelisches Predigerseminar.



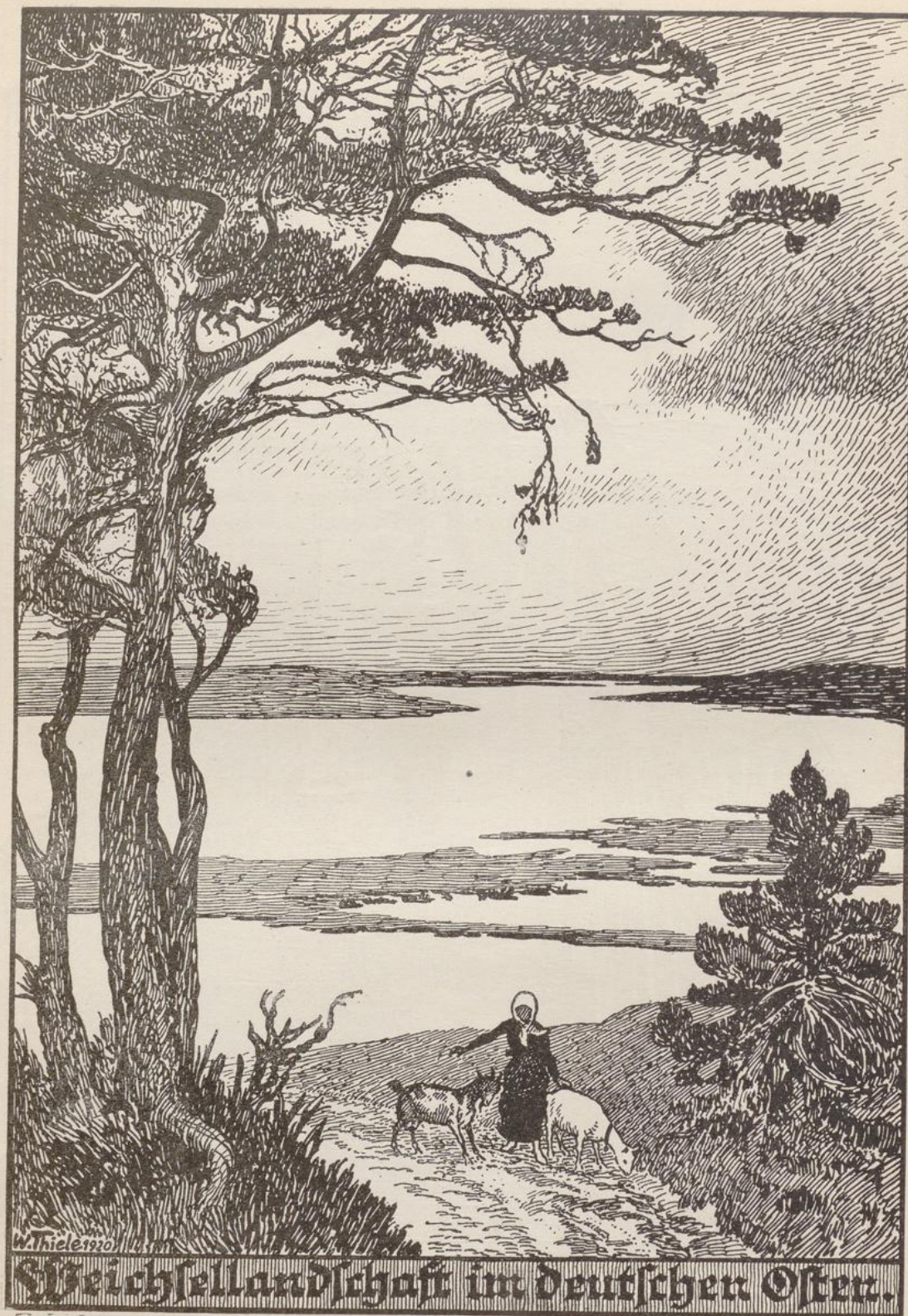
Thorn Jakobikirche





Weichselbrücken bei Dirschau

W. Thiele



Weichsel- und Wartheland deutsch allewege!

Von Franz Lüdtké

Die Tragödie der deutschen Ostmark begann nicht erst im Jahre 1918. Sie ist so alt wie die Geschichte jener Gauen, die von Weichsel und Oder durchströmt werden; so alt wie die Jahrtausende, die das Gedächtnis der Menschheit an dieser Stelle umfaßt.

Es ist, als ob die Weichsel — heute noch dahinflutend in majestätischer Einsamkeit und Größe — zum Schicksalsstrom ausersehen sei zwischen den Völkern des Ostens und des Westens, als sei ihre Landschaft dazu bestimmt, das blut-, tränen- und arbeitsreiche Hinüber und Herüber feindlicher Kulturen in sich zu bergen.

Die heute stummen Zeugen vorgeschichtlicher Epochen, zumeist in Gräbern der Erde eingebettet, sie reden eine Sprache, die laut genug vom Kampf kündet. An den Lagerstätten der Toten, an der Form ihrer Geräte, an der Art des Kults erkennt das Auge des Forschers, was keine leise Sage erzählt: daß das Ostland durch Heerzüge und Völkerkämpfe umstritten ward seit Anbeginn; und es will scheinen, als ob schon damals germanische oder dem Germanentum verwandte Stämme hier gesiedelt hätten.

Als aber die bewußte Geschichte wie eine Sonne aufgeht über Oder, Warthe und Weichsel, da wissen die Schreiber der ersten uns erhaltenen Ueberlieferungen zu melden: dies Land eignet den Germanen.

Wir wollen es den römischen Historikern danken, daß ihre Niederschriften uns auch vom geschichtlichen Standpunkt aus ein Erbrecht gewähren auf unsere Ostmark; daß sie die Lügen vernichten, mit denen slawische Halbwissenschaft unsere Ostmark für sich in Anspruch nimmt. Nein, Jahrhunderte hindurch saßen in ihr Goten, Vandalen, Burgunder — die Väter eines Dietrich von Bern, eines Gunther, Hagen und Volker. Sie schon standen auf Grenzwatch gegen die wilden, unzählbaren Massen der sarmatischen Ebenen; sie waren die ersten Ostmärker der Weltgeschichte.

Ein Zwischenspiel: in die ostgermanische Welt, und nicht nur in sie, kommt eine Unruhe, ein Gären; zu einem Chaos wird die alte Welt. Reiche stürzen, neue entstehen, das Germanentum erneuert die morsch gewordene römische Zivilisation. Von jenem germanischen Ostmärkertum ging der Anstoß aus: die Goten gründeten in Italien und Spanien, die Burgunder an Rhein und Rhône, die Vandalen in Afrika ihre Staaten. Nicht viele der Ihrigen mögen in den alten Sizen zurückgeblieben sein — und über diese ging nun die slawische Welle hinweg.

Bis zur Elbe und Saale hin drangen sie vor, Wenden, Tschechen und Polen: weit nach Westen mußte die germanische Ostfront zurückgenommen werden. Doch wurde die Not zur Lehrmeisterin der Menschen: das Reich der Karolinger konnte wieder an die Sicherung des Ostens denken, und als aus seinen Trümmern sich das Deutsche Reich erhob, wurde es möglich, den Verlust der Völkerwanderung wieder einzubringen.

Die Großtat unserer Geschichte während des Mittelalters ist die nunmehr erfolgende Eindeutschung Ostelbiens geworden! Sie ward möglich, weil alle Stämme und alle Stände das Werk unternahmen. Während im Innern der Bruderkrieg die Lande verwüstete, während nach außen hin Römer- und Kreuzzüge manche Kraft zersplitterten, wurde das altgermanische Land deutschem Geist, deutscher Sitte, deutscher Kultur gewonnen: der Eisenpflug hob tiefe Furchen aus, christliche Kirchen und Schulen erwuchsen, die Wildnis wurde gerodet, der Sumpf wurde urbar gemacht, Städte und Dörfer wurden nach dem Recht der Selbstverwaltung gegründet, Burgen und Edelsitze schirmten den Frieden.

Denn friedlich, das sei gesagt, vollzog sich im wesentlichen die Kolonisation. Die slawischen Fürsten selbst, die böhmischen, schlesischen und pommerischen Herzöge, die polnischen Könige, Bischöfe und Magnaten erkannten die Bedeutung jener Großtat, die unter ihren Augen in faustischem Ringen Leben schuf.

Weit nach Nord- und Südosten drang das Deutschtum vor: ins baltische Land und bis Siebenbürgen. Das Kernstück der weit ausgreifenden Ostmark aber blieben die von Oder, Weichsel und Warthe durchströmten Gebiete. Während die schlesischen Pfaffen willig im Deutschtum aufgingen und so die Oder ein deutscher Strom wurde, baute der Deutsche Ritterorden an Weichsel und Nogat, Pregel und Memel seine Schlösser und Burgen. An Warthe und Netze jedoch, im mittelalterlichen Großpolen ward Kloster um Kloster, Dorf um Dorf, Stadt um Stadt nach deutschem Recht errichtet. Wie in Böhmen, so gab es auch im polnischen Reich kaum ein Gemeinwesen, das nicht deutsche Gründung gewesen wäre: auch Warschau, Krakau und Lemberg wurden Stätten deutschen Bürgerfleißes; aus deutschen Kirchen klangen deutsche Glocken, deutsche Sprache und deutsches Recht galten, deutsche Künstler waren hier am Werk. Und alles das haben unsere Feinde vergessen — oder besser: sie wollen es nicht wahr haben!

Denn auf billige Lorbeeren steht und stand ihr Sinn. Als in der Völkerwanderung das Germanentum die alte Heimat verließ, war es ein Leichtes, hier einzudringen; als Polen Bundesgenossenschaft gegen die heidnischen Litauer brauchte, mußte der Deutsche Ritterorden in die Frontlinie treten. Als es den Jahrhunderten slawischer Herrschaft nicht gelang, eine wirkliche Kultur zu schaffen, waren die Deutschen gut genug, hier ihre Kräfte einzusetzen. Mit Versprechungen und Privilegien holte man sie immer wieder ins Land — um jedes Privileg und jedes Versprechen immer wieder zu brechen. Schlaglichtartig beleuchtet ein einziger Fall die polnische Zwiespältigkeit: der Erzbischof Jakob von Gnesen überträgt einem deutschen Schulzen eins seiner Güter zur Gründung von Dörfern nach deutschem Recht, „da wir auf die Verbesserung und Hebung aller unserer Dörfer bedacht sind“, und wendet sich zu gleicher Zeit in einem leidenschaftlichen Hirtenbrief gegen das in Polen sesshaft werdende Deutschtum, durch das „vielfaches Unheil über das Land gekommen sei“. Solch ein falscher Jakob ist Polen die ganze Zeit seiner Geschichte hindurch gewesen: es holt die Deutschen heran — aber sie dürfen nur Kulturdünger sein, der so schnell als möglich untergepflügt werden muß.

Während so, auch trotz vereinzelter Rückschläge, die Ostmark deutsch und immer deutscher wurde, erlebte sie ihre schwerste Stunde, als sich in dem Staat des Deutschen Ritterordens die Stände gegen ihren Herrn, also Deutsche gegen Deutsche erhoben und der Zwiespalt zum Verrat wurde, da, auf vermeintliche Rechte pochend und auf zweifelloses Unrecht hinweisend, Bürger und Edelleute Preußens das Polentum ins Land riefen. Ein dreizehnjähriger Kampf zertrümmerte unser Bollwerk im Osten: Westpreußen — der heutige Korridor — fiel an Polen, das zugleich die Lehnshoheit über Ostpreußen gewann. Eine rücksichtslose Polonisierung begann, und wie ein geschichtliches Strafgericht mutet es an, daß der Hochverrat der Thorner Bürger, in deren Mauern 1466 der unglückliche Schmachtfrieden geschlossen wurde, 250 Jahre später an ihren Enkeln im „Thorner Blutgericht“ gesühnt wurde. Das Diktat von Versailles aber ist nur möglich geworden durch jenen Thorner Frieden, dessen Bestimmungen ihm vielfach zum Vorbild dienten.

Polen indessen, das auch hier zu ernten suchte, wo es nicht gesät hatte, vermochte keine wirkliche Ernte einzubringen; die polnische Wirtschaft verdarb, was deutscher Fleiß geschaffen. Und während das polnische Reich innerlich verkam, erstand auf ostländischem Boden die brandenburgisch-preussische Großmacht. Es war nicht Willkür, sondern geschichtliche Gerechtigkeit und Notwendigkeit, daß Friedrich der Große dem Deutschtum zurückgewann, was das Polentum geraubt und dann verwüstet hatte. Westpreußen und der Netzedistrikt wurden deutsch, und als dann Polen in eigener Unfähigkeit ganz zu Grunde ging, fiel auch das übrige Posen dem preussischen Staate zu.

Und nun geschah das alte Wunder wieder! Das verkommene Land blühte auf, die entvölkerten Städte belebten sich, alle Zweige der Kultur erstarkten. Bromberg, das als deutsche Stadt im Mittelalter zur Bedeutung gekommen, in der Zeit der Polonisierung aber buchstäblich in den Schmutz gesunken war, wurde als armseliger Flecken, in dem etwa 600 Analphabeten vegetierten, von Preußen übernommen. Der große König jedoch erkannte den Wert der Stadt, er baute den Brahe-Netze-Kanal, und in Jahren ward eingeholt, was in Jahrhunderten verloren gegangen war. Dies nur ein Beispiel; überall sproßte und reifte es, und in einen Garten wandelte sich die Ostmark.

Freilich, die Polen hatten nichts gelernt und nichts vergessen. Kaum waren sie teilhaft geworden eines Wohlstandes, wie sie ihn nie erlebt, da begann ihr Wühlen gegen die Macht, der sie die neue Kulturepoche verdankten. Geheime Verschwörungen und offene Aufstände bedrohten die Ostmark

von neuem; als aber in einem Augenblick staatlicher Schwäche (1848) die Gefahr bestand, daß Posen von Preußen abgetrennt wurde, erklärten die Deutschen des Landes, daß sie „lieber ihr Leben verlieren, als sich Einrichtungen aufdrängen lassen wollten, die ihre Nationalität vernichten würden“.

Als es dem Polentum indessen gelang, durch die von ihm beherrschte Kirche und Schule unter den Augen preussischer Behörden eine urdeutsche Bevölkerung wie die Bamberger um Posen zu polonisieren und sie, die ihren deutschen Namen behielten und ihre fränkische Tracht mit Stolz trugen, zu erbitterten Staatsfeinden zu machen, als auf der ganzen Linie ein Vordringen und Angreifen, ja, ein täglich offen verkündeter Hochverrat und eine Art militärischer Vorbereitung des Polentums zum Abfall bemerkbar wurden, setzte bewußt die deutsche Abwehr ein. Unser Bürgertum besann sich auf sich selbst, ein Ansiedlungsgesetz schuf die Möglichkeiten für neue bauerliche Siedlungen, und unter Bismarcks Namen einte sich an Weichsel und Warthe das Deutschtum zum Kampf um sein Recht.

Der Weltkrieg aber zeigte, was wir von Polen zu erwarten hatten. Während unsere Truppen die russischen Ketten zerschlugen, mit denen das Polentum gefesselt war, wurden die polnischen Ansprüche auf deutsches Land immer dreister. Und als gar das unselige Ende hereinbrach, zögerten unsere Feinde nicht, zu dem schon längst vorbereiteten Schlag gegen die Ostmark auszuholen. Der 27. Dezember 1918 ist einer der dunkelsten Tage der ostmärkischen Geschichte. Während die damalige deutsche und preussische Regierung die Warnungen, die aus dem Osten stündlich dringlicher ertönten, in den Wind schlug und ihre nach Posen entsandten Vertreter keinen Grund zur Beunruhigung erkennen wollten, während die vom polnischen oder internationalen Geist getragenen Arbeiter- und Soldatenräte rücksichtslos die Entwaffnung der heimkehrenden Regimenter durchsetzten, um deren Waffen dem Polentum zuzuschützen, flammte plötzlich der Aufruhr empor. Durch Verrat und Uebermacht fiel die Stadt Posen in polnische Hand, die Reste deutscher Truppen wurden aufgerieben, der Terror regierte, und strahlenförmig drangen die Revolutionäre bis an die Grenzen der Provinz. Hier aber hörten die billigen Lorbeeren auf; ein Grenzschutz von Freiwilligen stemmte sich den Empörern entgegen, und schon nach kurzen Wochen stand eine neue Armee auf dem Plan, das Geraubte wiederzuholen. Da griff die Entente zu Gunsten ihres Schützlings ein, ein erzwungener Waffenstillstand zwischen den deutschen und polnischen Truppen brachte uns um den nahen Erfolg. Als jedoch die Bedingungen des sogenannten Versailler Friedens bekannt wurden, nach denen die gesamte Ostmark zerschlagen werden sollte, versuchte das bodenständige Deutschtum des Weichsel-, Warthe- und Oderlandes, das Schicksal noch einmal zu hemmen. Doch die Zeit war den Rettungsplänen nicht hold, und als der Friede unterzeichnet wurde, mußten die Grenzschilder ihre Waffen niederlegen, mußten die Ostmärker ihre Hoffnungen begraben.

In den ersten dunklen Wintermonaten des Jahres 1920 rückten die Polen in die ihnen zugesprochenen Provinzen ein, um nun, allen Versprechungen, Verfassungsbestimmungen und internationalen Abmachungen zum Trotz, sofort den Vernichtungskampf gegen das Deutsche zu beginnen. So vermochten sie es, durch Vertreibung der Beamten und Arbeiter, durch Drangsaliierung der Handwerker und Gewerbetreibenden, durch Zerstörung der deutschen Kirche, Schule und Presse, die deutsche Bevölkerung zum größten Teil aus dem Lande zu treiben. Fast ganz Posen, weite Teile Westpreußens fielen in ihre Hand. — Beinahe eine Million deutscher Menschen hat die Heimat verlassen müssen!

Die Volksabstimmungen in West- und Ostpreußen brachten den Sieg der deutschen Treue; bis auf die Weichseldörfer, die der Haß der Welt uns trotz unseres Sieges stahl, verblieb das gefährdete Gebiet, verblieb Masurien und Ermland dem, ach so klein gewordenen Preußen, aus dessen Körper man auch das Memelgebiet und den Danziger Freistaat riß. Aber mit seinen unverdienten Erfolgen ist Polen nicht zufrieden. Es begehrt Ostpreußen und Danzig, es verlangt die zur Grenzmark Posen-Westpreußen vereinigten Reste dieser Provinzen, es beansprucht ganz Schlesien, Pommern und Brandenburg; durch polnisches Gebiet soll eine polnische Oder fließen.

Wir wissen es — und sind auf Wacht. Wir wissen auch, daß Polens Seele zu unfruchtbar ist, um eine eigene Kultur hervorzubringen — daß es Polens Tragik ist, an dieser Unfruchtbarkeit immer wieder zu Grunde zu gehen.

Wir Deutschen aber und in Sonderheit wir Ostmärker, die jetzt zum größten Teil über das weite Vaterland verstreut sind, wir geben den Glauben nicht auf, daß die Stunde kommt, in der wir noch einmal in die alte, ewiggeliebte, unvergessene Heimat dürfen. Mag sie in ihrem Äußeren dann auch polnisch scheinen — die Steine bezeugen es, daß sie deutsch ist! Unsere und unser Kinder Aufgabe aber wird es sein, die Ostmark alsdann so einzudeutschen, wie Polen sie jetzt polonisiert. Das Lied der mittelalterlichen Kolonisten aber wird von neuem über Warthe und Weichsel flingen:

„Nach Ostland wollen wir reiten!“

Daheim / Von Franz Lüdtkke

Durch meiner Seele Sehnen schwingt ein Reim:
... Daheim ...

Daheim! — — Weißt du das Kirchlein noch, so traut,
So efeuigrün, so himmelüberblaut?
Weißt du die Glocke noch hoch im Gestühl,
Ihr Sonntagslied? Der Orgel Osterspiel?
O, Klang war alles, heilig-süßer Klang —
Bis jäh die Glocke, jäh mein Herz zersprang.

Wo, wo ist mein Daheim? —
Dort, wo das Leid
Mit meiner Seele wandert durch die Zeit,
Wo unabsehbar sich die Weite dehnt,
Wohin sich Tag und Nacht mein Fragen sehnt,
Ob wohl . . . die Wechsel . . . noch so rauscht wie einst . . .

Still, Herz! Und hart! Sag's keinem, wie du weinst! —

Daheim . . . Mein Gott, nur einmal noch daheim!
Nur einmal über Aekern Lerchenschlag
Und Saat und Ernte, Frucht und neuen Reim
Und Sonne — Sonne einen ganzen Tag
Daheim — — —!

Daheim . . . Die Augen blicken blind,
Um meine Heimat weht der Steppenwind,
Grau, kalt . . . Es fröstelt, wer dem Liede lauscht,
Dem Totenlied, das Sturm und Wechsel rauscht . . .

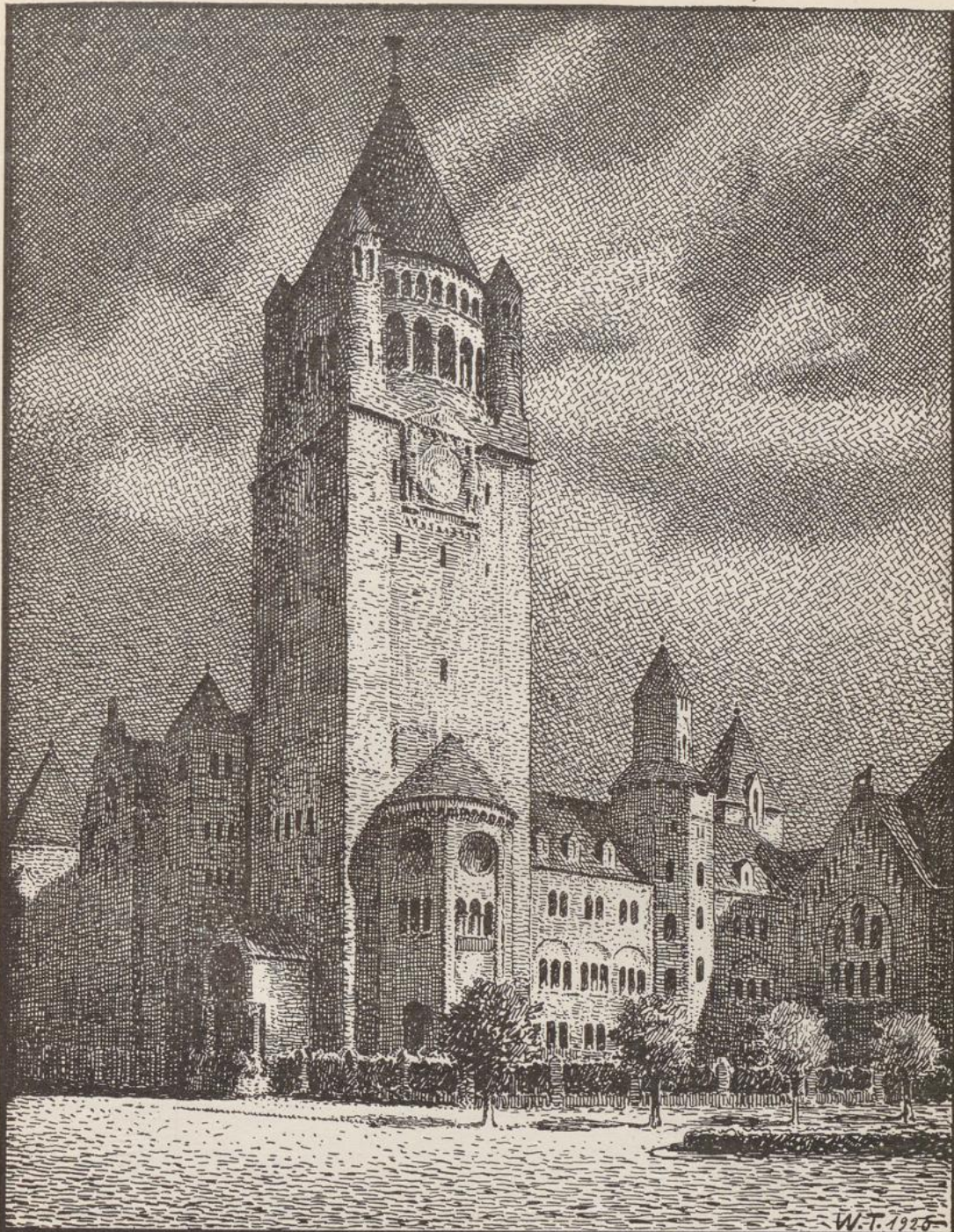
Grau, kalt die Welt . . . Allein, mein Gott, allein . . .
Und doch mit dir! Und doch: Nicht müde sein!
Und glauben, glauben, daß die Stunde reift,
Da deine Hand des Weltrads Speichen greift.

Die Heimat deutsch! Dann — dann — — mein Gott — was dann?
Ja, dann ist Frühling! Und die Nacht zerrann!
Und Licht ist alles! Lauter heller Schein!
Die Heimat deutsch!

Ich darf . . . zu Hause sein!

O, wenn mein Fuß zur alten Heimat fand,
Dann knie ich hin, dann küß' ich dich, du Land,
Du, Vatererde, kühlst das heiße Blut,
Es jauchzt mein Kind, und alles dann ist gut — — —

Durch meiner Seele Sehnsucht schwingt ein Reim:
... Daheim ...



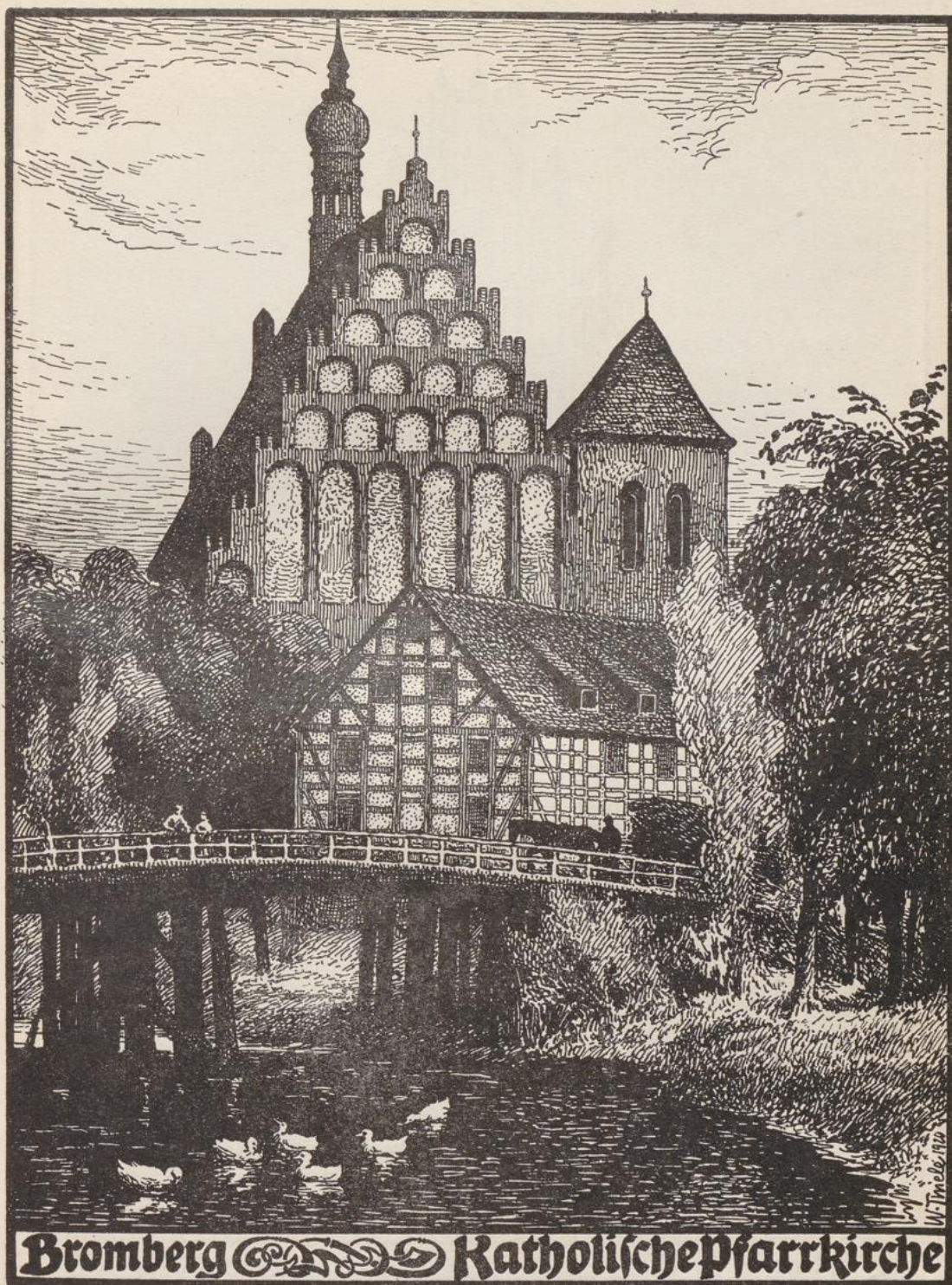
W.T. 1925

Posen Das Kaiser-Schloß

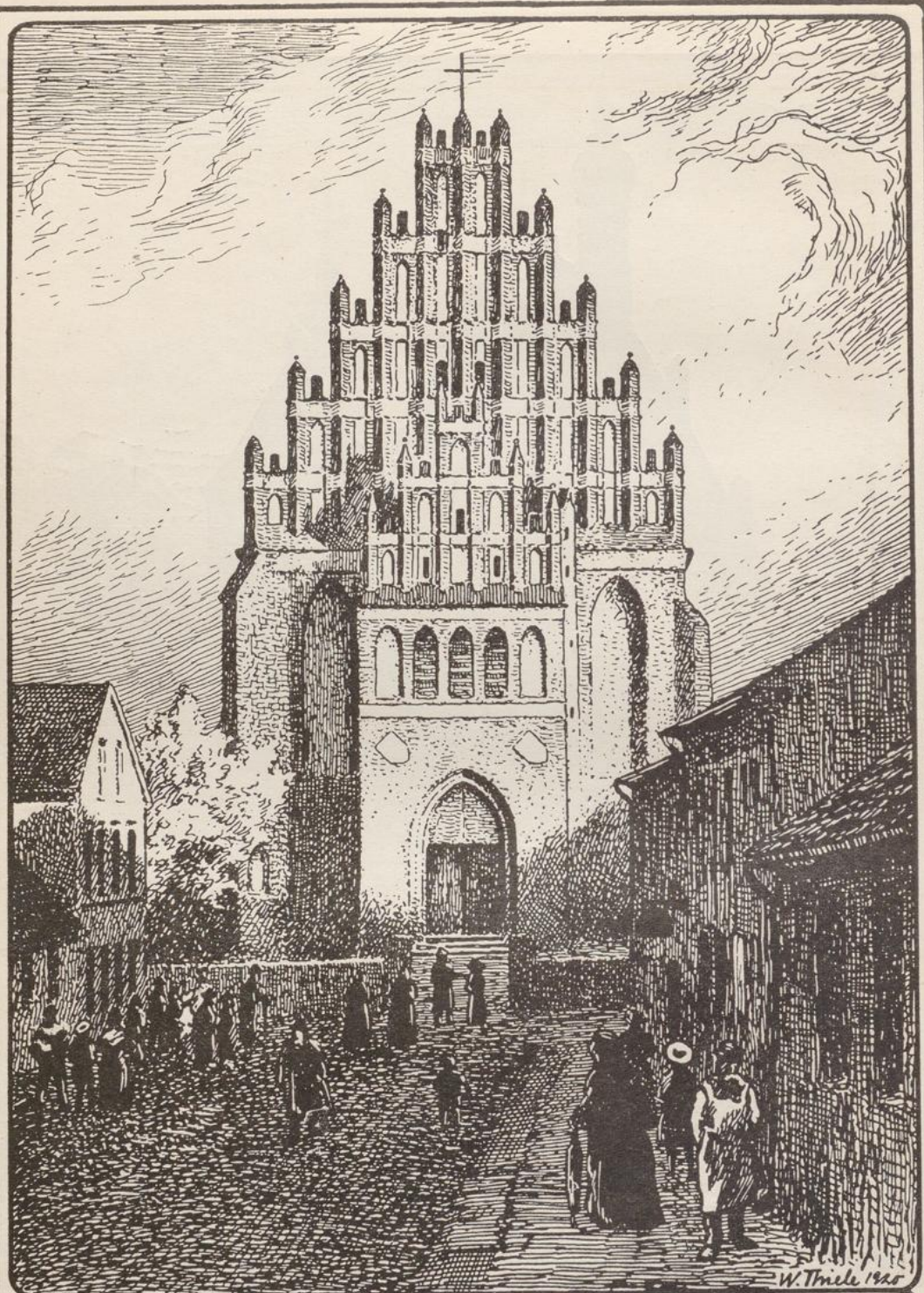


Wilh. Thiele 20

GNESEN  DOMSTRASSE



Bromberg  Katholische Pfarrkirche

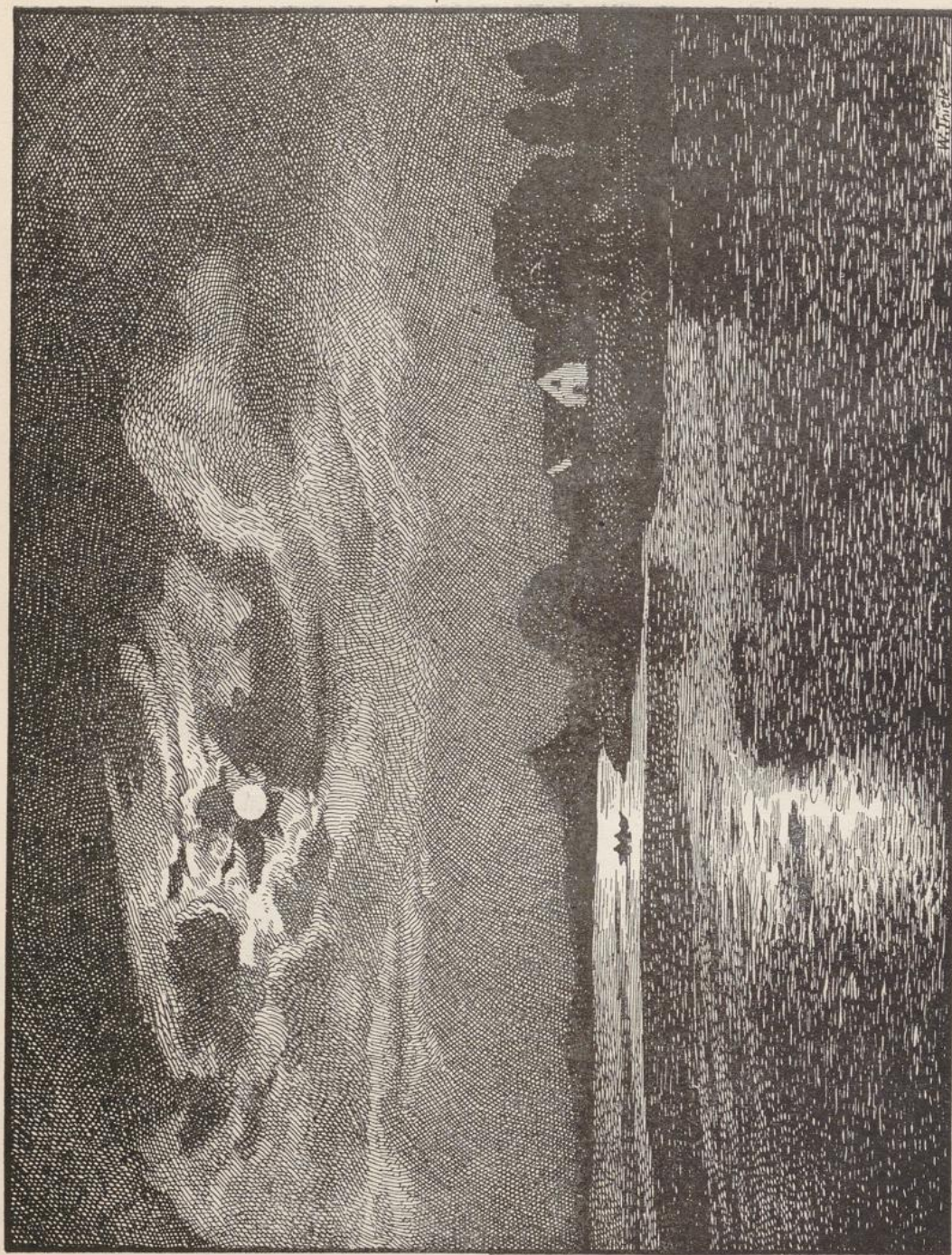


Kulm a. d. Weichsel : Franziskanerkirche.



W. Thiele

• Ansiedlerdorf Golenhofen in Posen •



Posensche Landschaft bei Margonin.

Wann kommst du, Bismarck?

Von Franz Lüdtké

Sag, träumst du, Bismarck? —

„Schwerer Traum
Um meine müden Lider fließt . . .“

Wann stehst du auf? —

„Wenn hell ein Saum
Von Frühlingslicht mein Deutschland grüßt.“

Und kommst du wieder? —

„Frag die Nacht,
Den wilden, wehen Totenwind!“

Wann, Bismarck, wann?

„Wenn schlaf erwacht
Einst Deutsche wieder Deutsche sind.“

Deutsches Lied / Von Felix Dahn

Und wenn's beschlossen ist da droben, daß unser Reich versink' in Nacht, —
Noch einmal soll die Welt erproben des deutschen Schwertes alte Macht:
Soll nicht mehr deutsches Wort erschallen, nicht deutsche Sitte mehr besteh'n,
So laßt uns stolz und herrlich fallen, nicht tatenlos in Schmach vergeh'n.
Schon einmal ward so stolz gerungen von deutschen Helden, kühn im Tod:
Ein zweiter Kampf der Nibelungen sei unsern Feinden angedroht:
Prophetisch war die alte Sage und grauenhaft wird sie erfüllt,
Wann an dem letzten deutschen Tage der Schlachtruf deiner Völker brüllt.
Vom Blute schäumend zieh'n mit Stöhnen empört die Donau und der Rhein:
Es wollen brausend ihren Söhnen die deutschen Ströme Helfer sein.
Auf! Schleudert Feuer in die Felder, von jedem Berg werft Glut ins Land,
Entflammt die alten Eichenwälder zum ungeheuren Leichenbrand.
Dann siegt der Feind: — doch mit Entsetzen, und triumphieren soll er nicht!
Kämpft bis die letzte Fahne in Segen, kämpft bis die letzte Klinge bricht,
Kämpft bis der letzte Streich geschlagen ins letzte deutsche Herzblut rot,
Und lachend, wie der grimme Hagen, springt in die Schwerter und den Tod.
Wir stiegen auf in Kampfgewittern, der Heldentod ist unser Recht,
Die Erde soll im Kern erzittern, wann fällt ihr tapferstes Geschlecht.
Brach Ezels Haus in Glut zusammen, als er die Nibelungen zwang,
So soll Europa steh'n in Flammen bei der Germanen Untergang!

Wilhelm Tell / Von Friedrich von Schiller

Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht,
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last — greift er
Hinauf getrost den Mutes in den Himmel
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst —
Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,
Wo Mensch dem Menschen gegenüber steht —
Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr
Verfangen will, ist ihm das Schwert gegeben —
Der Güter höchstes dürfen wir verteid'gen
Gegen Gewalt — wir stehn für unser Land,
Wir stehn für unsre Weiber, unsre Kinder!

Jedes Volk, das sich nicht selbst befreit,
Verdient nicht frei zu sein.

Christian Dietrich Grabbe (geb. 11. 12. 1801, gest. 12. 9. 1836).

Es ist gewiß, daß nächst der Ehre Gottes einem jeden tugend-
haften Menschen die Wohlfahrt seines Vaterlandes am meisten
zu Gemüte gehen sollte.

Gottfried Wilhelm Leibniz (geb. 1. 7. 1646, gest. 14. 11. 1716).

Deutsche, vergesset nie das Verlorene!

Die deutsche Ostmark

Oberschlesien
Gultschiner Ländchen
Ostpreußen: Nemelland

Oberschlesien / Von Paul Warndke

Deutscher Arbeit hohe Stätte,
Wo Granit uns wächst und Gneis
Wo in tiefem Felsenbette
Segen reifte edlem Fleiß,
Reichster Gau der deutschen Erde
An der Riesenberge Fuß,
Aus Millionen Herzen werde
Heut dir deutscher Treue Gruß!

Hier von mächtigen Marmorwänden
Wird gebrochen lichter Stein;
Unter tausend fleißigen Händen
Webt sich schimmernd hier der Lein.
Und aus hochgewölbter Halle,
Drin der alte Berggeist saß,
Funkeln leuchtende Kristalle,
Amethyst und Chrysopras.

Land der Obst- und Ährenfelder,
Das mit Frucht und Brot uns labt,
Wo durch dämmerdunkle Wälder
Still des Märchens Einhorn trabt —
Preußens Adler sahst du steigen
In der jungen Sonne Glanz,
Hier aus immergrünen Zweigen
Wob sich Friedrichs Ruhmeskranz.

Land des Eisens, Land der Kohle,
Edlen Silbers schönes Land,
Gierig streckt der schmutzige Pole
Auch nach dir die Diebeshand.
Fast zerbricht uns Mut und Hoffen,
Nacht des Unglücks drückt uns schwer,
Denn der Löwe liegt getroffen,
Und der Schakal schleicht umher.

Aber doch — trotz Leid und Nöten
Halter fest am Vaterhaus,
Und mit goldenen Morgenröten
Scheucht der Tag des Dunkels Graus.
Droht der Feind mit Sklavenketten
Schamlos auch und ohne Scheu,
Bleibet treu! Das wird euch retten!
Deutsche Brüder, bleibet treu!

Oberschlesien!

Von Landrat a. D. Dr. Lukaschek

Vorsitzender des Deutschen Ausschusses für Oberschlesien

Das Gutachten des Völkerbundsrats in Genf und das Diktat von Paris vollenden mit der Zerreißung Oberschlesiens die Lostrennung deutscher Gebiete und deutschen Volkstums vom alten Vaterlande, und die Entscheidung von Genf ist zugleich das größte Unrecht, das man Deutschland zufügt. Denn dieses Oberschlesien ist deutsch, solange der Glaube an den Gefreuzigten in diese Gebiete Licht und Kultur gebracht hat.

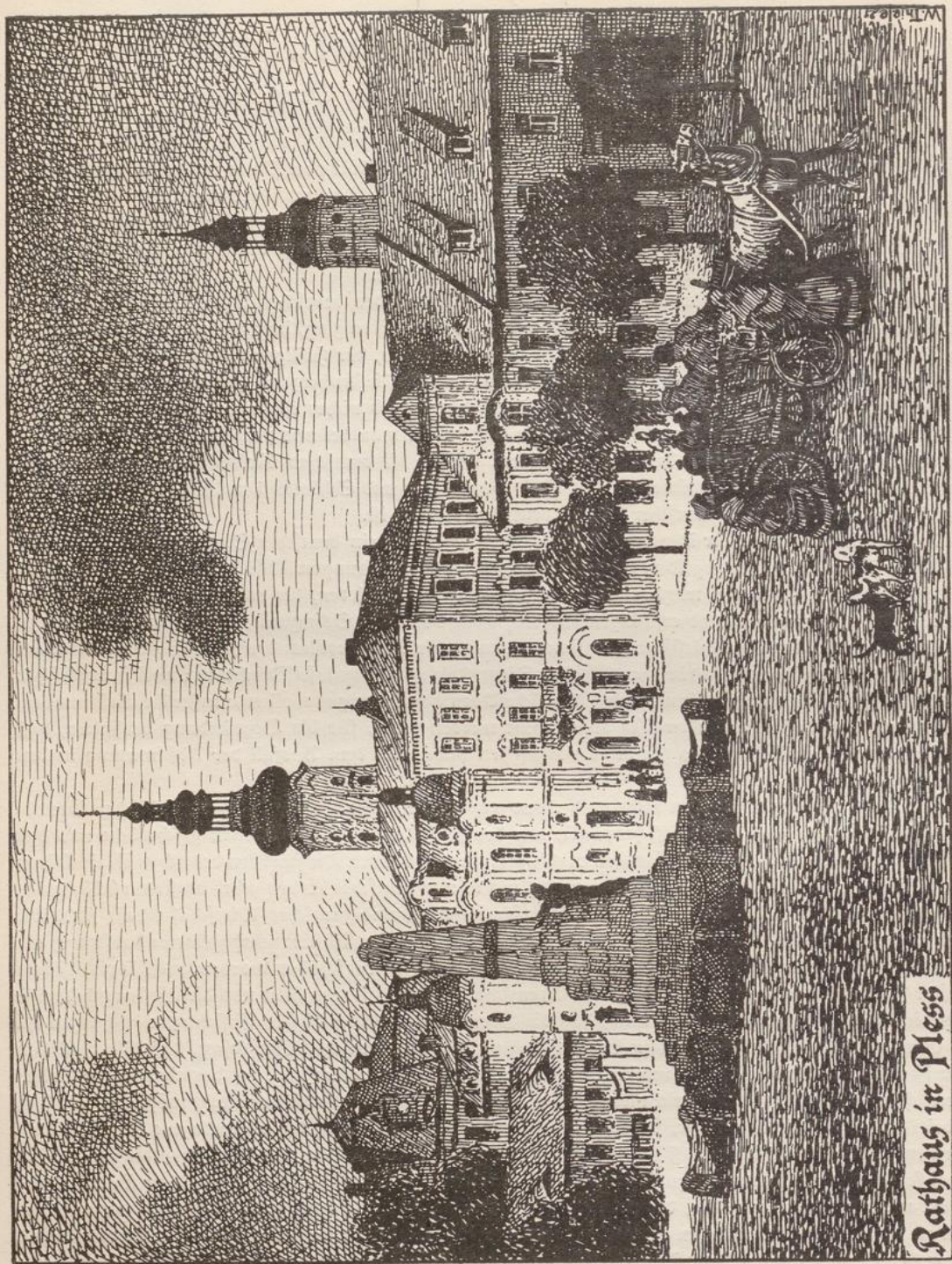
Es ist deutsch geworden nicht durch Eroberung, sondern durch den deutschen Pflug seit den Tagen, in denen ein deutscher Ver sacrum aus Hessen und Sachsen nach dem Osten ging, hergerufen als Kulturbringer von den Pfaffen und hauptsächlich von der edelsten Pfaffenherzogin, der Heiligen Hedwig, der Mutter des für deutsche Kultur gegen die Hunnen bei Wahlstadt gefallenen Pfaffenherzogs Heinrich II. Was in dem Lande von Kultur zu sehen ist, das zeugt für das Deutschtum, und nichts ist da von polnischer Kultur. Freilich die Sprache ist polnisch, aber nicht einmal die Tracht, die man bei uns polnisch nennt, ist polnisch, sondern ein Ueberbleibsel der alten deutschen Trachten, wie sie die deutschen Kolonisatoren mitbrachten. Wer vom Kedenberge bei Königshütte auf den Wald von Essen und Schloten herabsieht, ist überwältigt von dem Bilde, das ein Zeugnis deutscher Arbeit, deutschen Fleißes ist.

Die Volksabstimmung hat für Deutschland entschieden. Sie war ein deutscher Sieg trotz der Millionen polnisch-französischer Bestechungsgelder, trotzdem französische Verwaltungswillfür das Wahlreglement nur zu polnischen Gunsten gestaltete, trotzdem bezahlte polnische Horden jeden, der es wagte, sein Deutschtum offen zu bekennen, mißhandeln und erschlagen durften, ohne von den „Schutzmächten“ daran gehindert zu werden. Die Geschichte der obererschlesischen Abstimmung wird ein Ruhmesblatt deutschen Bekennermuts im Osten bleiben und ein Schandmal für französischen Siegerstolz und schamlose Knechtung; weil französischer Haß und französisches Ringen um die weltwirtschaftliche Vormachtstellung es wollten, mußte die Bestimmung im Friedensvertrage, daß „gemeindeweise“ abgestimmt werden sollte, für die Begründung herhalten, daß der Friedensvertrag eine Teilung des Gebietes vorgesehen habe nach dem Ausfall der Abstimmung in den einzelnen Gemeinden.

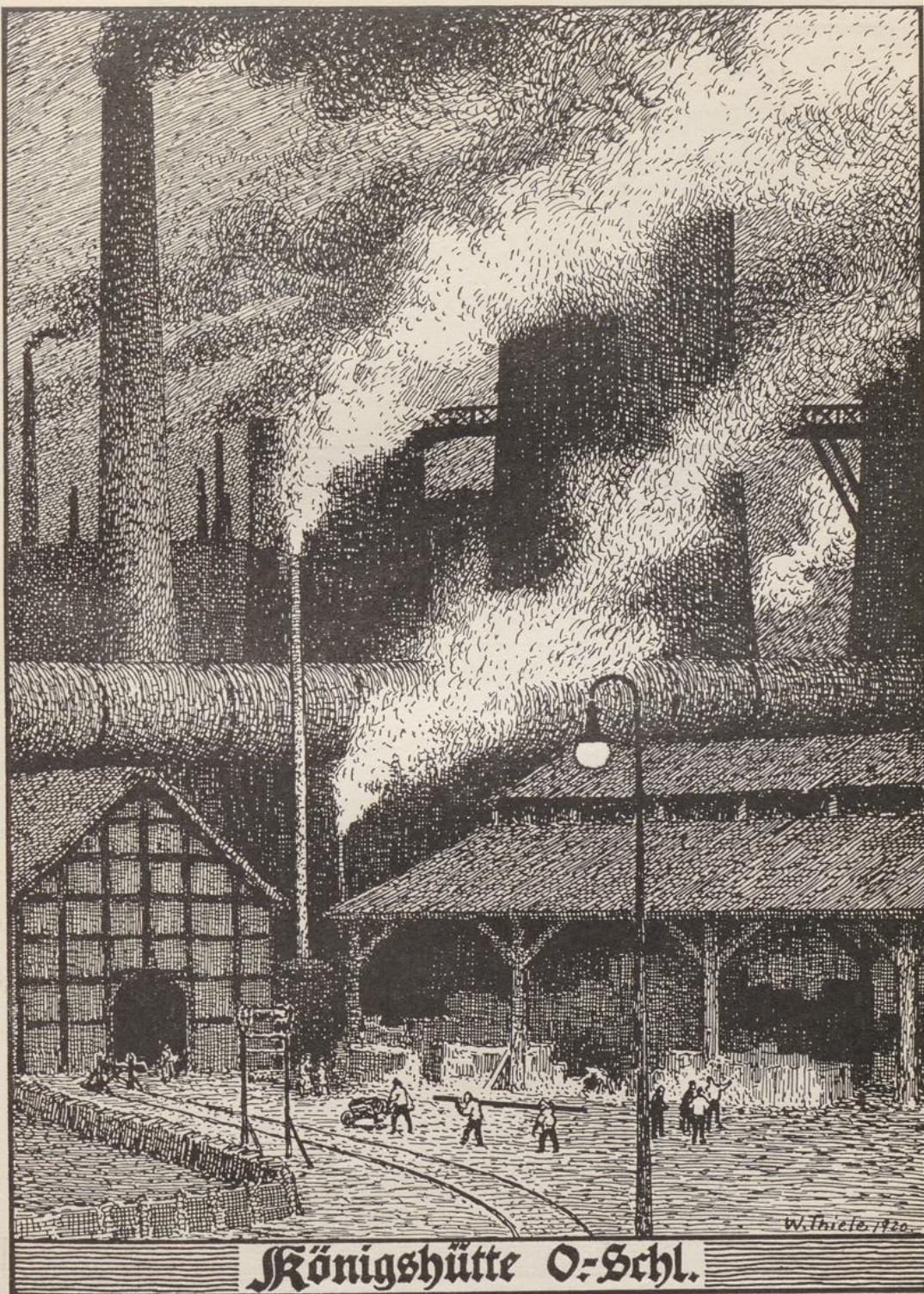
Die Grenzlinie ist gezogen worden nicht nach ethnographischen, historischen oder geographischen Grundsätzen, sondern lediglich nach dem Gesichtspunkt, wie deutsche Wirtschaft am meisten geschwächt und das Wiedererstarben Deutschlands am wirksamsten verhindert werden könnte. Die stärksten deutschen Majoritäten der Städte Kattowitz, Königshütte und Tarnowitz, wo es nur deutsches Leben gibt, mußten rücksichtslos polnisch werden, weil sie Mittelpunkt deutschen Wirtschaftslebens und deutscher Wirtschaftskraft sind. Die an Polen abgetretenen 980 296 Seelen, die 47,27% der Einwohner des Abstimmungsgebietes darstellen, obwohl das Abstimmungsergebnis wie 60:40% lautete, sind an Polen verschoben worden, weil kapitalistische französische Interessen es wollten. Und wer die Grenzlinie kritischen Auges sieht und die Besitzverhältnisse in Oberschlesien genau kennt, der weiß auch, daß die Grenzlinie nur nach diesem Gesichtspunkt gezogen ist.

Das Genfer Diktat ist die glänzendste Beweisführung für den deutschen Grundsatz, daß Oberschlesien unteilbar ist und ungeteilt bei Deutschland bleiben mußte. Denn es spricht klar aus, daß das abgetretene Gebiet ohne Deutschlands Wirtschaftskraft nicht leben kann, aber es zieht daraus nicht den einzig möglichen Schluß, daß es bei Deutschland bleiben müsse, sondern es folgert daraus die Pflicht, die nirgends aus dem Friedensvertrage hergeleitet werden kann, daß Deutschland zu dem Verlust an Gebiet und Menschen diesem Gebiete auch noch seine Wirtschaftskraft herzugeben habe. Kein Mensch in Oberschlesien erkennt diese Entscheidung als gerecht an, denn jeder, auch der, der polnisch gestimmt hat, hat gestimmt dafür, daß das ganze Gebiet ungeteilt zu dem einen oder anderen Staate gehören sollte. Erschüttert steht die Bevölkerung vor diesem Wahnwitz der Entscheidung. Wenn Deutschland auch unter diesen Vertrag, den es jetzt schließen muß, seine Unterschrift setzt, dann drängt sich ihm das Wort auf die Lippen, das einst der Große Kurfürst sprach, als er den Westfälischen Frieden unterschrieb:

exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor! —



Rathaus in Pless





Oberschlesische

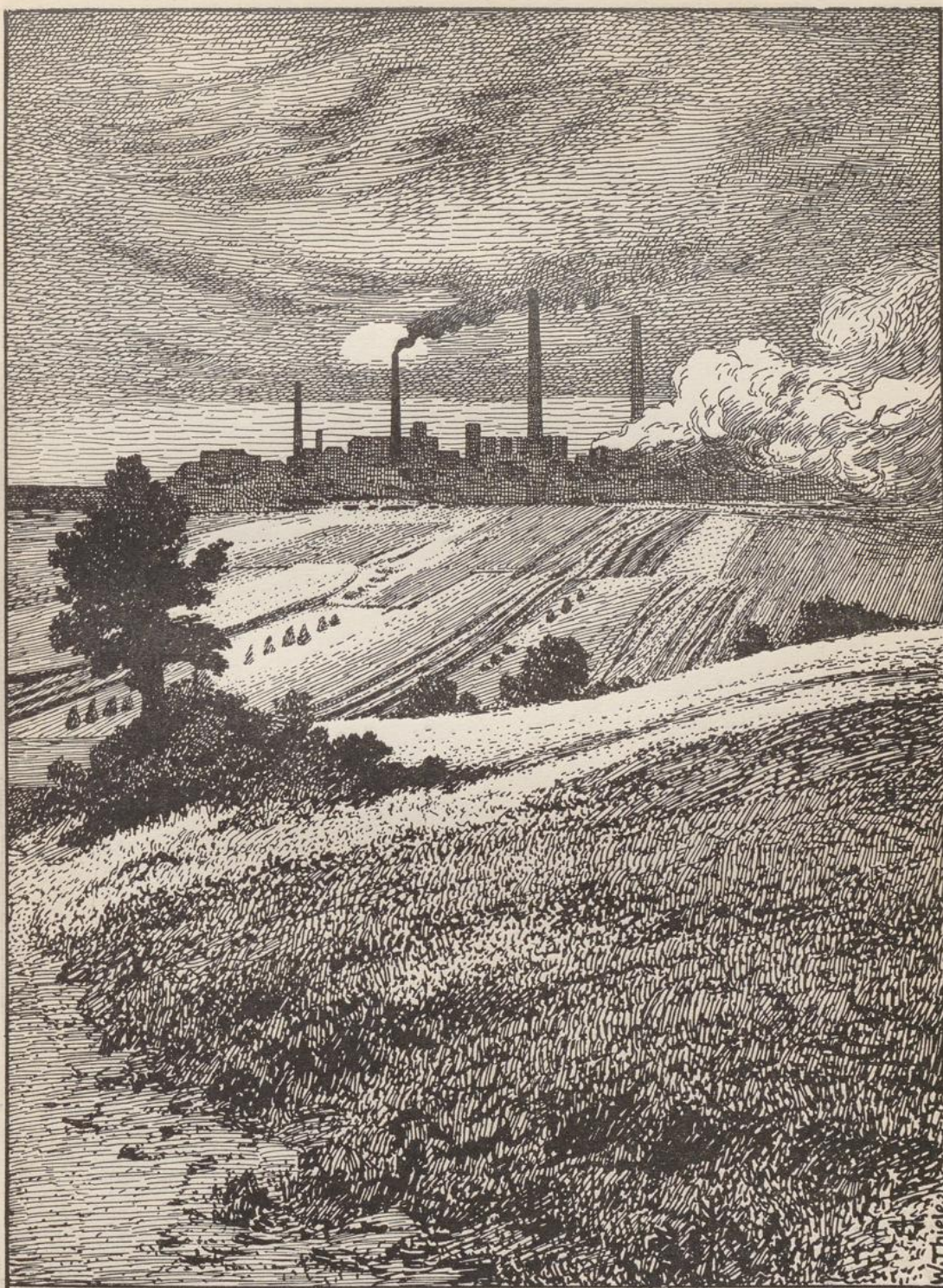
Dorfkirche



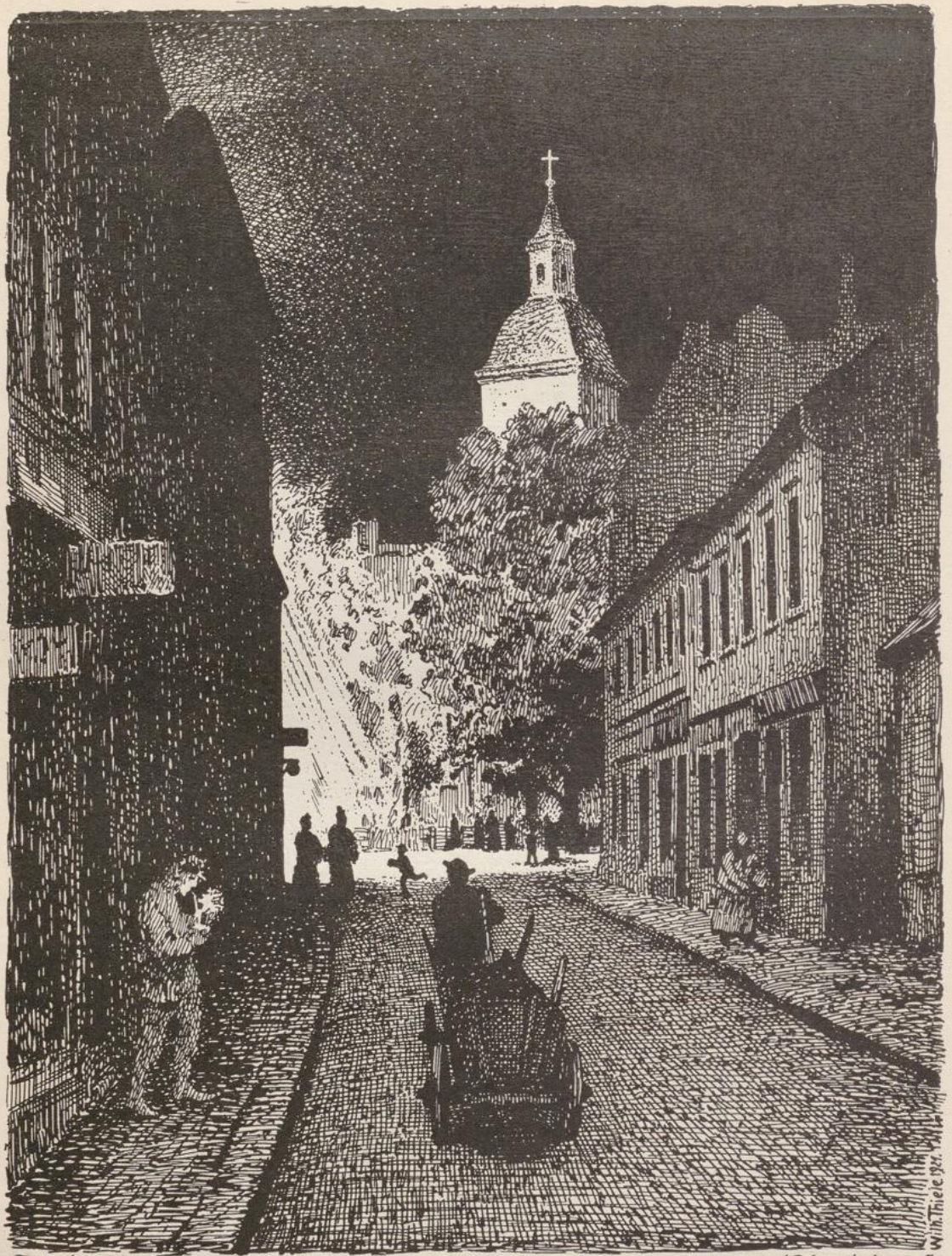
Rattowitz

Am Bahnhof

W. Thiele 1921

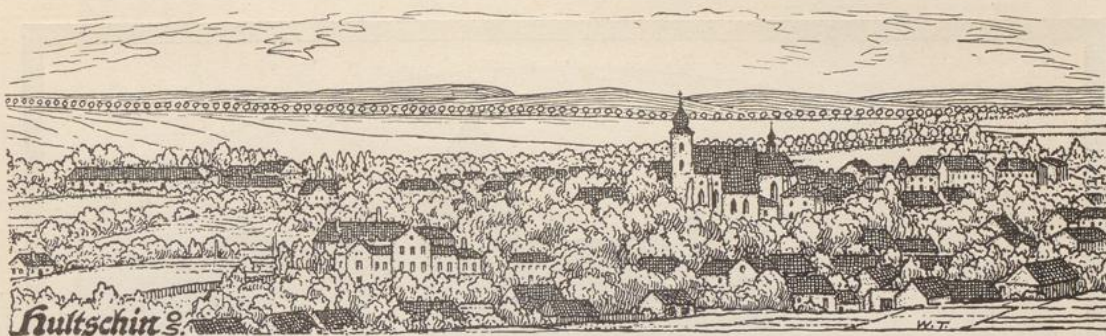


Die Emmagrube in Oberschlesien



Rybník

Kirchstraße



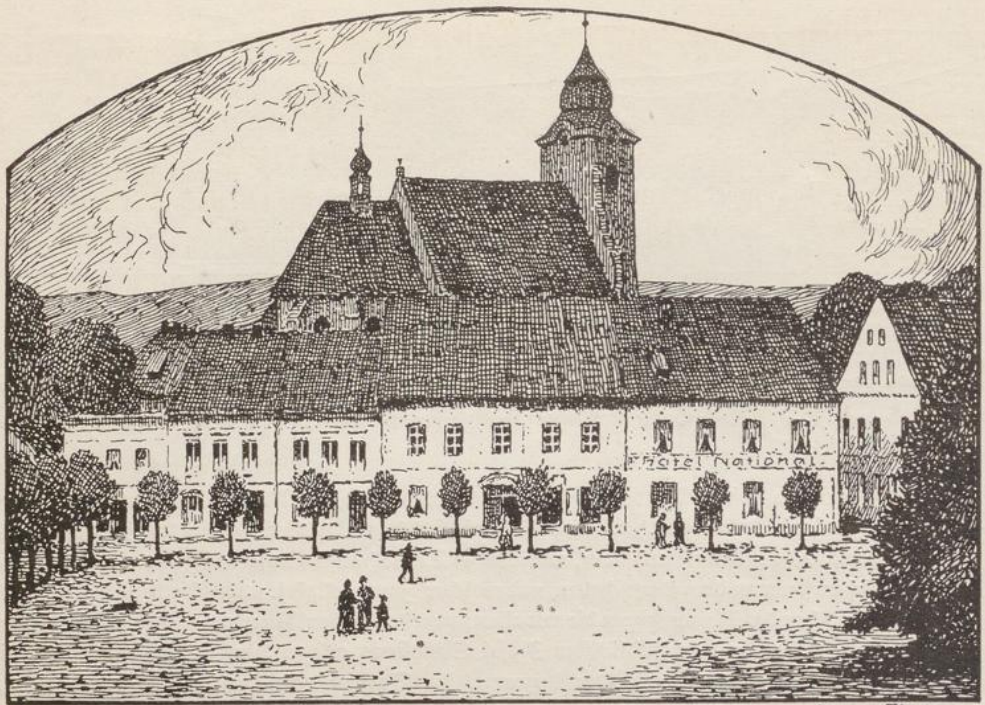
Das Hultschiner Ländchen

Hier ist nur ein kleiner Teil des großen Deutschlands, den der Nachspruch von Versailles vom Vaterlande losgerissen hat. Deshalb ist vielfach das leidvolle Schicksal des Hultschiner Ländchens nicht bekannt; und doch, mit welcher Treue hängen unsere abgetrennten Brüder und Schwestern an dem Deutschtum, mit welcher Hartnäckigkeit und Einmütigkeit führt dieses Ländchen den Kampf gegen die mit allen nur erdenklichen Mitteln versuchte Tschechisierung!

Das Hultschiner Ländchen, im südlichsten Zipfel Schlesiens gelegen, im Süden von der Kleinen, reißenden Oppa, im Osten von der Oder begrenzt, im Norden von Deutschland durch eine nach Artikel 83 des Friedensvertrages gesetzte Linie abgetrennt, ist 340 Quadratkilometer groß und zählt etwa 46000 Einwohner. Es gibt selten im schönen Deutschland eine Gegend, die auf so kleinem Raum so viele landschaftliche Reize vereinigt, wie das Hultschiner Ländchen. Auf der einen Seite das schmale, von hohen, steilen Waldhügeln begrenzte Oppatal, im Südosten die grünen Weiden und braunen Aecker der Oderniederung. Weite, wohlgehegte Laub- und Nadelwälder verschönern das landschaftliche Bild und bedeuten einen großen wirtschaftlichen Schatz des Ländchens.

Der Artikel 83 des Friedensvertrages hat über das Schicksal des Hultschiner Ländchens entschieden: es wurde ohne Volksabstimmung an die Tschechoslowakei abgetreten, nicht deswegen, weil die jährliche Förderung von 700000 Tonnen Kohlen ein Lebensbedürfnis der tschechischen Industrie sind, auch nicht, weil der große Waldbestand und die hohen Erträge der Landwirtschaft vom Agrarstaat Tschechien benötigt werden, nein, sondern der Grund für den Raub war! „Glanzsicherung“ und der Vorwand: die Bevölkerung ist tschechisch. Das ist nie und nimmer wahr: Die Bevölkerung spricht zwar im häuslichen Verkehr mährisch, in der Öffentlichkeit aber deutsch und vor allem, sie fühlt deutsch. Die Mähren im Hultschiner Ländchen haben sich von den geschichtlich weit jüngeren Tschechen nicht verdrängen lassen, sie haben eine eigene mährische Sprache sich erhalten, aber seit 1742 zur Krone Preußens gehörig, fühlt die Bevölkerung deutsch. Sie sehnt sich gar nicht nach dem „tschechischen Mutterchoß“, im Gegenteil, sie setzt einmütig alles daran, um der Enteignung deutscher Schulen, der Einführung des Tschechischen als Amtssprache, der Ausweisung ihrer Führer, dem Liebeswerben der tschechischen Beamten entgegenzutreten, trotz Legionärbataillonen und Gefängnis. Es ist ein schwerer Kampf, aber ergreifend und bewundernswürdig ist die Einmütigkeit und der Mut und die Zuversicht, mit denen er geführt wird. Möge die Ueberzeugung, die im Hultschiner Ländchen herrscht, alle abgetrennten Brüder und Schwestern ergreifen:

„Was deutsch ist, muß wieder deutsch werden und bleiben!“



Multschin

Am Ring



Oppabrücke und Weinberg

Multschin

Ostpreußen / Memelland

Von Hosprediger D. Bruno Doebring, Berlin



ein, du sollst nicht vergessen sein, noch für immer von uns getrennt, du äußerstes Stückchen deutscher Erde, du einsamer Vorposten gen Osten hin!

Zwar hast du mit vielen Landstrichen unserer lieben ostpreussischen Heimat bis zum Weltkrieg das gleiche Los geteilt, daß man im weiten Vaterland dich nur dem Namen nach kannte, — und doch, als der beutegierige Feind mit spizen Krallen dich von uns riß, da tat es allen Deutschen weh, mochten sie dich jemals von Angesicht gesehen haben oder nicht. Da kam es manchem ins Gedächtnis, und seine Seele füllte sich mit herber, tiefer Trauer, daß er, als es noch ein deutsches Kaiserreich gab, und dessen Söhne es sich zur Ehre rechneten, ihres Kaisers Rock zu tragen, an jedem Neujahrstag von einem Drahtgruß in der Zeitung las, der von Memel nach Lindau und zurück eilte: die Wacht im Osten grüßt die Wacht im Westen!

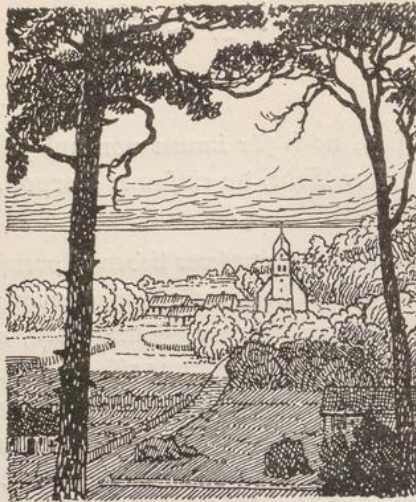
Das ist gewesen. Eine ruhmreiche Geschichte hat ein unrühmliches Ende gefunden. Eines in sich selbst zerfallenden Volkes sind beutegierige Feinde Herr geworden. Mit ausgesuchter Geffissentlichkeit haben sie auch das Memelland, dessen Bedeutung für den Osten sie sehr wohl erkannt haben, in den Bereich ihres unmittelbaren Einflusses gezogen. Freilich, was sieben Jahrhunderte deutscher Kultur dort geleistet haben, läßt sich nicht im Handumdrehen aus der Welt schaffen. Und was sie verlieren würden, wenn's dennoch gelänge, weiß niemand so gut als die Memeler selbst.

Wehmütige und doch stolze Erinnerungen sind das köstliche Erbteil dieser an eigenen Reizen so reichen östlichen Hafenstadt. Das Bild der Königin Luise, die vor dem übermühtigen Korsen fliehend ihren Fuß auf Memels Boden setzte, lebt heute noch in den Seelen von jung und alt. Und mit dem ganzen Ostpreußenlande teilt diese seine nördlichste Spitze das Bewußtsein, daß seine knorrige Eigenart auch schwerem feindlichem Druck gewachsen ist. Die Tage des unglücklichen Krieges sowohl wie diejenigen der Erhebung Preußens sind und bleiben da unvergessen. Der Geist Scharnhorsts und Steins geht dort um und arbeitet mitten unter Trümmern rastlos am Aufbau.

See und Wald, der weißen Dünen unabsehbare Kette und saftiger Wiesen prächtiges Grün, rauchende Schloße und wiehernde Rosse, fleißige und wetterharte Menschen: — das ist das Memelland!

Mögen alle Deutschen beherzigen, was einst ein weitblickender Hohenzoller, der Kurfürst Johann Sigismund, über Memel äußerte: „Ich habe befunden, daß der höchste Gott denselben Ort vor anderen mit Mitteln zum Betreiben von Handel und Wandel begabt hat, daß, wenn man davon nicht Gebrauch machen sollte, dies nicht anders gedeutet werden könnte, denn daß man Gottes Gnade verachten und verwerfen wollte.“ —

Wir grüßen dich, du deutsches Memelland!

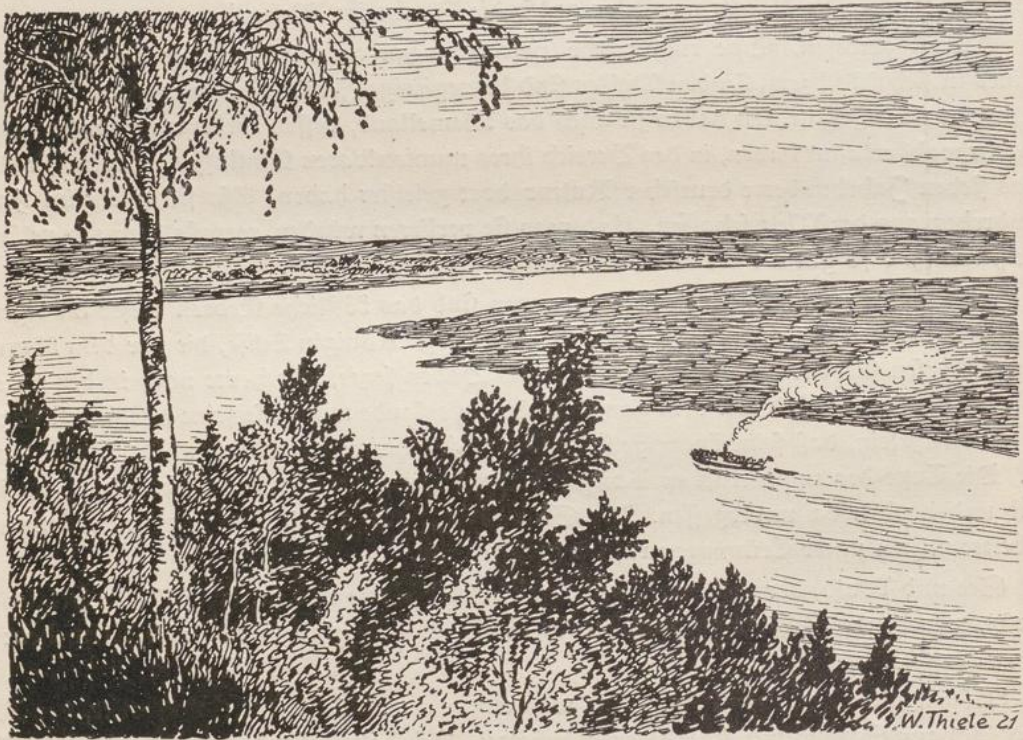


Schwarzort



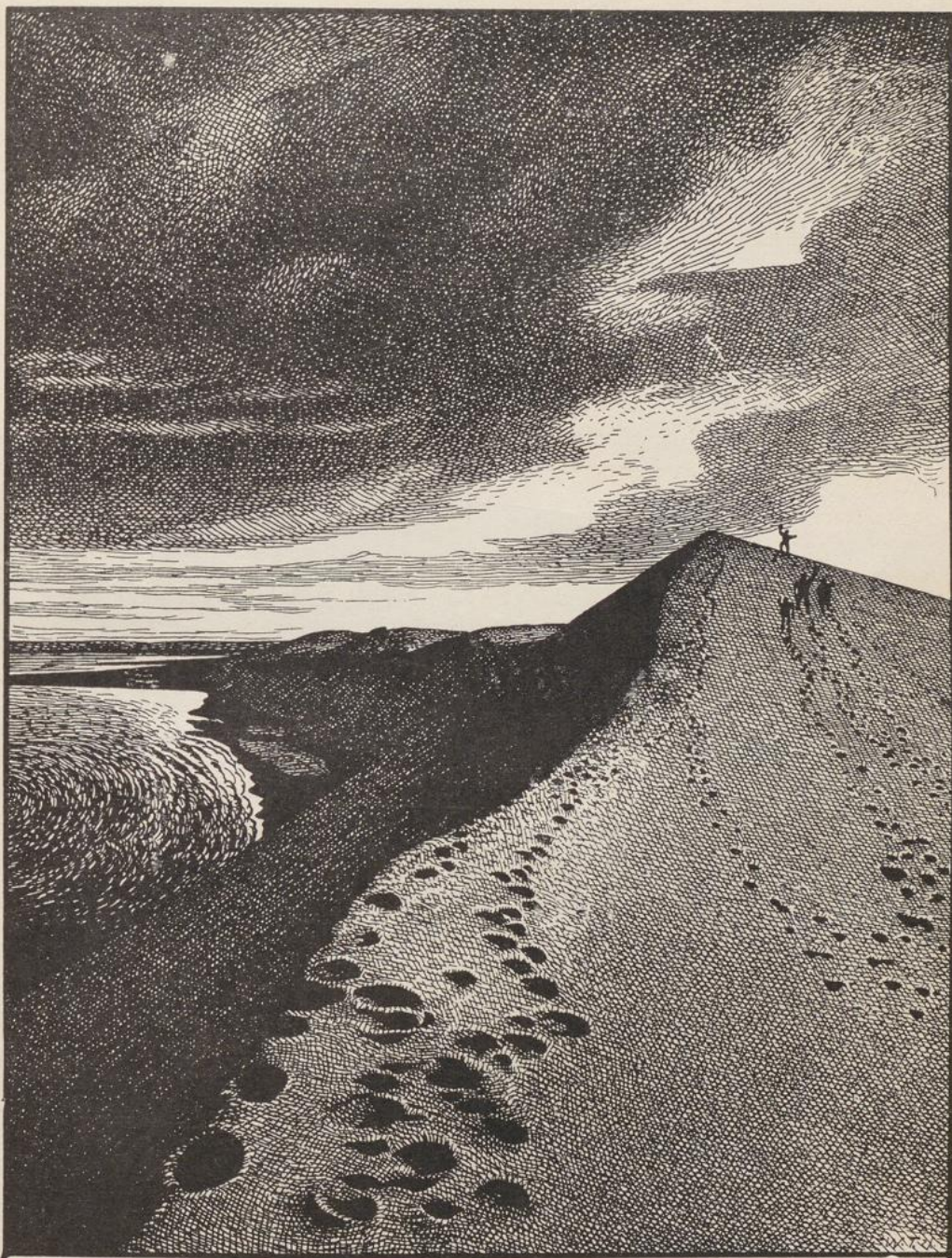
Werden ¹⁸⁵Heydekrug

• Memelland •

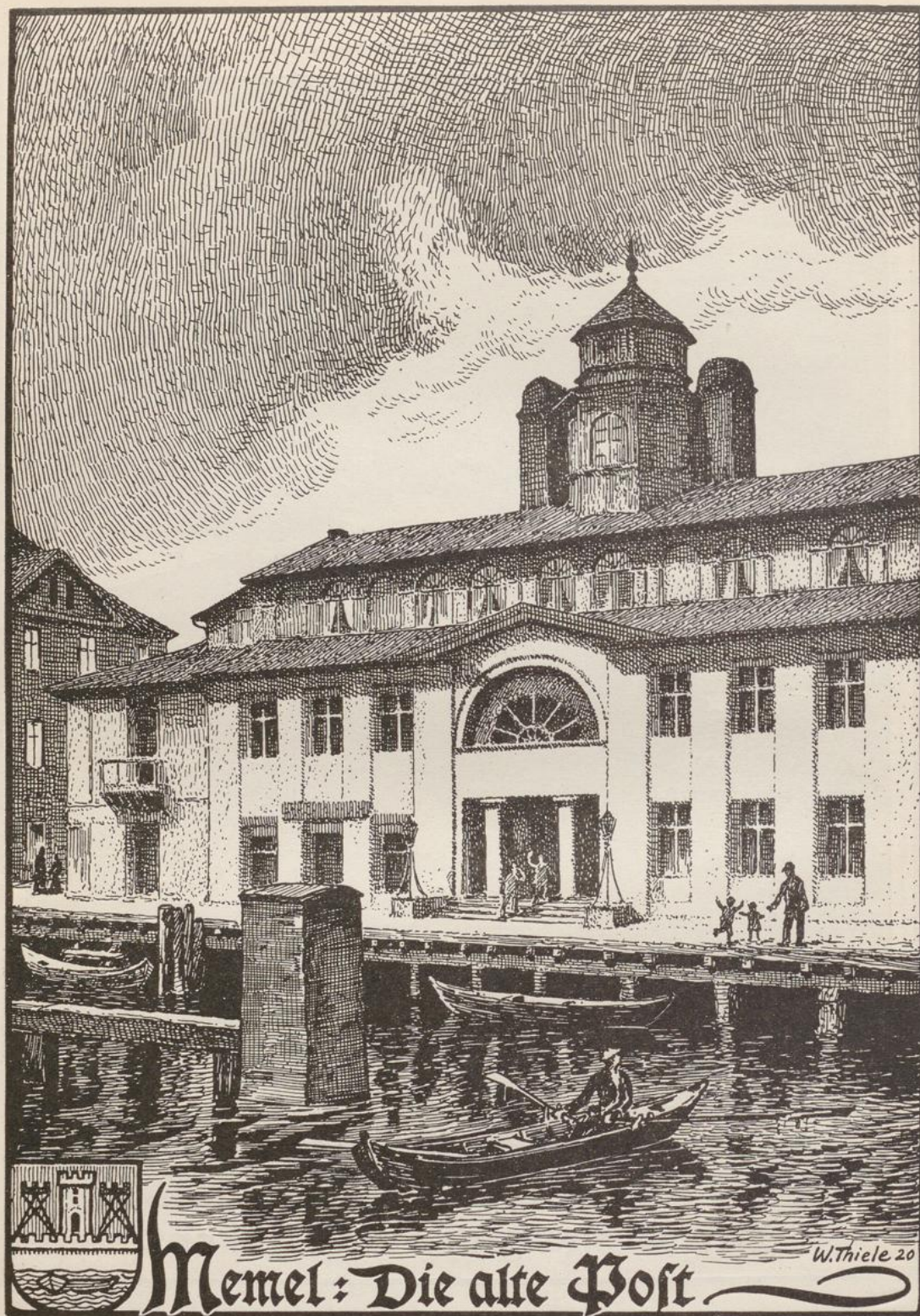


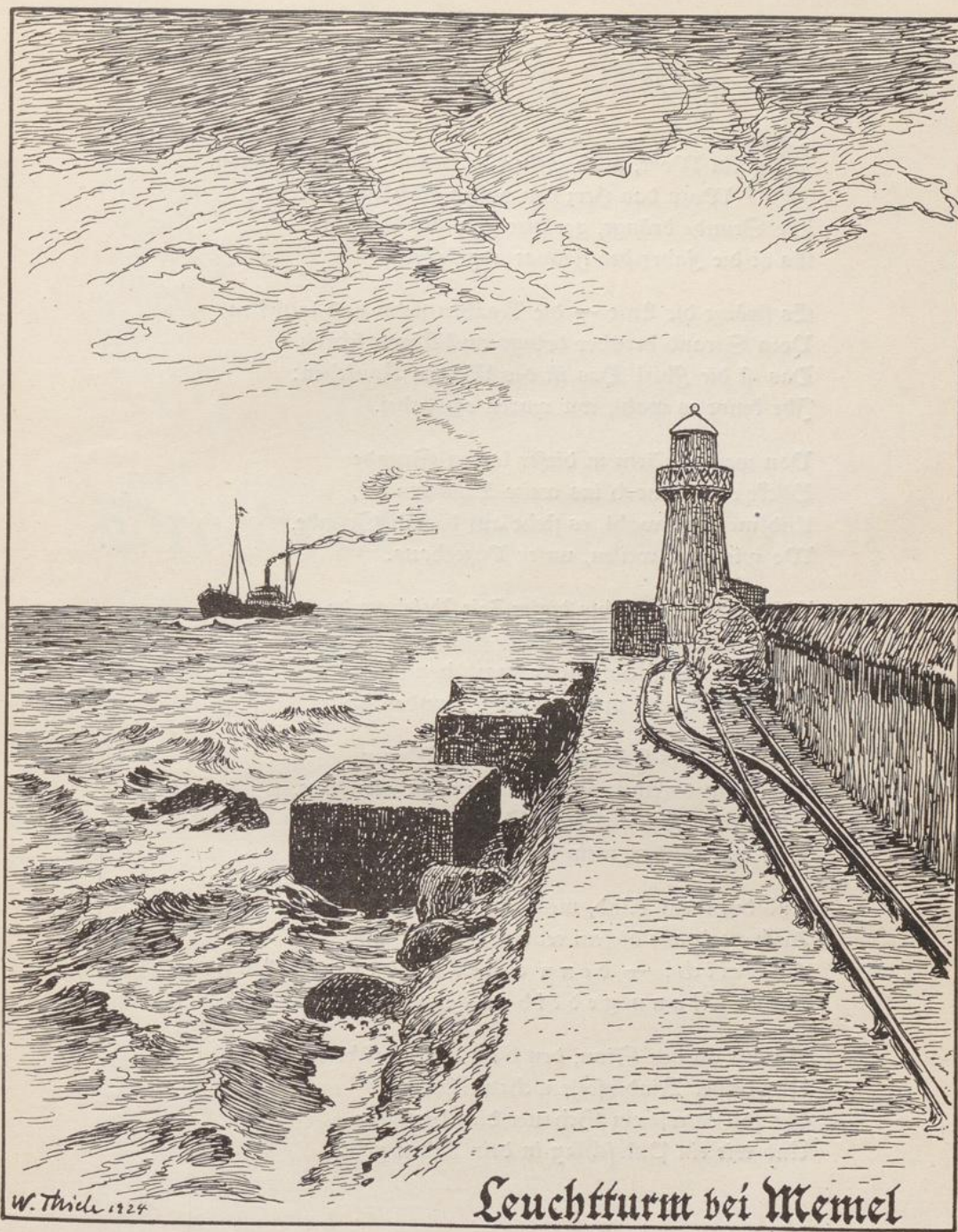
W. Thiele 21

Die Memel



Die höchste Düne bei Nidden





Leuchtturm bei Memel

Abschied / Von Theodor Storm

Kein Wort, auch nicht das kleinste, kann ich sagen,
Wozu das Herz den vollen Schlag verwehrt;
Die Stunde drängt, gerüstet steht der Wagen,
Es ist die Fahrt der Heimat abgekehrt.

Es strömt die Luft — die Knaben stehn und lauschen,
Vom Strand herüber dringt ein Mäwenschrei;
Das ist die Flut! Das ist des Meeres Rauschen:
Ihr kennt es wohl, wir waren oft dabei.

Von meinem Arm in dieser letzten Stunde
Blickt einmal noch ins weite Land hinaus,
Und merkt es wohl, es steht auf diesem Grunde,
Wo wir auch weilen, unser Vaterhaus.

Wir scheiden jetzt, bis dieser Zeit Beschwerde
Ein andrer Tag, ein besserer, gesühnt;
Denn Raum ist auf der heimatlichen Erde
Für Fremde nur und was den Fremden diert.

Doch ist's das flehendste von den Hebeten,
Ihr mögt dereinst, wenn mir es nicht vergönnt,
Mit festem Fuß auf diese Scholle treten,
Von der sich jetzt mein heißes Auge trennt! —

Und du, mein Kind, mein jüngstes, dessen Wiege
Auch noch auf diesem teuren Boden stand,
Hör mich! — denn alles andere ist Lüge —
Kein Mann gedeiht ohne Vaterland!

Kannst du den Sinn, den diese Worte führen
Mit deiner Kinderseele nicht verstehn,
So soll es wie ein Schauer dich berühren
Und wie ein Pulsschlag in dein Leben gehn!

Deutsche, vergesst nie das Verlorene!

Die deutsche Nordmark

Schleswig-Holstein



Schloß Augustenburg auf Mitten.

Die deutsche Nordmark

Von Johannes Tonneseu

Daß Germanen im Grenzkampf gegen Germanen stehen, das ist die Eigenart der Nordmark. Denn es gibt kaum ein Volk auf der ganzen Erde, das uns so nahe verwandt wäre wie die Dänen. Der schleswig-holsteinische Stamm, dem die Geschichte es aufgetragen hat, diesen Grenzkampf zu führen, sieht nicht einem fremdrassigen Gegner gegenüber. Die blutmäßigen Gegensätze spielen überhaupt keine Rolle. In dem Gebiet, das wir durch das Versailler Diktat an Dänemark verloren, haben sich in den eingeeffenen Geschlechtern Deutsche und Dänen vermischt. Man kann kaum eine einzige Familie finden, die nicht irgendwo Glieder hat, die zu der anderen Nationalität gehören.

Auch konfessionelle Gegensätze sind nicht vorhanden. Die Dänen sind ihrer ganzen Ueberlieferung nach Protestanten und betonen mit ganz besonderem Nachdruck ihr Luthertum. Wer sich mit dem Volkstum Schleswig-Holsteins und ganz Niedersachsens vertraut gemacht, wer vor allem in die Eigenart des bäuerlichen Volkstums hineingeschaut hat, der wird zwischen der Wesensart der dänischen Bauern und der norddeutschen Bauern keinen großen Unterschied herausfühlen. Es ist lutherisches Volkstum, das beide prägt. Und darüber hinaus ist garnicht zu verkennen, daß der ganze Lebensstil weithin gemeinsam ist. Wie sie ihre Wirtschaft betreiben, wie sie miteinander umgehen, wie sie wohnen und sich im Heim einrichten; wie sie ihre Kinder erziehen, wie sie zu ihren Knechten und Mägden stehen, das ist auf beiden Seiten ganz gleich.

Es geht aus dem bereits hervor, daß auch die soziale Struktur der Deutschen und Dänen die gleiche ist. Was wir verloren haben, ist Bauernland mit einigen kleineren Städten, deren wirtschaftliche Bedingungen genau dieselben sind wie für alle kleineren Städte des schleswig-holsteinischen Restgebietes.

Und nun kommt das Allerseitsamste. Nicht einmal die Sprache scheidet. Denn im eigentlichen Grenzland, zur Hauptsache in dem Gebiet, das wir verloren haben, haben Deutsche und Dänen die gleiche Muttersprache, nämlich die plattdänische oder jütische.

Wie ist es bei so naher Verwandtschaft dazu gekommen, daß diese beiden Nationalitäten, statt in Friede und Freundschaft miteinander auszukommen und die Kräfte in edelstem Wettstreit zu messen, sich so bitter befehdeten, daß der eine Partner, ein germanisches Volk, sich mit Slawen und Romanen und Engländern gegen Deutschland und gegen Schleswig-Holstein verbündete und von den Siegerstaaten sich die Grenze schenken ließ? Denn die Abstimmung war nur Schein. Es wurde en bloc abgestimmt in einem Gebiet, das von vorn herein so abgegrenzt war, daß die Entscheidung in ihrem Gesamtergebnis gegen uns ausfallen mußte.

Diese Zwietracht hat ganz tiefe Wurzeln und ist eine schwere Tragik für beide Nationalitäten.

Schleswig-holsteinische und dänische Geschichte fließen seit dem frühen Mittelalter ineinander. Die dänischen Könige wurden schleswigsche und holsteinische Herzöge. Diese Personalunion knüpfte uns aufs engste mit dem dänischen Volk zusammen. Das hat abgesehen von Erbstreitigkeiten, die immer wieder zu den seltsamsten Teilungen und Verpfändungen führten, das Verhältnis der beiden Völker nicht tiefgehend getrübt. So war es bis über die Freiheitskriege hinaus, die die Herzogtümer nicht in Verbindung mit der deutschen Erhebung und in Waffenbrüderschaft mit den deutschen Heeren erlebt haben. Hier aber setzen dann auch schon die Kräfte an, die das gute Einvernehmen trüben, den Lebenszusammenhang lockern und die schleswig-holsteinische Frage lebendig machen. Denn der starke Lebensstrom nationaler Erweckung, der damals das deutsche Volk durchflutete, machte nicht an der Elbe Halt, sondern griff auf die Herzogtümer über und entfachte hier eine nationale Bewegung, die sich zunächst darauf warf, die erblichen Landesrechte der Herzogtümer gegenüber dem dänischen Staat abzugrenzen und zu behaupten. Daß die Erweckung des Gefühls, Deutsche zu sein, die Schleswig-Holsteiner zuerst in diese Front gegen Dänemark zwang, hat seinen Grund darin, daß der Nationalgedanke auch hier sich durchzusetzen begann. Das spürten die Schleswig-Holsteiner daran, daß die Kopenhagener Regierung zielbewußt darauf ausging, die schleswig-holsteinischen Sonderrechte anzutasten, mit dem Ziele der endgültigen Einverleibung des Herzogtums Schleswigs als Provinz in den dänischen Staat.

In dieser Kampfesstimmung ist unser Schleswig-Holsteinlied entstanden, dessen erste Strophe diesen Willen zur Wahrung der eigenen, ererbten Rechte atmet:

Schleswig-Holstein, meerrumschlungen
Deutscher Sitte hohe Wacht,
Wahre treu, was schwer errungen,
Bis ein schön'rer Morgen tagt!
Schleswig-Holstein, stammverwandte,
Wanke nicht, mein Vaterland!

Und im Jahre 1848, als die Märzstimmung auf Kopenhagen übergriff und den dänischen König zur Einverleibung Schleswigs zwang, da hat unser Stamm den Kampf aufgenommen, wohl gemerkt aber nicht, um die Herzogtümer von der Personalunion und der darin gegebenen Verbindung mit Dänemark zu lösen, sondern um zu „wahren, was schwer errungen“, nämlich die eigenen Rechte.

Noch aber war in Deutschland kein so zielbewußter großdeutscher Wille, daß man sich den tapferen Kampf des nördlichsten Bruderstammes zu eigen machte. Und deswegen unterlag Schleswig-Holstein.

Dänemark hat seinen Sieg ausgenutzt und setzte nun zu einem weiteren Angriff an, nämlich das deutsche Volkstum national zu erobern. Wenn wir auch wissen, daß die brutalen Mittel, die Dänemark anwandte, nichts Außergewöhnliches waren im damaligen europäischen Nationalitätenkampf, so steht doch fest, daß diese bitteren Erlebnisse unser schleswig-holsteinisches Volkstum mit dem Willen erfüllte, der sich Ausdruck gab in dem Ruf: „Los von Dänemark“. Der Unwille war um so stärker, als die schleswig-holsteinische Bewegung sich weder das Ziel einer Loslösung von Dänemark gestellt hatte noch je darauf ausgegangen war, die im nördlichen Schleswig wohnenden Volksgenossen, die dänischer Gesinnung waren, zu verdeutschern. Die Erinnerung an diese Leidenszeit lebt noch heute in unserem Volke.

Als nun 1864 der preussische Wille in Bismarck die Entscheidung erzwang, daß Schleswig-Holstein von Dänemark gelöst wurde, da enthielt § 5 des Prager Friedens eine Bestimmung, daß in den nördlichen Distrikten von Schleswig eine Volksabstimmung über die Zugehörigkeit zu Deutschland oder Dänemark für diese nationalgemischten Teile entscheiden sollte. Neuere Arbeiten über diesen Friedensparagraphen haben gezeigt, daß es Bismarck durchaus ernst war, die Abstimmung auch durchzuführen, daß dieses aber daran gestrandet ist, daß Dänemark Garantien für ein Minderheitenrecht, das die abzutretenden Deutschen schützen sollte, nicht zu geben geneigt war. Nicht aus irgend welchen Hintergedanken, sondern Dänemark stand so stark unter dem Eindruck der erlittenen Niederlage, daß es um seine Souveränität besorgt war. Aber in der Volksstimmung in Dänemark lebte der § 5 als ein staatsrechtlich gegebenes Versprechen, das nicht eingelöst wurde. Und damit sehen wir nun im dänischen Volke die gleiche Erscheinung wie im schleswig-holsteinischen. Man fühlt sich in seinem verbrieften Recht von der anderen Nation gekränkt und setzt sich dagegen zur Wehr.

Dazu kommt nun, daß schleswig-holsteinerseits nach 1864 eine bedauerliche Entspannung im nationalen Willen eintrat; die alte überlieferte Linie wurde verlassen, und man beschritt den Weg, den die Dänen bereits betreten hatten, zur Eindeutschung mit staatlichem Zwang. Und so entstand bei den nordschleswigischen Dänen genau die gleiche nationale Verbitterung wie vorher auf schleswig-holsteinischer Seite, die sich 1918 Ausdruck gab in dem Willen: Los von Deutschland.

Mit Hilfe der Feindmächte wurde dieses Ziel erreicht. Unter Bewachung von englischen und französischen Truppen mußten wir eine Scheinabstimmung über uns ergehen lassen, von der wir von vorn herein wußten, daß wir unterliegen würden. Der nördliche Teil von Schleswig bis hart an die Flensburger Förde und die Stadt Flensburg ging verloren. Ein schönes Stück schleswig-holsteinischen Landes mit herrlichen Buchenwäldern, an der blauen, geschwungenen Ostseeküste, wo auf fruchtbarstem Boden der Weizen gedeiht und die lebenden Hecken das Land aufteilen wie einen herrlichen Garten. Hier liegen die stolzen Bauernhöfe, breit und massig wie Burgen. Und in den tiefen Einschnitten der Ostsee liegen liebliche Städte mit altem, feinem Bürgerfinn.

Unmerklich gleitet die Ostküste über in die Geest. Es ist der mittlere Teil, wo jetzt die weiten Weiden und wogenden Kornfelder davon zeugen, daß hier ein fleißiger Volksschlag Furche um Furche durch die Heide gezogen hat, bis es fast alles urbar ward, wo früher Moor und Odland war. Weit ist der Blick, fern der Horizont, gewaltig und erhaben der gewölbte blaue Himmel. Und weit ist auch das Land besiedelt. Hier wohnen Menschen, die es gewohnt sind, sich auf sich selbst zu verlassen und die aus kargen Anfängen es immer wieder durch Treue und Fleiß zu Wohlstand bringen. Und keiner hängt so an seiner Scholle wie sie!

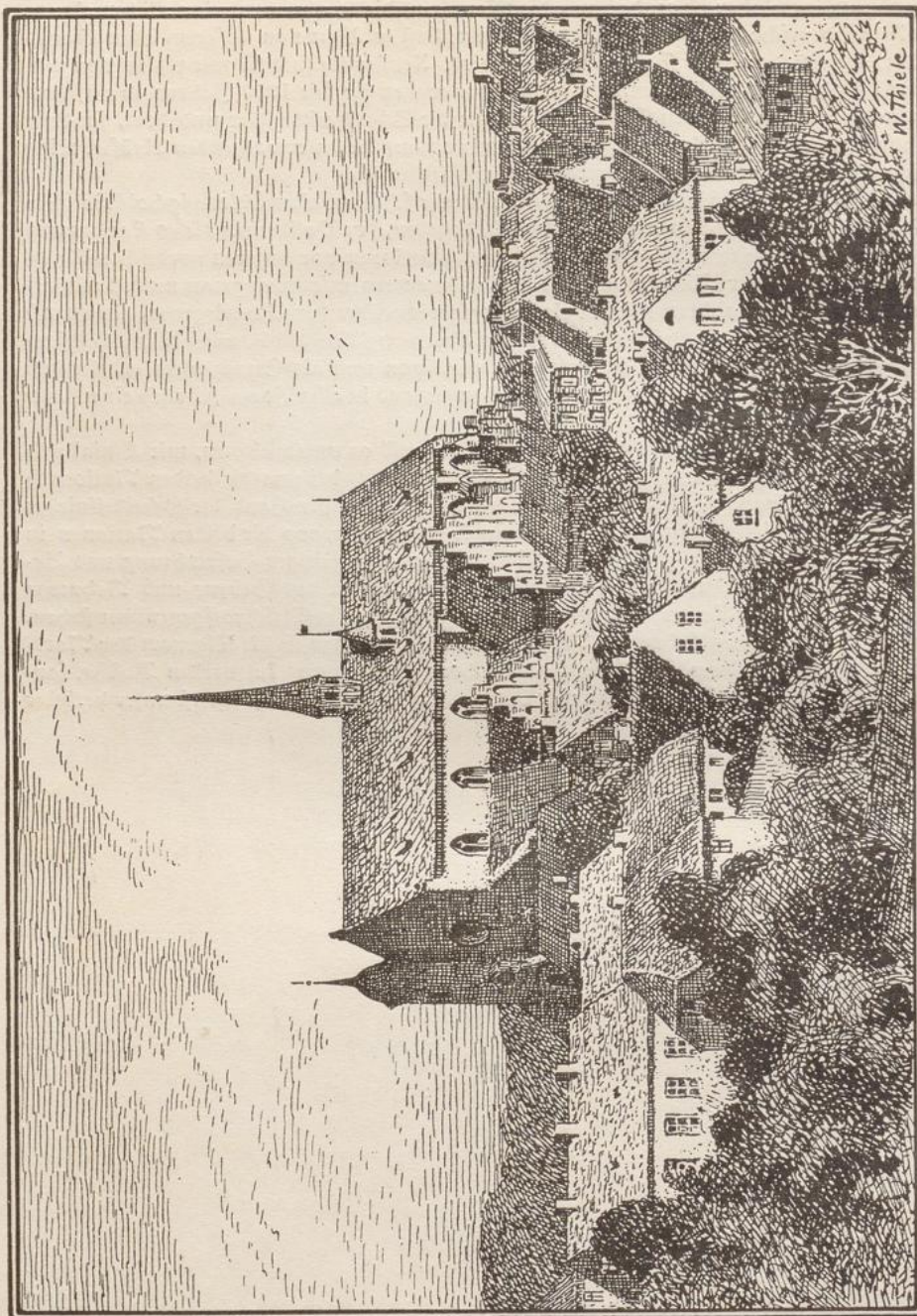
Draußen im Westen grollt der „blanke Hans“ und donnert zu Zeiten gegen die Deiche oder die hohen Riffe, die weiter im Norden die Deiche ablösen. Es ist das alte Siedlungsgebiet der Nordfriesen, die hier noch auf ihren glücklicherweise noch recht gut erhaltenen Friesengehöften sitzen.

Dieses Land haben wir verloren. Aber so schmerzlich es ist, es ist nicht das die eigentliche Wunde, die bei uns brennt. Viel schmerzlicher ist es, daß wir die Menschen, die dort wohnen, innerlich verloren haben, bis auf die kleine, deutsche Minderheit. Bedenken wir, daß es Blut von unserem Blut ist und Art von unserer Art, die sich dort schroff gegen uns entschied. Außerlich sind sie mit vielen von uns durch die Bande des Geschlechtes verbunden, vor allem aber waren sie seit 1000 Jahren in unserem Lande mit uns Träger einer gemeinsamen Geschichte. Suchet die Schuld nicht hier und dort, sondern schaut auf die Gesamtentwicklung des letzten Jahrhunderts und auf die da erwachenden Kräfte. Eine Tragik ist es, eine große, daß wir so auseinanderkamen.

Aber ist es denn nicht die beste Lösung? Wir zeigten, wie wir schönes, altes schleswig-holsteinisches Land verloren haben, wie viel tiefer aber der Verlust der Menschen, des Volkstums dieses Landes uns trifft. Und dazu kommt nun ein Drittes. Wir haben die Achtung verloren vor unseren nordischen Nachbarn. Denn er hat sich nach unserer Niederlage mit den Feindmächten zusammengetan und ist teilhaftig an dem Frieden, der feiner ist, sondern ein frivoles Strafgericht über den Unterlegenen, ein Strafgericht, in dem Kläger und Richter die gleichen waren. Die Abtretung Nordschleswigs ist durch Dänemarks Schuld verquickt mit dem Versailler Vertrag und wird von uns als Strafgericht empfunden und leidenschaftlich abgelehnt. Dies ist um so bitterer, als Deutschland in aller Form feierlich eine Regelung der deutsch-dänischen Frage ankündigte.

Die Farben des Regenbogens fließen in einander über. Wer will es unternehmen, mit Linial und Zirkel abzumessen, wo rot anfängt und grün aufhört? So fließen auch bei uns die beiden Nationalitäten deutsch und dänisch in einander. Und daß Dänemark mit so plumper Hand die Scheidelinie zu ziehen sich anmaßt, das ist das tiefste Unglück der Nordmark. Denn dort, wo die beiden Nationen in einander übergangen, da trafen sich zwei germanische Kulturen zu gegenseitiger Befruchtung und Bereicherung. Es ist der allergrößte Verlust, daß wir diese Gegenseitigkeit des Gebens und Nehmens verloren und die beiden Nationen im Brennpunkt des Nationalitätenkampfes sich schroff gegenüber stehen.

Daß Germanen gegen Germanen stehen im Nationalitätenkampf, das ist die Eigenart der Nordmark. Daß sie es nicht können in einem edlen Wettbewerb ihrer geistigen und kulturellen Kräfte, sondern daß die Leidenschaften durch die Verquickung mit Versailles aufgewühlt sind, das ist unser herbster Verlust.



Hadergleden.



Alt-Tondern.



Aus der Marsch & Dorfstraße



Schleswig-Holstein, meerumschlungen

Schleswig-Holstein, meerumschlungen,
Deutscher Sitte hohe Wacht,
Wahre treu, was schwer errungen,
Bis ein schön'rer Morgen tagt!

Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Wanke nicht mein Vaterland!

Ob auch wild die Brandung tose,
Flut auf Flut von Bai zu Bai;
O laß blüh'n in deinem Schoße
Deutsche Tugend, deutsche Treu'!
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Bleibe treu, mein Vaterland!

Doch wenn inn're Stürme wüten,
Drohend sich der Wind erhebt,
Schütze Gott die holden Blüten,
Die ein mild'rer Süd belebt!
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Stehe fest, mein Vaterland!

Teures Land, du Doppeleiche
Unter einer Krone Dach,
Stehe fest und nimmer weiche,
Wie der Feind auch drängen mag!
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Wanke nicht, mein Vaterland!

Gott ist stark auch in den Schwachen,
Wenn sie gläubig ihm vertrau'n;
Sage nimmer, und dein Nachen
Wird trotz Sturm den Hafen schau'n!
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Harre aus, mein Vaterland!

Von der Woge, die sich bäumet
Längs dem Belt am Ostseestrand
Bis zur Flut, die ruhlos schäumt
An der Düne flücht'gem Sand,
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Stehe fest, mein Vaterland!

Und wo an des Landes Marken
Sinnend blickt die Königsau,
Und wo rauschend stolze Barken
Elbwärts ziehn zum Holstengau,
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Bleibe treu, mein Vaterland!

Unsere deutschen Kolonien

Von Gouverneur a. D. Dr. Schnee.



Als der Weltkrieg ausbrach, nannte Deutschland ein großes aufblühendes Kolonialreich sein eigen, das fünfmal die Größe des Deutschen Reiches umfaßte. Der Versailler Frieden hat uns unsere sämtlichen Kolonien geraubt.

Spät erst war Deutschland in die Reihe der kolonisierenden Nationen eingetreten. Die als die wertvollsten betrachteten Teile der Welt waren bereits vergeben. Nur unentwickelte, schwer zugängliche Länder standen unserem Zugriff offen. Ein knappes Menschenalter war bei Kriegsbeginn erst vergangen, seitdem Deutschland die ersten kolonialen Erwerbungen gemacht hatte. Und doch haben deutsche Tüchtigkeit und koloniale Befähigung es zuwege gebracht, daß in dieser kurzen Spanne Zeit von kaum 30 Jahren aus den damals größtenteils unbekannten, in einem chaotischen Zustand befindlichen Ländern wohlgeordnete blühende Kolonien geworden waren.

Unsere größte Kolonie, Deutsch-Ostafrika, war durch die führende Initiative des Dr. Karl Peters erworben worden. Dieser hatte 1884 mit einer Anzahl von Negerhäuptlingen Verträge abgeschlossen, worauf die von ihm gegründete Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft ihre Tätigkeit in Ostafrika aufnahm. Der 1888 ausbrechende Araberaufstand unterbrach diese Entwicklung. Nach dessen Niederwerfung durch Hermann von Wissmann übernahm das Reich die Verwaltung der Kolonie.

Die etwa $1\frac{3}{4}$ der Fläche des Deutschen Reiches umfassende Kolonie liegt zwar in den Tropen, enthält aber infolge der verschiedenen Höhenlagen auch Gebiete subtropischen und selbst gemäßigten Klimas in ihren Grenzen. Gewaltige Steppengebiete wechseln ab mit fruchtbaren Ackerbauflächen und wasserreichen Gebirgen. Etwa 8 Millionen Schwarze bewohnen dieses Land, das zur Zeit unserer Erwerbung nur einzelne Forscher durchquert hatten.

Die erste Aufgabe war für uns Ruhe und Ordnung im Lande herzustellen, das sich in einem entsetzlichen Zustande des Kampfes aller gegen alle befand. Die wilden Stämme des Innern suchten ihre friedlicheren Nachbarn mit Mord und Raubheim, überall herrschte Gewalt, Willkür und Unterdrückung. Die schlimmste Geißel waren die arabischen Sklavenjäger und Sklavenhändler, deren Karawanen das Land bis an seine fernsten Grenzen heimsuchten und das „schwarze Elfenbein“ in Sklavengabeln gespannt zur Küste herab trieben. Hier hat die deutsche Verwaltung in verhältnismäßig kurzer Zeit Ordnung geschaffen, Sklavenraub und Sklavenhandel wurden beseitigt; die kriegerischen Stämme wurden nach harten Kämpfen unserer tapferen erst aus den Sudaneseen, dann aus ostafrikanischen Eingeborenen gebildeten Schutztruppe zum Frieden gezwungen. An Stelle der Willkürherrschaft der eingeborenen Machthaber trat eine wohlgeordnete Verwaltung und eine unparteiische, die Anschauungen der Eingeborenen berücksichtigende Rechtsprechung. Für die Wohlfahrt der Schwarzen wurde vor allem durch eine glänzend organisierte Bekämpfung der vernichtenden Volksseuchen gesorgt, dann aber auch durch den Schutz der Eingeborenen gegen Ausbeutung jeder Art und gegen Alkohol, sowie durch die Einrichtung von Schulen und durch Verbreitung des Christentums seitens deutscher Missionare. In den letzten acht Jahren vor Kriegsausbruch herrschte vollkommenster Friede und ungestörte Sicherheit im Lande.

Die wirtschaftliche Entwicklung folgte der Befriedung des Landes und nahm einen großen Aufschwung, nachdem die letztere vollendet war. Bahnbauten erschlossen das Innere, kleine Dampfer durchfuhren die das Schutzgebiet begrenzenden großen Binnenseen, den Viktoriassee, Tanganjikasee und Njassasee. Der Handel machte bedeutende Fortschritte. Ausgedehnte Plantagen waren entstanden, besonders von Kautschuk und Sisalagaven, daneben auch von Baumwolle, Kaffee, Kapok und anderen Nutzpflanzen. Eine zunehmende Anzahl von deutschen Ansiedlern und Farmern hatte sich in den gesunden Höhengebieten niedergelassen und betrieb dort Ackerbau und Viehzucht. Deutsch-Ostafrika ge-

währte 1914 den Anblick einer in schnellem wirtschaftlichem und kulturellem Aufblühen begriffenen Kolonie, die bei der Vielseitigkeit ihrer natürlichen Verhältnisse nach Klima und Bodenbeschaffenheit wie nach der Brauchbarkeit ihrer schwarzen Einwohner und der Größe ihrer nach Millionen zählenden Kinderbestände noch beinahe unbegrenzte Entwicklungsmöglichkeiten bot. Der Ausbruch des Weltkrieges bereitete dieser jugendkräftigen Entwicklung und diesen begründeten Zukunftshoffnungen ein jähes Ende.

Die zweitgrößte Kolonie, Deutsch-Südwestafrika, wurde ebenfalls durch private Initiative erworben. Der Bremer Kaufmann Lüderitz schloß 1883 mit eingeborenen Häuptlingen an der Südwestküste Afrikas Verträge ab, durch welche er zunächst die Bucht Angra-Pequena und weiterhin bedeutende Landstrecken an der Küste und landeinwärts erwarb. Auf seine Bitte stellte Fürst Bismarck 1884 diese Erwerbungen unter deutschen Schutz. Es entwickelte sich daraus das Schutzgebiet Deutsch-Südwestafrika, welches etwa das 1 $\frac{1}{2}$ -fache der Fläche des Deutschen Reiches umfaßte. Die Kolonie liegt in ihrem Hauptteil in den Subtropen, nur der äußerste Norden ist tropisch. Das Land ist in der Hauptsache ein wasserarmes Steppengebiet. Ein breiter Wüstengürtel trennt das zu beträchtlichen Höhen ansteigende Innere von dem Meere ab. Die Vegetation ist gering, bietet aber in ihren Gräsern und Futterbüschen gute Viehnahrung. Das Land war äußerst spärlich bevölkert, von insgesamt etwa 200000 Eingeborenen. Trotz dieser geringen Zahl der Ureinwohner erwies sich die Befriedung des Landes als äußerst schwierig. Die in der Mitte und im Süden der Kolonie wohnenden Hereros und Hottentotten, deren Kämpfe untereinander von der deutschen Verwaltung mit Mühe zum Aufhören gezwungen waren, erhoben sich 1904 im Aufstand gegen die deutsche Herrschaft. Ein Teil der noch wenig zahlreichen, zerstreut im Lande angesiedelten Farmer wurde ermordet. Es bedurfte unerwartet großer Anstrengungen der deutschen Schutztruppe, die durch Truppensendungen aus der Heimat beträchtlich verstärkt werden mußte, um die Aufständischen nach schweren, verlustreichen Kämpfen niederzuwerfen.

Nach dem Aufstand setzte die deutsche Besiedlung in stärkerem Umfange ein. Als der Krieg ausbrach, befand sich die Viehzucht auf einer stetig wachsenden Zahl von deutschen Farmen in günstiger Entwicklung. Neben der Farmwirtschaft war der Bergbau von großer Bedeutung. Es wurden Kupfererze ausgeführt, ferner, nachdem 1908 nahe der Küste Diamanten gefunden waren, jährlich steigende Mengen dieser wertvollen Edelsteine.

Die gleichfalls beinahe das 1 $\frac{1}{2}$ -fache Deutschlands umfassende Tropenkolonie Kamerun war 1884 erworben und 1911 durch das Kongoabkommen aus französischem Besitz vergrößert worden. Ein großer Teil des fluss- und regenreichen Landes ist von hochragendem dichten Urwald bedeckt; im nördlichen Teile überwiegt im Innern Grasland mit Wald durchsetzt, welches nach dem Tschadsee hin in trockenes Steppengebiet übergeht. Hohe Gebirge bedingen beträchtliche klimatische Verschiedenheiten. Die eingeborene Bevölkerung beträgt etwa 2 $\frac{2}{3}$ Millionen Köpfe.

Auch in Kamerun bedurfte es zur Befriedung des Landes harter Kämpfe der Schutztruppe, bis die kriegerischen Stämme des Innern sich der deutschen Herrschaft unterwarfen. Wenn auch der ungeheure Urwald der Erschließung des Landes große Schwierigkeiten bereitete, so hatte doch die wirtschaftliche Entwicklung große Fortschritte gemacht. Kautschuk aus den im Urwald wachsenden Kautschukbäumen und Lianen sowie Palmöl und Palmkerne, die aus den weitverbreiteten Gelpalmen gewonnen wurden, bildeten die Hauptausfuhrprodukte des Landes, denen sich stetig zunehmende Mengen Kakao von den europäischen Kakaopflanzungen zugesellten. Der Plantagenanbau anderer Nutzpflanzen vor allem des Tabaks versprach steigenden Nutzen. Auch in Kamerun zerschnitt der Krieg eine günstige koloniale Entwicklung, die für das Deutsche Reich bereits von Bedeutung war und bei weiterer Erschließung des Landes noch ungleich wichtiger zu werden versprach.

Die gleichfalls an der Westküste gelegene vierte Afrika-Kolonie, Togo, in der gleichfalls 1884 die deutsche Flagge gehißt war, stand an Größe (Bayern etwas übertreffend) und Bedeutung hinter den großen Kolonien zwar zurück, aber ihr von einer tüchtigen Eingeborenenbevölkerung von etwa einer Million Köpfen bewohntes Steppengebiet gewährte doch in der Erzeugung verschiedener Produkte, vor allem Palmöl und Palmkerne, Mais, Baumwolle, steigenden Nutzen. Die vorzüglich verwaltete kleine Kolonie, das „Musterländchen“, vermochte ohne größere Kämpfe und ohne Schutztruppe auszukommen und war die erste deutsche Kolonie, die sich ohne Reichszuschuß aus eigenen Einnahmen erhalten konnte.

Von den Südsee-Kolonien wurde Deutsch-Neuguinea 1884 für die vom Geheimrat von Hansmann gegründete Neuguinea-Kompagnie erworben. Das Gebiet umfaßte den nordöstlichen Teil von Neuguinea, den Bismarckarchipel und Teile der Salomonsinseln, ferner die 1885 erworbenen, erst später mit ihm vereinigten Marshallinseln und die 1899 Spanien abgekauften Carolinen-, Palau- und

Marianeninseln. Dieses auf einen ungeheuren Raum im Stillen Ozean verteilte Inselgebiet, dessen Landfläche etwa die Hälfte der Ausdehnung des Deutschen Reiches beträgt, ist fast allenhalben mit dichtem Urwald bedeckt. Gewaltige Gebirge erheben sich in Neuguinea und den sonstigen größeren Inseln. Die spärliche Eingeborenenbevölkerung, unter denen es noch viele Kannibalenstämme gibt, wurde auf 600 000 Köpfe geschätzt.

Deutsch-Neuguinea lieferte hauptsächlich Kopra von den fast überall an der Küste wachsenden, außerdem auf europäischen Plantagen angebauten Kokospalmen und Phosphate von den Inseln Nauru und Angaur. Es bot in seinem jungfräulichen Urwaldboden noch reiche Zukunftsaussichten, ebenso in seinen Gebirgen, in denen neuerdings Goldfunde gemacht waren.

Samoa, die mit Recht berühmte „Perle der Südsee“, in deren paradiesischer Schönheit das wohlgestaltete liebenswürdige Völkchen der Samoaner gedeiht, war erst 1899 durch Vertrag mit England und den Vereinigten Staaten von Amerika, die bis dahin zusammen mit Deutschland eine Mitherrschaft über die Inselgruppe ausgeübt hatten, in deutschen Besitz gelangt. Schon seit Jahrzehnten hatte jedoch dort deutscher Handel geblüht. Trotz der geringen Ausdehnung der Inseln, welche an Größe etwa Sachsen-Meiningen gleichkommen und von etwa 34 000 Eingeborenen bewohnt waren, hatte die Inselgruppe doch bedeutende Mengen von Kopra jährlich exportiert. Deutsche Pflanzler hatten mit Erfolg Kakaoplantagen angelegt. Die kleine Kolonie hatte schon Jahre vor dem Kriege sich selbst erhalten.

Kiautschou endlich, der Flotten- und Handelsstützpunkt in China, war Ende 1897 durch ein deutsches Geschwader in Besitz genommen und durch Vertrag zwischen Deutschland und China von 1898 als Pachtgebiet vom Deutschen Reiche erworben worden. Seine Hafenstadt Tsingtau war angelegt als Stapelplatz und Umschlaghafen für die über See eingehenden europäischen Waren zur Versorgung des chinesischen Hinterlandes und als Ausfuhr- und Verteilungshafen für die von dort ausgeführten Erzeugnisse. Während die Kolonie Kiautschou selbst zuletzt vor dem Kriege eine Bevölkerung von etwa 192 000 Einwohnern, davon 187 000 Chinesen auf einem Gebiet von einigen hundert Quadratkilometern aufwies, hatte das nähere Hinterland, die dichtbevölkerte chinesische Provinz Schantung eine Einwohnerzahl von 38 Millionen. Schifffahrt und Handel nahmen in dem großzügig ausgebauten Hafengebiet von Tsingtau schnell zu. Dieses war 1912 bereits unter den Häfen Nord-Chinas an die zweite Stelle getreten. Zu der Ausfuhr chinesischer Produkte trat ein wachsender Kohleneport aus den im Hinterlande gelegenen, von einer deutschen Gesellschaft erschlossenen und durch eine Eisenbahn mit Tsingtau verbundenen Kohlenbergwerken.

Der Handel unserer Kolonien hatte von Jahr zu Jahr zugenommen und Zahlen erreicht, welche für die deutsche Volkswirtschaft mehr und mehr ins Gewicht fielen. Wenn wir gegenwärtig, nach dem Kriege, unsere Kolonien noch befassen, so könnten wir nach dem Stande des Anbaus und des Handels vor Kriegsansbruch den Bedarf Deutschlands an einzelnen wichtigen Rohstoffen wie Phosphaten für die Landwirtschaft und Faserstoffe für Klebwerk vollständig, an anderen wie Kautschuk und pflanzlichen Speisefetten und Ölen zum größten Teil aus ihnen decken. Wir wären ferner in der Lage, beträchtliche Mengen von sonstigen Rohstoffen und Nahrungsmitteln tierischer und pflanzlicher Herkunft aus ihnen einzuführen. Und das alles, obwohl wir noch in den Anfängen unserer kolonialen Entwicklung standen.

Der Weltkrieg traf unsere Kolonien ohne militärische Küftung an. Lediglich Tsingtau hatte einige Befestigungen, die aber für eine langdauernde Verteidigung gegen den alsbald einsetzenden überlegenen japanischen Angriff nicht ausreichten. Der früher von Fürst Bismarck ausgesprochene Grundsatz, daß die deutschen Schutzgebiete auf den europäischen Schlachtfeldern verteidigt werden würden, war trotz aller Änderungen der Weltverhältnisse aufrecht erhalten worden. Es gab nur kleine Sarg- und Polizeitruppen, welche lediglich zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung in den Kolonien, aber nicht zum Kampf gegen einen auswärtigen Feind ausreichten. So fiel trotz heldenmütiger Verteidigung eine der Kolonien nach der andern in die Hände der Feinde, die dank ihrer Beherrschung zur See mit ungeheurer Ueberlegenheit angreifen und jede Unterstützung aus der Heimat fernhalten konnten. In hellem Lichte erstrahlte dabei neben der Tapferkeit der kleinen deutschen und farbigen Schutztruppen die Treue der schwarzen Eingeborenenbevölkerung, die besonders in der bis zum Schluß verteidigten Kolonie Deutsch-Ostafrika in anhänglichster Weise zu uns hielt und so den stärksten Beweis dafür lieferte, daß wir Deutschen entgegen den feindlichen Lügen und Verleumdungen in hohem Grade die Fähigkeit gezeigt haben, zu kolonisieren und uns die Liebe unserer Schutzbefohlenen zu erwerben.

Im Gegensatz dazu wird die schmachvolle Vertreibung unserer Landsleute aus unseren Kolonien, allein Südwestafrika ausgenommen, und die schmachvolle, aller Menschlichkeit hohnsprechende Behand-

lung, die einem Teil der gefangen abgeführten Deutschen, besonders in Dahome durch die Franzosen, zuteil wurde, auf alle Zeiten einen dunklen Schatten auf den Charakter unserer Gegner im Weltkriege werfen.

Der Krieg nahm auch in der Heimat einen für uns ungünstigen Verlauf. Deutschland erklärte sich im November 1918 bereit, die Waffen niederzulegen, nachdem die sämtlichen Mächte übereingekommen waren, die vom Präsidenten Wilson proklamierten 14 Grundsätze zur Grundlage des abzuschließenden Friedens zu machen. Der Punkt 5 Wilsons sah vor: „Eine freie, unbefangene und unbedingt unparteiische Schlichtung aller kolonialen Ansprüche“, wobei „die Interessen der betroffenen Bevölkerung ein ebensolches Gewicht haben sollten wie die billigen Forderungen der Regierung, deren Rechtstitel bestimmt werden sollte“. Der Friedensvertrag von Versailles setzt sich dagegen über diese vereinbarte Vertragsgrundlage völlig hinweg und beraubt uns ohne jede Rücksicht darauf aller Kolonien. Die Aufzwingung dieses Vertrages stellt in bezug auf die Kolonien ebenso wie auf viele andere Punkte den treuloösesten Vertragsbruch dar, den die Weltgeschichte je gesehen hat. Das deutsche Volk darf sich niemals bei diesem Vertrag beruhigen, sondern muß immer wieder seine Revision, insbesondere die Rückgabe unserer Kolonien fordern.

Das Deutsche Reich muß, um gedeihen zu können, unbedingt wieder in den Besitz eigener Kolonien gelangen. Es vermag auf seinem Grund und Boden weder seine Bewohner voll zu ernähren noch die für seine Industrie benötigten Rohstoffe sämtlich zu erzeugen.

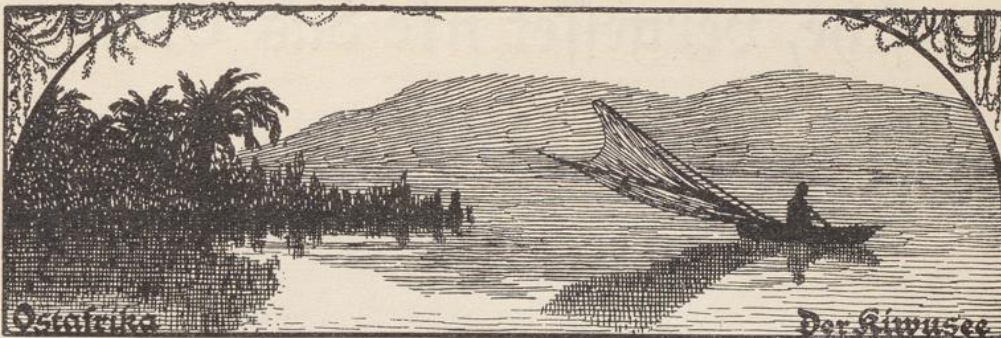
Sollen wir für alle Zeiten darauf angewiesen bleiben, diejenigen Produkte, welche nur in den Tropen oder Subtropen gedeihen, von fremden Ländern zu erstehen? Sollen wir ferner für den Absatz unserer industriellen Erzeugnisse außerhalb Deutschlands ausschließlich auf Gebiete, die unter fremder Herrschaft stehen, angewiesen bleiben? Das würde unsere dauernde wirtschaftliche Abhängigkeit vom Ausland bedeuten, die unseren Wiederaufstieg verhindern müßte. Die Sicherung ausreichender eigener Rohstoffherzeugung wie eigener Absatzgebiete ist nur durch Wiedergewinnung deutschen Kolonialbesitzes möglich.

Ebenso notwendig sind eigene Kolonien für die deutsche Auswanderung, deren Strom unter der Not der Nachkriegszeiten voraussichtlich stärker werden wird als früher. Es ist für die Erhaltung des deutschen Volkstums von größter Bedeutung, daß wenigstens ein Teil dieser Auswanderer in eigenem Kolonialgebiet aufgenommen werden kann.

Es sind aber ebenso kulturelle Gründe, welche die Wiedererlangung deutscher Kolonien erforderlich machen. Wir sind ein großes Kulturvolk und haben als solches Anspruch darauf, weniger entwickelten Völkern unseren Kulturbesitz zu vermitteln, wie das deutsche Verwaltung, deutsche Missionen, deutsche Wissenschaft in reichem Maße in unseren Kolonien bisher getan hatten. Und umgekehrt ist unsere Wissenschaft durch jene Betätigung befruchtet worden. Es wäre ein Verlust nicht nur für jene Völker, nicht nur für uns, sondern für die ganze Menschheit, wenn das deutsche Volk von der Kolonisierung ausgeschlossen sein sollte.

Nicht minder notwendig ist uns eigener Kolonialbesitz zur vollen Entwicklung unseres Nationalcharakters. Die Aufgaben, die die Kolonialpolitik stellt, sind gleich wichtig für alle Deutschen, für den Arbeiter ebenso wie für den Kaufmann und den Industriellen. Ihre Erfüllung fördert die Geschlossenheit der Nation. Dasselbe gilt für die Tätigkeit in den Kolonien selbst, in denen der Deutsche mit dem Deutschen zusammenarbeitet und partikularistische Verschiedenheiten ebenso wie Parteigegensätze verschwinden. Die Kolonialpolitik wirkt aber auch bildend auf die politischen Fähigkeiten des deutschen Volkes ein, das noch viel zu sehr in kontinentalen Gedankengängen befangen ist und nur durch eigene Betätigung draußen in der Welt zur klaren Einschätzung der Weltverhältnisse und zur richtigen Behandlung fremder Völker gelangen kann.

Ohne eigene Kolonien müssen wir auf enger Scholle verkümmern. Wir werden dauernd im Schweiße unseres Angesichts für diejenigen Nationen fronen müssen, welche im Besitz der überseeischen Produktionsquellen sind. Wir würden aber auch kulturell wie politisch und national in der heimischen Enge zurückbleiben hinter den Völkern, welche draußen in der Welt auf eigenem Grund und Boden ein weites Betätigungsfeld haben. Wenn wir jemals wieder in der Welt die Stelle einnehmen sollen, die uns nach unseren natürlichen Gaben, nach unserer Volkszahl und nach unserer Kulturentwicklung zukommt, so müssen wir unbedingt wieder eigene Kolonien haben. Nach diesem Ziel muß ein jeder Deutsche streben, bis es erfüllt ist.



Ostafrika

Der Kiwusee

Die afrikanischen Schutzgebiete

Deutsch-Ostafrika • Deutsch-Südwestafrika • Kamerun • Togo

~ Das Schutzgebiet Kiautschou in Ostasien ~

Die deutschen Schutzgebiete in der Südsee

Kaiser-Wilhelmsland • Der Bismarckarchipel und die Salomonen
Die Marshallinseln • Die Karolinen, Marianen und Palauinseln
Deutsch-Samoa



Südwestafrika

W. Thiele 1920

Unsere Kolonien

Deutsche, vergesset nie das Verlorene!

Die deutsche Südmark:

Deutsch=Oesterreich

Süd=Tirol

Unter=Steiermark

Die Sudetendeutschen

Den deutschen Brüdern!

Von Paul Warncke

Die ihr wollt zur Heimat wieder
Und zum alten Vaterland,
Seid gegrüßet, deutsche Brüder,
Von der blauen Donau Strand!

Seid begrüßt aus Herzensgrunde!
Tausend Freuden werden neu,
Da ihr uns in solcher Stunde
Wollt bewähren Lieb' und Treu!

Ja, es ist dieselbe Seele,
Die aus unsern Augen schaut,
Und es dringt aus unsrer Kehle
Einer Muttersprache Laut!
Eurer Männer Ehrenmale
Künden deutscher Herzen Glut!
Gleich sind unsere Ideale,
In den Adern gleiches Blut!

Wo mit der kristallinen Decke
Ragt die mächtige Felsenwand,
Wo der Freiheit starker Recke
Einst am Berge Isel stand —
Wo ein Mozart uns gesungen
Seine ewigen Lieder zu,
Wo die „Fledermaus“ erklingen —
Deutsches Land, da bist auch du!

Brüder ihr vom selben Stamme,
Wohl, die Freude bindet fest,
Aber durch des Leidens Flamme
Wird vereint, was nie sich läßt!
Seid begrüßt in dieser Stunde,
Da das Unglück uns bedrückt!
Fühlt, o fühlt im Herzensgrunde,
Wie uns euer Wort beglückt.

Euer Wille sei gesegnet!
Unvergessen soll es sein,
Daß wir heute uns begegnet —
„Du bist mein und ich bin dein!“
In dem Grauen und Verderben
Ist es dies, was uns erhebt:
Deutsche Kraft wird niemals sterben,
Wenn die deutsche Treue lebt!

Deutsch-Oesterreich

Von Hans Ludwig Rosegger



On den zwölf Millionen Deutschen im alten Oesterreich-Ungarn wurde der Zwangsrepublik Deutsch-Oesterreich kaum die Hälfte zugesprochen, und die Westmächte haben im Verein mit Wilson weite urdeutsche Landstriche den Tschechen, den Südslawen, Italienern und Rumänen — „wie Steine auf einem Brett“ — hingeschoben. Unsere Brüder in Böhmen, Mähren und Schlesien wurden vergewaltigt und als unerwünschte späte Eindringlinge in ein slawisches Stammesgebiet hingestellt. Als aber die Slawen im Gefolge der „hunds-näsigen Awaren“ in die Weltgeschichte eintraten, mußten sie in den Sudetenländern erst altangesessene deutsche Stämme zurückdrängen. Selbst nicht imstande, ein eigentümliches Wirtschaftsleben in einem eigenen Staate aufzubauen, beriefen einsichtige tschechische Fürsten aus dem deutschen Westen und Norden geistliche und weltliche Helfer. Landwirtschaft, Gewerbe und Handel, Wissenschaft, Schrifttum, Architektur, Malerei und Plastik im goldenen Zeitalter der Kunst sprossen auch in Böhmen, Mähren und Schlesien aus deutschen Wurzeln.

In Eger erhob sich eine Kaiserpfalz Friedrich Barbarossas, im „goldenen Prag“ begründete der dort residierende deutsche Kaiser Karl IV. die erste deutsche Universität, und ebendort organisierte sich unter ihm die erste Malerzede des Deutschen Reiches. Gleichgültig — man hat das geschlossene deutsche Sprachgebiet in den Sudetenländern den Tschechen unterworfen! Nicht anders erging es den Deutschen in den südsteirischen Städten, Märkten und Dörfern, über die jetzt Belgrad gebietet. Auch in die Steiermark kamen die von den Awaren geknechteten Slawen erst, als längst schon Wandergermanen das Land besetzt hatten. Dann waren es zuvörderst Bayern und Franken, welche die Slawen — die „Slowenen“, die „Winden“ — vom awarischen Joch befreiten. Auch diese Tatsachen wurden auf den Kongressen der Entente umgelogen, obwohl urtümliche Burgruinen, Kirchen, Stadthäuser, Urkunden und die Inschriften auf den — Friedhöfen deutlich in deutscher Zunge zeugten. Die slowenische Schriftsprache ist eine allerjüngste Erfindung einiger ehrgeiziger Philologen und den windischen Bauern immer noch nicht recht verständlich. — Endlich ist das letzte deutsche Sonnenland, Südtirol, mit ein paar willkürlichen Strichen über die europäische Landkarte vom deutschen Vaterlande gerissen worden. Nur die zähen Kärntner haben sich mit den Waffen die Abstimmung erkämpft und durch die Abstimmung gesiegt, gleichwie auch wir andern gesiegt hätten, wäre die Bevölkerung frei befragt worden. Aber ohne Rücksicht auf Menschenwillen und überall zu unserem Nachteil, ohne Rücksicht auf natürliche Grenzen und wirtschaftliche Notwendigkeiten sind trennende Grenzpfähle in den Boden gerammt worden, so daß der Herd von Kriegen, Umstürzen und Morden, daß der Balkan künftig bis ins Herz Europas reicht. Und schauen wir ringsum noch weiter aus nach verlorenen Stammesgenossen, so zittern wir ob des Schicksals der Siebenbürger Sachsen, der Banater Schwaben, der Deutschen in Gottschee und jener Hunderttausenden, die in Galizien und in der Bukowina Kulturwerke aufbauten, die Triest zur ersten Hafenstadt an der Adria machten, die istrianische und dalmatinische Inseln in Paradiese verwandelten. Die Zerspaltung der Osterreichdeutschen ist eine barbarische Verletzung geschichtlicher und lebendiger Rechte, ist eine Beraubung tausendjährigen Fleißes, ist ein Verbrechen an der Gesamtkultur.

Und in höhnischer Verspottung des früher feierlich verkündeten „Selbstbestimmungsrechts der Völker“ haben die Gewalthaber von Versailles und St. Germain dem verstümmelten und für sich lebensunfähigen Deutsch-Oesterreich zuletzt auch noch den Anschluß an das Mutterland, an das Deutsche Reich, verboten.

Das alte Donaureich hat Karl der Große gegründet, und mit seinen Südostmarken bannte er die ewigen Gefahren, mit denen Steppenvölker das Abendland bedrohten. In treuer, blutiger Grenzwacht, mit unseren Leibern schützten wir ein Jahrtausend lang den Frieden und den Wohlstand der europäischen Christenheit.

Wien bewahrt die Insignien des großen Karl: Krone, Schwert, Szepter und Reichsapfel. Anständig knien wir vor den ehrwürdigen Symbolen und geloben: „Im Westen und im Osten, im Norden und im Süden muß wieder unser werden, was unser ist!“ Zuerst werden wir Deutsch-Oesterreicher heimkehren ins Reich.

Es wird sich weisen, was stärker ist, das Schwert Karls des Großen oder die Goldfedern von Versailles und St. Germain.

Tirol / Von Franz Lüdtké

Der Sturm rast über die Felsen; Lawinen grollen, der Bergsturz dröhnt.
Die Menschen nicht nur, auch die Steine schreien. Vor unsagbarem
Weh, vor wildem Schmerz und dumpfem Zorn.
In den Klüften stellt das Gezweig sein Hämmern ein; häßlich Lachen
verzerrt die Gesichter: Das Schnöde, Gemeine hat gesiegt, die Hier
nach Gold feiert ihren Triumph!

Aber die Eis- und Gletschiriesen in den Höhen der weißen Firnwelt ballen die Fäuste.
Ihr freier Arem droht zu ersticken. — Das Welsche, das Falsche ward Herr im
Tiroler Land...

Wo bleibt nur Dietrich von Bern? Er hat doch schon einmal den türkischen König
Laurin bezwungen! Hart war der Kampf und schwer der Sieg. Bis Reckentugend und
mannhafter Sinn das niedere Gezucht bändigte und band, bis der Rosengarten dem
deutschen Helden zu Eigen ward.

Herr Dietrich schlummert — der falsche Zwergenkönig lebt — und lacht. Und des
Rosengartens wundersam Glühen sinkt, versinkt im Dämmern. Wer wird den Rosen-
garten erlösen?

Auf dem Marktplatz des verträumten Bozen steht Walter von der Vogelweide, der
Ritter, der Sänger, der Deutsche. Wie manches scharfe Lied, schneidendem Schwertschlag
gleich, hat er gesungen wider die weische Untreue! Und wieviel Lob und Preis zu Ehren
deutscher Art!

Von der Elbe bis zum Rhein Mögen wohl die Besten sein,
Und hernieder bis zum Ungarland Die ich in der Welt je hab' erkannt...

Und jauchzend künden er:

Deutsche Zucht geht über alles!

Heute aber, heute? Verstummt ist der Sänger, Scham schließt ihm den Mund,
kein Ton flirrt klingend aus den Saiten seiner Harfe. Einst reichte deutsche Kaisermacht
bis weit übers italische Land, bis Rom und Jerusalem — heute aber: Kaiser und Kaiser-
macht starben den kalten Tod, in den Laubengassen Bozens pfeift der Welsche sein freches
Siegeslied. Wann wird Herrn Walters Harfe wieder tönen?

Die Jahrhunderte rollen wie ein Rad. Unaufhaltsam, unaufhörlich. Fremde Schützen
klimmen über die Bergpässe, die Tricolore flattert, die Marseillaise tollt durch die fried-
samen Täler. Da reckt Tirol sich auf, eine ein-ige Riesenglut lodert von Gipfel zu Gipfel,
der Freiheitskampf ruft, Andreas Hofer stemmt sich zornig der feindlichen Flut entgegen.
Bis er fällt, nicht besiegt, nur verraten. Ade, mein Land Tirol...

Der Sturm rast über die Felsen; Lawinen grollen, der Bergsturz dröhnt. Jahrhunderte-
lang, jahrtausendelang.

Immer wieder hat Untreue Deutschland zu Fall gebracht, wieder bindet Welsch-
lands Fessel die Freiheit Tirols.

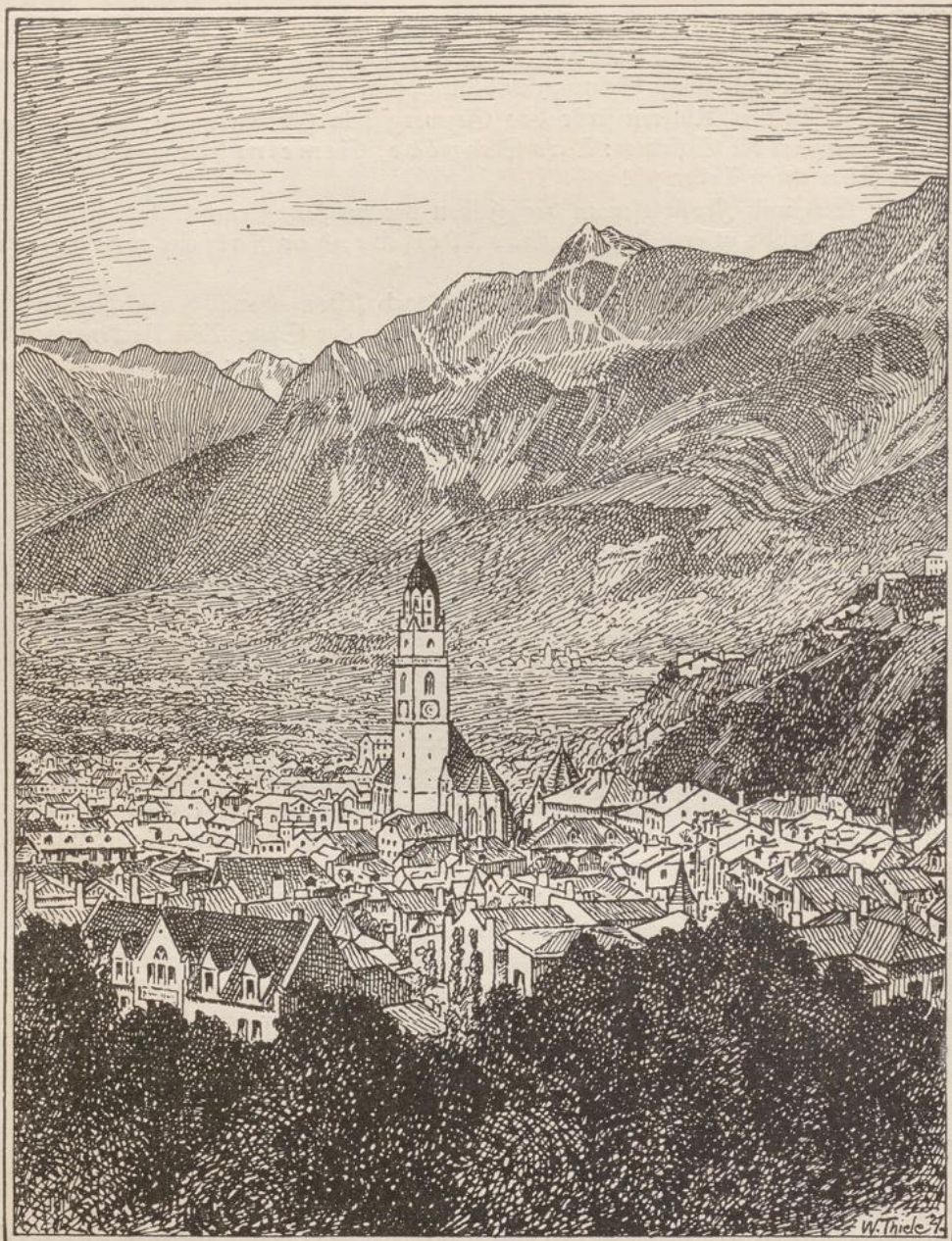
Nicht besiegt — nur verraten — — nur verraten — — —

Dietrich von Bern, Walter von der Vogelweide, Andreas Hofer, leicht sei euch die Erde!
Den Lebenden wird sie schwer — bitter, bitter schwer.

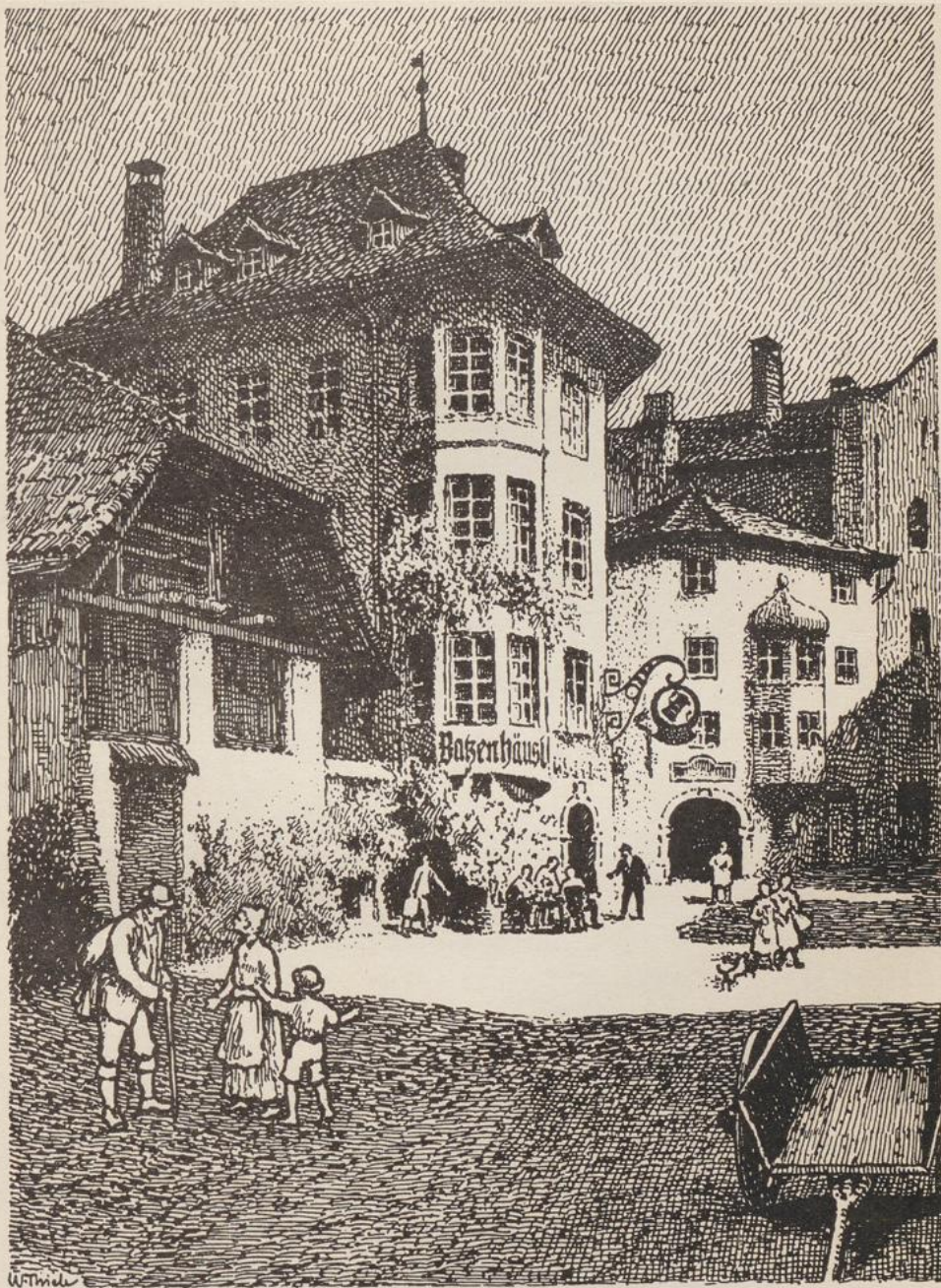
Ein Abschiedslied weint in den Lüften, in den Herzen. Die Faust aber ballt sich, und
durch das Gestein der Felsen schimmert der Glanz des Eisens, aus dem die Zukunft
ihre Krone schmieden wird.

Ade, mein Land Tirol...

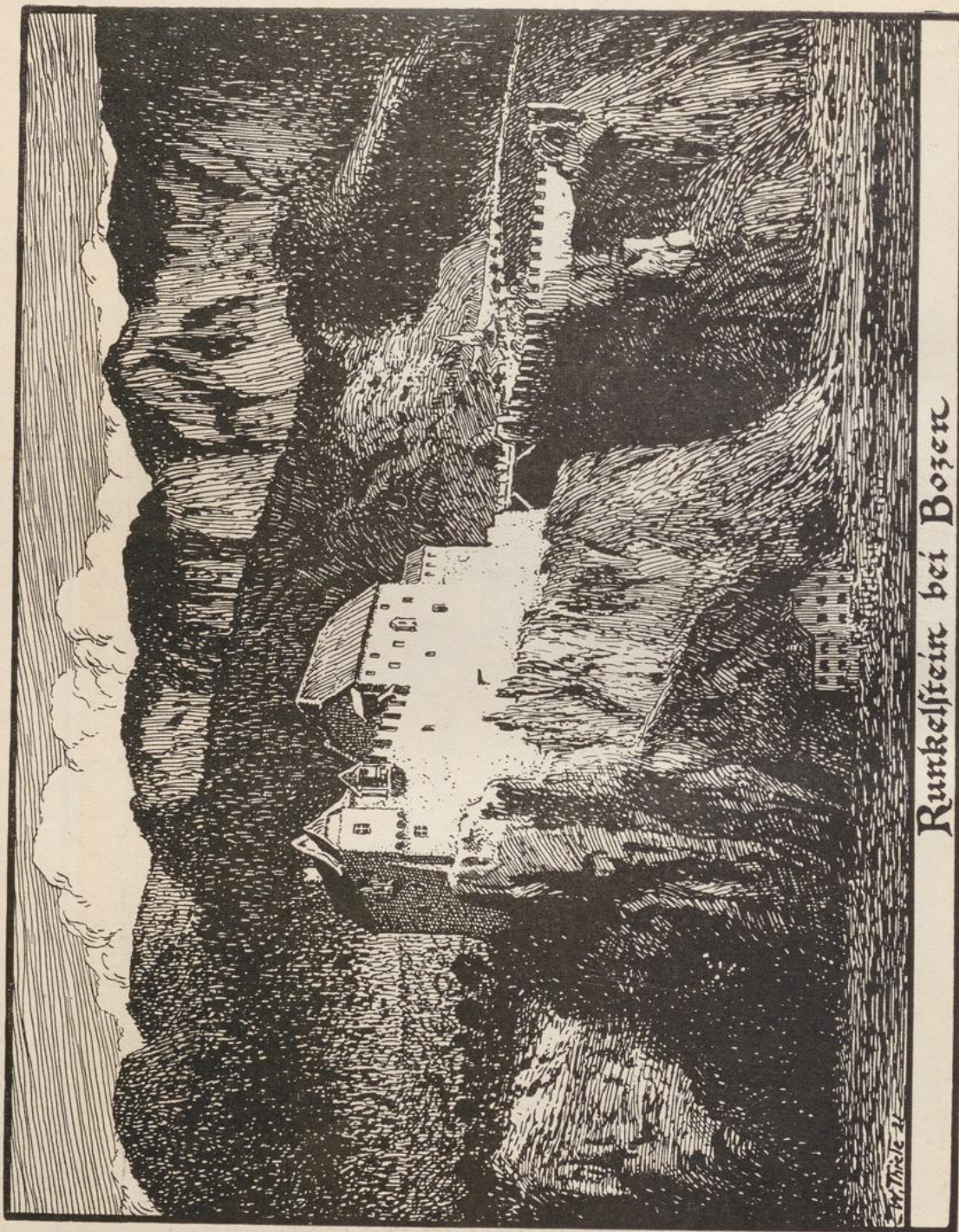
Wer wird den Rosengarten erlösen?



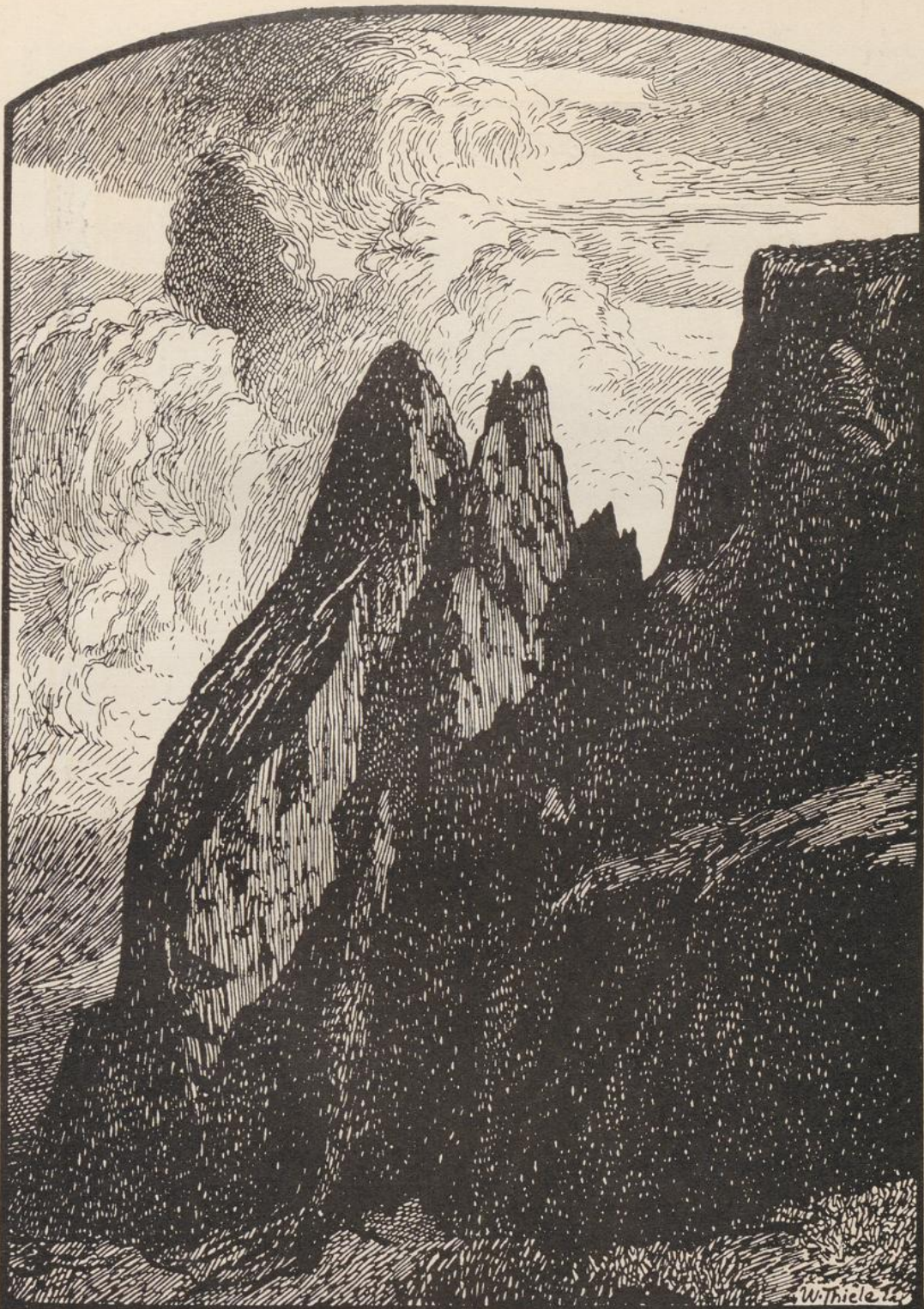
Meran



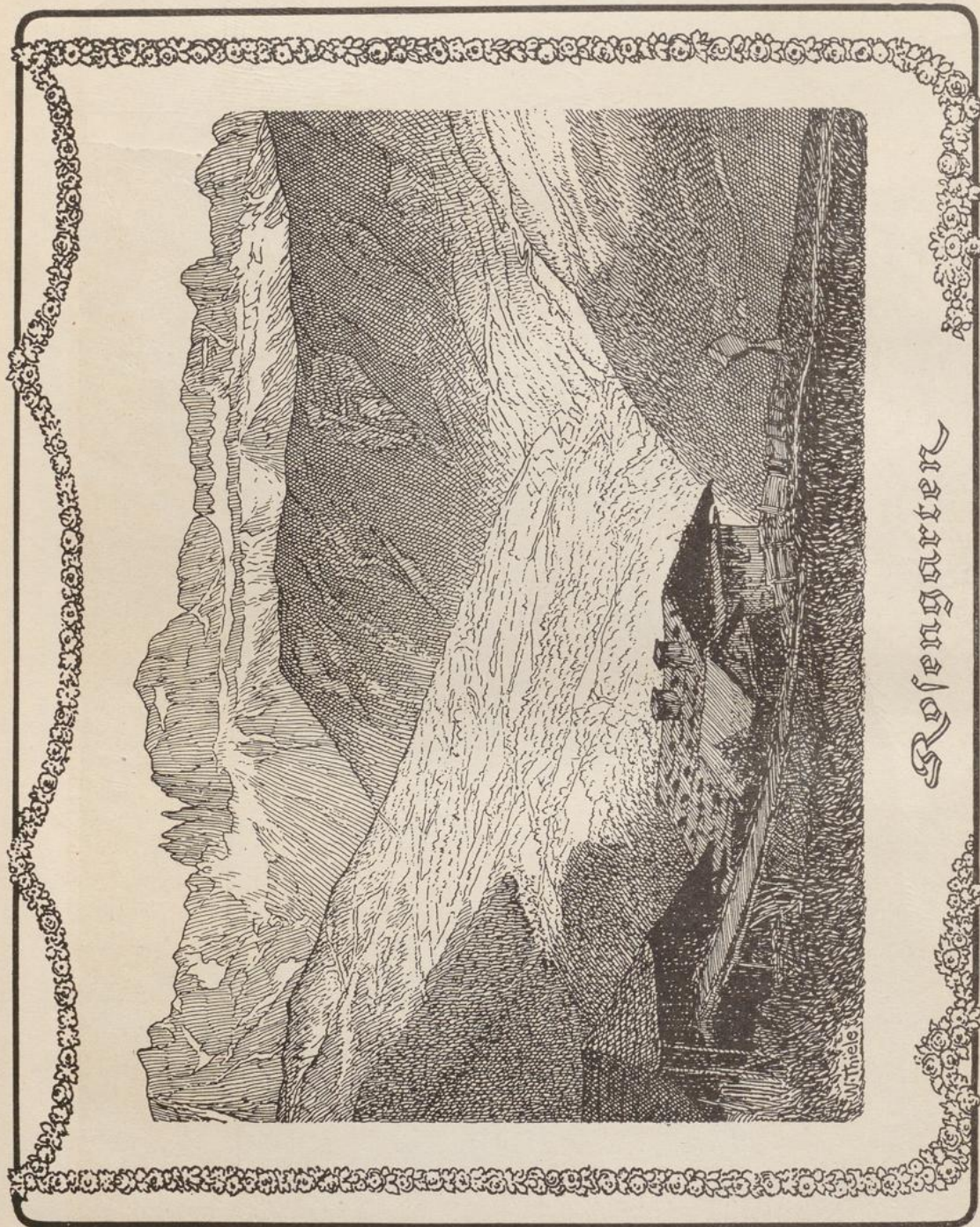
Das Batzenhäusl in Bozen



Runkelstein bei Bozen



Die Schlernzacken am Schlern.



Rosengarten



Der Rarersee.

Andreas Hofer

(20. Februar 1810)

Su Mantua in Banden
Der treue Hofer war,
In Mantua zum Tode
Führt ihn der Feinde Schar;
Es blutete der Brüder Herz,
Ganz Deutschland, ach, in Schmach und
Mit ihm das Land Tirol! (Schmerz!)

Die Hände auf dem Rücken,
Andreas Hofer ging
Mit ruhig festen Schritten,
Ihm schien der Tod gering;
Der Tod, den er so manches Mal
Vom Iselberg geschickt ins Tal
Im heil'gen Land Tirol.

Doch als aus Kerkergräten
Im festen Mantua
Die treuen Waffenbrüder
Die Händ' er strecken sah,
Da rief er aus: „Gott sei mit euch,
Mit dem verrathnen deutschen Reich
Und mit dem Land Tirol!“

Dem Tambour will der Wirbel
Nicht unterm Schlägel vor,
Als nun Andreas Hofer
Schritt durch das finstre Thor.
Andreas, noch in Banden frei,
Dort stand er fest auf der Bastei,
Der Mann vom Land Tirol.

Dort soll er niederknien!
Er sprach: „Das tu' ich nit!
Will sterben, wie ich stehe,
Will sterben, wie ich stritt,
So wie ich steh' auf dieser Schanz';
Es leb' mein guter Kaiser Franz,
Mit ihm sein Land Tirol!“

Und von der Hand die Binde
Nimmt ihm der Korporal,
Andreas Hofer betet
Allhier zum letztenmal;
Dann ruft er: „Nun, so trifft mich recht!
„Geht Feuer!“—Ach, wie schießt ihr schlecht!
Ade, mein Land Tirol!“

Südtirol / von Heinrich von Schullern



Unter allen deutschen Landstrichen ist Deutsch-Südtirol der einzige von ausgesprochen südlichem Gepräge. Das Eisacktal bis über Meran hinaus, das Eisacktal bis Brixen, auch das Passeier, das Sarn- und Eggental und manch andere in ihren tieferen Lagen bieten ähnliche Bilder wie italienische Gebirgstäler, scharf unterschieden nur durch Sprache und Sitte der Bewohner, durch Bau- und Siedelungsart. Diese Taltiefen stehen unter dem Einflusse südlicher Sonnenkraft, ohne von rauen Luftströmungen heimgesucht zu sein, wie manche Gegenden Oberitaliens. Nicht nur die edle Kastanie, die Rebe, die Olive und der Mandelbaum sind in Südtirol zu Hause, auch die Agave und Palme gedeihen an geschützter Stelle. Der junge Frühling unterbricht seine Nordlandsfahrt in der Erschländer Taltiefe auf die Dauer eines ganzen Monats, ehe er sich entschließt, den Brenner zu überqueren, um auch im rauhen Innthal Fuß zu fassen.

Aus dem Norden, namentlich aus Deutschland, zogen denn auch Jahr für Jahr in alter Sehnsucht nach dem Süden Scharen deutscher Brüder dem Frühling ins Eisack- und Erschthal entgegen. Viele Kranke fanden in Brixen und Meran vor den Schäden der nordischen Winterstrenge Schutz.

Der leuchtendblaue Himmel, dies köstliche Geschenk des Südens, überwölbt aber nicht allein Rebengelände und Kastanienwälder; auch über nördlich anmutenden Hochlandscapen, von ernsten Nadelwäldern ausgekleidet, von Gletschertalgründen abgeschlossen, liegt derselbe Glanz. Da oben auf dem Felszacken zwischen Eiszusten, da wächst kein Gräslein mehr, kaum eine Flechte. Von sanfterer Stimmung sind das Pustertal, die weiten Höhen des Rittens, der Seiseralpe und der Mendel, auf denen schon ein warmer Hauch des Südens liegt. Den eigenartigsten Liebreiz sucht mancher Freund des Landes in jenen Gegenden, wo Nord und Süd gleichsam festlich geschmückt zusammentreffen, so im Eisacktal bei Brixen und Klausen und auf dem Hügelland von Ueberetsch.

Und die Gesamtheit all dieser köstlichen Landschaftsbilder verschiedenster Art, in denen nur deutsche Städte, Dörfer und Burgen stehen, umfaßt der Name Deutsch-Südtirol.

Seit den Zeiten, als nacheinander die Ostgoten, Longobarden und Bajuwaren hier eine neue Heimat suchten, ist das Land bis hinunter ins tiefere Erschthal kerndeutsch geblieben.

Nächst dem Standbilde Walthers, des großen Tiroler Minnesängers, erhebt sich zu Bozen die gotische Pfarrkirche, wie ein Sieg des Menschen über den Stein, die einst von Kunstarbeitern aus allen Gauen des Deutschen Reiches in vieljähriger, begeisterter Zusammenarbeit geschaffen wurde. Die Grieser Pfarrkirche aber birgt einen Altar des genialsten deutschen Altarbauers aller Zeiten, des Michael Pacher aus Bruneck im Pustertal. Nächst der alten Hauptstadt Meran schaut von stolzer Höhe das Stammschloß der urdeutschen Grafen von Tirol ins Land herab, das ein Teil des heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation gewesen und durch Jahrhunderte geblieben ist, im Weltkrieg mit Oesterreich an der Seite Deutschlands feindlicher Uebermacht erlag.

Dort bei Meran auch mündet das Heimattal Andreas Hofers, der für die Freiheit seines Selsens das Leben gab.

Dies ganze, an Ruhm und Schönheit reiche Deutsch-Südtirol, zu dem auch das Wunderland der Dolomiten mit seinem rätoromanischen Völklein steht, das immer mit den Deutschen gefühlt und es auch weiterhin mit uns halten will, dies Südtirol, wir haben es nicht durch fremde Waffengewalt verloren, einzig nur, wie vor mehr denn hundert Jahren schon, durch einen Federstrich.

Man beraubte das deutsche Volk um Hunderttausende seiner Brüder und um sein einziges Stück südlichen Landes, das Sonnengärtlein jenseits der Brennerberge.

Wir Tiroler jedoch haben zudem mit diesem schönsten Teil das ganze engere Vaterland Tirol verloren; denn der Riß ging mitten durch das Herz.



Pettau

Schloß

Steiermark



Marburg

Burgplatz

Südkärnten, Untersteier, Burgenland

Von Robert Sieger, Graz



zwischen dem deutschen Mitteleuropa und dem italienisch-slavischen Süden ragen die Ostalpen als gewaltige Scheide auf. Aber nicht die massigen eisgekrönten Erhebungen der Zentralalpen sind es, an die sich die Völkergrenze bindet. Von Norden her leichter zugänglich als vom Mittelmeergebiet zeigt das Innere des breiten Gebirges auch in seiner Natur ein mitteleuropäisches Bild. Wenn auch allmählich südliche Züge sich einfügen — umfärbend, aber nicht umgestaltend — erscheint es dem Deutschen wohnlicher als dem Südländer. Viel höher hinauf, als das welsche Straßendorf, reicht überall der deutsche Einzelhof. Zwei große Längsturchen, durch gut gangbare Pässe verbunden, bilden ein geschlossenes inneralpines Wegnetz, das die neuen Grenzen zerreißen. Absperrende Mauern, hemmende Engpässe stellen erst die Südalpen der deutschen Siedlung entgegen. So ist diese fast überall in sie, stellenweise

in umstrittenen Vorposten über sie hinaus vorgedrungen. Nirgends wird diese trennende Kraft deutlicher als im Lande Kärnten. Es findet seine Sperrmauern in der Karnischen Hauptkette und dem südlichen Zug der Karawanken: gewaltige Spizen, Türme und Klöße, vorwiegend aus Kalk, zu einem geschlossenen breiten Zug unwirtlichen Landes verbunden. Nördlich von ihnen sammelt die Drau ihre Gewässer. Das Talnetz ihrer Nebenflüsse verbindet ein gut Teil der Zentral- und Südalpen — so mannigfaltig, daß man es durch Namen, wie Tauern, Alm, Wald, Seengau zu bezeichnen versucht hat — zu einem gemeinsamen Verkehrsleben, das sein Herz in dem weiten Flach- und Hügelland des Klagenfurter Beckens findet. Geographisch und geschichtlich bedingte Landeseinheit lebt hier im Bewußtsein des Volks, obwohl in dessen Süden sich deutsche und slavische Zunge mengen — lebt nicht minder stark in seinem Herzen, als die Tirols im Herzen der Tiroler. Gemeinsam Kärntnerisch ist treue Pflege von Sitte und Brauchtum, geruhige Besonnenheit und zähe Tatkraft, Schwerblütigkeit verbunden mit geistiger Regsamkeit, urwüchsige Fröhlichkeit mit einem Zug zur Schwermut, deren weltbekannter Ausdruck das Kärntnerlied in seinem Gegensatz zum übermütigen Steirerlied ist. Das Bewußtsein der Eigenart verstärkt die Heimatliebe. Als die Südslaven einfielen, um das Land zu zerreißen, haben daher die Kärntner zur Waffe gegriffen ohne Rücksicht auf ihre Sprache. Ich sah auf einem Friedhof bei Völkermarkt eine slovenische Grabinschrift. Drei Söhne ruhen bei der verwitweten Mutter. Zwei raffte der Weltkrieg hin, der dritte, der den Hof übernommen hatte, setzte sein junges Leben ein, um die Heimat gegen ihre „Befreier“ zu schützen. Ein Zeugnis unter vielen, was von dem südslavischen Gerede über „germanisatorische“ Unterdrückung im „Paschalik Kärnten“ zu halten ist. Wie mit den Waffen, ist später trotz allen Drucks ein Großteil des Windischen Kärntens mit dem Stimmzettel für das Land und für Oesterreich gegen die „Krainer“ eingetreten. Durch sie wurde Kärnten erhalten. Zwar wühlt eine von außen reichlich unterstützte Minderheit weiter. Aber die Stimmenzahl, die sie bei den Wahlen aufbringt, bleibt erheblich hinter jener bei der Volksabstimmung zurück und die auf ihr Verlangen errichteten slovenischen Schulen bleiben leer, weil das Volk die doppelsprachige Schule will. Neuerlich haben sich manche Windische, um von den Herzern in Ruhe gelassen zu werden, bei der Volkszählung geradezu als Deutsche bekannt. Gleichwohl ist Kärnten bedroht. Denn ohne Volksabstimmung hat man ihm die beiden südlichen Eingänge ins Klagenfurter Becken genommen. Wo sich die Karnischen Alpen und die Karawanken bei ihrer Berührung erniedrigen, greift das Tarviser Paßgebiet (überwiegend deutsch, zum kleineren Teil slovenisch besiedelt) nach Süden aus bis zu

dem Verkehrshindernis, das die Engen des „eisernen Kanals“ bilden. An deren Pforte zeigte der erste Blick auf die Grenzdörfer Pontafel und Pontebba auch dem flüchtigen Wanderer die Grenze zwischen deutscher und italienischer Kultur. Dies Kärntner Land, wo die Wege an die Sella, den Isonzo und die Save auseinandergehen, hat Italien genommen bis nahe an Villach heran. Schutzlos liegt diese Stadt gegen einen Angriff da. Am Ostende der Karawanken hat sich der Südslavenstaat ein noch größeres Gebiet und damit den Zugang nach Innerkärnten angeeignet: nicht nur die Pforte von Windischgraz, die auf steirischem Boden zwischen den Karawanken und dem breiten Waldgebirg des Bachern sich zur Drau aufstut, nicht nur das steirische Drautal und ein Stück des Kärntnerischen mit dem Bahnknoten Unterdrauburg, sondern auch das bleireiche Nieshtal nördlich der Karawanken. Wie im Tarviser Gebiet, hat hier deutsche Arbeit mit Bergbau und Industrie ein reges Leben in die Wald- und Berglandschaft gebracht, wenn auch nur wenige Orte eine deutsche Mehrheit haben. In Wirtschaft, Handel und Verkehr war dies von der Südbahn durchzogene Gebiet in engster Beziehung zum Becken von Klagenfurt; die Abschneidung trifft nicht nur sein eigenes Wirtschaftsleben schwer, sondern auch das des Kärntnerischen Lavanttals, dessen Bahnverbindung mit dem nahen Klagenfurt nunmehr auf den Transit durchs Ausland oder den Umweg durch Obersteier angewiesen ist. Auch im Kanal- und Nieshtal hätte eine freie Volksabstimmung das Einheitsbewußtsein der Kärntner betätigt und man erträgt mit dumpfem Wehgefühl den Druck der neuen Gewalthaber.

Weiter östlich, wo die Alpen auseinanderlaufend sich zum Pannonischen Tiefland hin erniedrigen und in ihm verlieren, sind die Steirer und die Burgenländer die Grenzhüter des deutschen Volkbodens. Gemeinsam ist ihnen, daß die Grenze beträchtliche Teile des Deutschiums von Oesterreich abschneidet. Aber die Steiermark ist ein verstümmeltes, das Burgenland ein wiedergewonnenes Land, freilich in allzu engen und geradezu widersinnigen Grenzen wiedergewonnen. Das Burgenland ist weit überwiegend deutsch, die verlorenen Gebiete der Steiermark ebenso überwiegend slovenisch.

Aber es ist eine falsche Vorstellung, daß in der Steiermark nur SprachinseldDeutschum verloren gegangen sei. Soweit die Grenze der Wasserscheide zwischen Mur und Drau folgt, hält sie sich im Ganzen an die Scheide zwischen dem reindeutschen Gebiet und der gemischten Landschaft an der Drau — nördlich des menschenleeren Bachern und bis unterhalb Marburg. Durch diese gewerbefleißige Brückenstadt und ihre Nachbardörfer, wie auch durch verschiedene deutsche Ortschaften von mehr oder weniger städtischem Gepräge hatte unser Volk in diesem Landstreifen nach der Zahl, noch viel mehr aber nach Wohlstand und Einfluß entschieden das Uebergewicht. Weiter östlich, wo sich die Sprachgebiete deutlicher sondern, hat man die Grenze an die Mur gelegt und dadurch den fruchtbaren Flachboden des bäuerlichen Abtallerfelds und einen Teil des Städtchens Kadfersburg von dem geschlossenen deutschen Gebiet der Mittelsteiermark abgerissen. Im Süden aber, jenseits des Bachern und der Hügel an der Mur, legt eine große Zahl von Städten und Märkten mit deutschen Mehrheiten oder ansehnlichen Minderheiten Zeugnis ab von deutscher Siedlung und Arbeit, während die deutschen Bauern im Gegensatz zu Kärnten fast durchaus slovenisiert wurden. Das gilt auch noch außerhalb des eigentlichen „windischen“ Gebiets in dem des weniger deutschfreundlichen „krainerischen“ Zweigs der Slovenen — bis tief nach Krain hinein, in dem das deutsche Rodeland von Gottschee sein Volkstum am besten bewahrt. Freiwillige und gezwungene Abwanderung sowie der Mangel bäuerlichen deutschen Hinterlands bedrohen die Erhaltung der im Stadtbild unverkennbaren deutschen Art selbst in so rührigen und volkstreuem steirischen Städten, wie Lilli im Sanngau und Pettau an der Drau. Hier, wie so oft in der Welt, bedeutet die Zurückdrängung des Deutschen wirtschaftlichen und kulturellen Rückgang und die Bauern sind ihrer neuen Herren aus dem Kreise der slovenischen „Intellektuellen“ durchaus nicht froh. Dem deutschen Steirer im Mittel- und Oberland ist das verlorene Gebiet aber besonders ans Herz gewachsen, auch wegen seiner vom Hauch des Südens belebten und bunter gefärbten Schönheit. Jene Mannigfaltigkeit, die in K. H. Bartsch ihren feinfühligsten Schilderer gefunden hat, die sonnigen Weingelände mit ihren gastlichen Sommerhäuschen, ihren Ketten von Winzerfiedlungen und ihrem fröhlichen Volksleben, die tiefe Waldeinsamkeit des Bachern, die weiten grünen Flächen des Draufelds, das ungleich bewegte Hügelland des Sanngaus, überragt von almenreichen oder fahlen Hochflächen und umrahmt von den gewaltigen Kalkbergen der Steiner Hochalpen, die burgenreichen Erhebungen des Weitensteiner Zugs und der Savezüge mit ihren tiefeingerissenen Schluchten, das rege Getriebe der großen Bergbaue, die friedliche Behaglichkeit gutgeleiteter Badeorte, die Kapellen auf den Hügeln mit ihrem weiten Ausblick und die anmutigen Stadtbilder — das alles wird in unserer Sehnsucht lebendig, wenn wir von den Höhen bei Graz nach Süden blicken und unser Auge auf die bedrohlichen Erhebungen jenseits der neuen offenen Grenze stößt. Bei aller Stärke und Lebendigkeit slavischen Volkstums ist das Unterland doch unverkennbar eine deutsche Kulturlandschaft.

Noch älterer deutscher Siedlungsboden ist das Burgenland, wie man den wiedergewonnenen Teil des umstrittenen, zuletzt im 17. Jahrhundert dem Reich und Oesterreich entfremdeten „Deutsch-Westungarn“ genannt hat. In Karolingerzeit hier eingewurzelt, hat sich das Deutschtum durch mannigfache Zuwendungen von Baiern, Schwaben und Franken verstärkt und erhalten. In ihm ist ein Großteil der kroatischen Flüchtlinge aus der Türkenzeit aufgegangen, die neben den Deutschen in den gleichen langen Dorfzeilen und den gleichen Mehrseit- oder Schmalhöfen in friedlicher Freundschaft siedeln. Die Magyaren haben nur wenig alte Dorfsiedlungen inne. Als Herrenschicht, Großgrundbesitzer, Beamte, Geistliche u. s. w. haben sie in geringer Zahl im Lande geherrscht. Aber ihr Druck hat dem zähen Bauernvolk Muttersprache und Vätersitte nicht nehmen können, wenn er auch dem deutschen Volk diejenigen seiner Söhne entfremden konnte, die nach höherer Bildung strebten, und der deutschen Stadt Oedenburg immer mehr den magyarischen Stempel aufgeprägt hat. Die „Heanzen“ auf den waldigen Kuppen und Spornen der Zentralalpenausläufer und den zwischen ihnen ausgebreiteten Schotter- und Lehmflecken, die ebenfalls zum großen Teil ihr Waldkleid bewahrt haben, wie auf den sonnigen Rebländern im Westen und Norden des seichten und veränderlichen Neusiedlersees, leiden vielfach in Folge der Latifundienwirtschaft unter Bodenmangel, der zu zeitweiser und dauernder Auswanderung bis nach Amerika zwingt. Besser bestellt ist es mit den „Sadbauern“, welche die flache Acker-, Weide- und Kleinfleischlandschaft im Osten des Sees zu einer Kornkammer für Wien gemacht haben. Aber die einen, wie die andern sind ein reges und begabtes, fleißiges und religiöses Volk, das trotz seiner in der Ungarnzeit verkümmerten Schulbildung den Nachbarn in Wirtschaft und Geschäft keinesfalls nachsteht. Natur und Siedlung, Land und Leute bieten nichts Blendendes, aber eine fein zusammenge stimmte Harmonie, und wer den Weg ins Land gefunden hat, den zieht es immer wieder an. Die Verkehrsverhältnisse begünstigen freilich den Besuch nicht allzusehr. Schon die Abgrenzung von St. Germain, noch viel mehr die traurigen Zugeständnisse, die Oesterreich nach dem Einfall ungarischer Banden im Venediger Vertrag abgerungen wurden, die Abstimmungskomödie von Oedenburg und die weiteren Zugeständnisse, die man in Genf an Ungarn machte, haben die Einheit des Burgenlandes zerstört. Man kann aus dem nördlichen Landesteil in den mittleren und südlichen nur durch Altösterreich oder durch Ungarn (das Korridorzüge vom Nord- ins Mittelland, nicht aber aus diesem ins Südländ verkehren läßt) halbwegs bequem gelangen. Man hat dem Land aber auch seine natürliche Hauptstadt vorenthalten — Oedenburg, das fast ringsum vom Burgenland umschlossen ist und in dem dessen Verkehrswege zusammenlaufen. Sehr zum Schaden dieser äußerlich magyarisierten, aber nach Stadtbild und bodenständiger Bevölkerung noch immer deutschen Stadt, der alle magyarischen Schulen, Ämter und Institute bis zu der geplanten Spielbank ihr verlorenes natürliches Hinterland nicht ersetzen können und die nicht dauernd von Oesterreich getrennt bleiben kann. Gegenwärtig ist sie der Ausgangspunkt einer zielbewußten magyarischen Wühlerei im Burgenland, auf das Ungarn ebenso wenig innerlich verzichtet hat, wie auf irgend einen anderen Teil der Länder der alten Stefanskronen. Aber bei aller Schwäche der österreichischen Regierung gegenüber den einflußreichen „Magyaronen“ ist nicht zu erwarten, daß sich das Volk für die alte Kn. chtschaft wiedergewinnen läßt. Die Stimme seiner Dichter, vor allem des kürzlich verstorbenen Josef Reichl, läßt daran keinen Zweifel.



Das Deutschtum im tschechischen Staate.

Vom Abgeordneten Dr. Lodgman, Teplitz-Schönau (Böhmen).



Volkstum und Siedlung.

Über die Verteilung des sudetendeutschen Siedlungsgebietes geben die Spracharten Aufschluß. Die Deutschen bewohnen im Großen und Ganzen die Ränder der Länder Böhmen, Mähren und Schlesien und finden sich in der Slowakei in Sprachinseln verstreut. Volkstümlich ist das deutsche Siedlungsgebiet Böhmens, Mährens und Schlesien ein Teil des mitteleuropäischen Sprachgebietes, nach Mundart und Abstammung handelt es sich um Alemannen, Franken, Sachsen und Schlesier. Die deutschen Siedlungsgebiete sind, räumlich betrachtet, durch Staatsgrenzen abgetrennte Teile der entsprechenden reichsdeutschen und österreichischen Stämme. Schon zu Oesterreichs Zeiten haben diese Gegenden kulturell niemals nach Prag „gravitiert“, sondern je nach ihrer Lage nach Wien, München, Dresden, Berlin und Breslau. Seit Jahrhunderten findet ein reger Austausch von Geisteserzeugnissen und Menschen von hien und drüben statt, eine ganze Reihe namhafter Persönlichkeiten auf allen Gebieten von Kunst, Literatur und Wissenschaft im Deutschen Reiche und insbesondere in Oesterreich gehört einem der sudetendeutschen Stämme an.

Nach der letzten im Jahre 1921, also bereits unter tschechischer Herrschaft veranstalteten Volkszählung, ergaben sich folgende Ziffern, denen wir die Ziffern der Volkszählung von 1910 entgegenstellen:

	1921	1910
Tschechen 6 792 988 }		
Slovaken 1 967 963 }		
„Tschechoslowaken“	8 760 951	8 043 199
Deutsche	3 123 454	3 781 653
Ukrainer	461 449	432 760
Polen	75 853	167 985
Magyaren	747 096	1 071 328
Juden	180 530	—
Anderer	23 052	52 421
Staatsfremde . . .	238 951	87 044

Sa. 13 611 336 13 636 390

Die Verluste der Deutschen und zum Teile auch der Magyaren sind auf folgende Beweggründe zurückzuführen:

1. Erstens stecken in der Ziffer von 238 951 Staatsfremden viele Deutsche und Magyaren, die durch den Zerfall Oesterreich-Ungarns „staatsfremd“ geworden sind.
2. Die 180 000 Juden hatten sich 1910 zum großen Teile zur deutschen oder magyarischen Umgangssprache bekannt;
3. Die Kriegsverluste der Deutschen und Magyaren sind größer als jene der Tschechen;
4. Selbstverständlich soll nicht geleugnet werden, daß sich 1921 eine Anzahl von Deutschen und Magyaren freiwillig „umorientiert“ haben, allein zum großen Teile sind sie zur „tschechoslowakischen“ Nationalität gepreßt worden, wie die zahlreichen Strafuntersuchungen bei der Volkszählung die Verlockungen und anderen angewandten Mittel zur Genüge beweisen.

Zusammenfassend können wir sagen: die 3,1 Millionen Deutsche, welche sich 1921 als Deutsche bekannt haben, sind der Kern des sudetendeutschen Stammes. Gewiß werden infolge der planmäßigen Verdrängungen der Deutschen im Laufe der Zeit noch Verluste eintreten, zumal viele Deutsche zur Abwanderung genötigt werden, allein freiwillig werden diese Deutschen ihre nationale Zugehörigkeit nicht verleugnen und wir können daher mit diesem Bestande des Sudetendeutschums auch für die Zukunft rechnen.

In politisch-nationaler Beziehung gibt es zwischen den Sudetendeutschen keine Stammesunterschiede: sie alle fühlen sich schlecht hin als Deutsche, als Grenzvolk, welches vom Mutterboden abgetrennt wurde. Dieses Bewußtsein ist in jeder politischen Partei zuhause. Im Oktober 1918 haben die nach

dem Zerfalle Oesterreich-Ungarns gebildeten National-Versammlungen für Deutschböhmen, Sudetenland, Südmähren und den Böhmerwald einstimmig die Vereinigung mit Deutschösterreich und durch dieses mit Deutschland zum obersten Verfassungsgesetze erhoben und so haben die, e Gebiete staatsrechtlich vom Oktober 1918 bis zur Genehmigung der Friedensverträge tatsächlich zum Deutschen Reiche gehört, von dem sie gewaltsam losgerissen worden sind.

Volkswirtschaft.

Den meist gebirgigen Siedlungsgebieten entsprechend verfügen die Deutschen nicht über jenen fruchtbaren und ertragreichen landwirtschaftlichen Boden, wie die Tschechen im Inneren des Landes, dagegen ist das Sudetendeutschtum bekanntlich der Träger der großen nordböhmischen und nordmährischen Industrie. Die Stellung dieser Industrie hat sich nun nach dem Umsturze sehr verschoben. Früher hat die sudetendeutsche Industrie über das ganze österreich-ungarische Wirtschaftsgebiet von etwa 50 Mill. Menschen verfügt und konnte ihre Erzeugnisse nicht nur im damaligen Inlande, sondern auch infolge der Handelsverträge am Balkan absetzen. Heute ist die Industrie fast durchgehend Exportindustrie geworden, das Gebiet von 13 Millionen Einwohnern ist viel zu klein als daß es allein für die Riesenunternehmungen genügen könnte. Von der Textilindustrie allein hat die Tschechoslowakei mehr als 80 % der ganzen Textilindustrie Oesterreichs „geerbt“; daß fast alle Kohlenbergwerke in den Sudetenländern liegen, dürfte bekannt sein; daß die chemische, die Maschinenindustrie, die Glas- und Porzellanherzeugung und noch viele andere Zweige in den Sudetenländern ihren Sitz haben, ebenfalls. Daraus ergibt sich aber, daß die Tschechoslowakei in der Tat überindustrialisiert ist und daß die großen Werke nur mit einem Teile ihrer „Capacität“ arbeiten können.

Die große österreichische Industrie war in wirtschaftlicher Beziehung zweifellos eine Stärke der deutschen Bevölkerung, in nationaler Beziehung jedoch hatte sie schwere Sünden auf sich geladen. Ihr haben wir zum guten Teile die Verschönerung der deutschen Braunkohlengebiete zu verdanken. Die deutsche Industrie hat zum Teile wahllos tschechische Arbeiter eingestellt und dabei nicht bedacht, daß dieses aus dem Inneren Böhmens abströmende Proletariat der Vortrupp des nationalen Gegners war, dessen Bestreben immer, auch schon zu Oesterreichs Zeiten, dahin ging, die sudetendeutschen Gebiete mit Tschechen zu durchsetzen. Heute sind die in Massen eingewanderten tschechischen Lohnarbeiter die eigentlichen Herren und werden natürlich von der tschechischen Regierung mit allen Mitteln unterstützt und gefördert, die deutsche Industrie ist zum Teile der tschechischen Arbeiterschaft botmäßig geworden. Diese Anhängigkeit geht soweit, daß eine Entlassung von tschechischen Arbeitern durch die Regierung verhindert wird, sodaß die zu Oesterreichs Zeiten entstandenen Schäden heute vielfach nicht mehr gut gemacht werden können. Eine Reinigung der deutschen Siedlungsgebiete ist dadurch eine Frage der politischen Macht geworden und wird nur zu erreichen sein, wenn die jetzige politische Oberherrschaft des tschechischen Volkes beseitigt werden kann.

Sinn und Zweck des tschechischen Staates.

Die Tschechoslowakei ist das Ergebnis der Pariser Friedensverträge, das Ergebnis des Gedankens das Deutsche Reich mit einem Kranz von deutschfeindlichen Staaten zu umgeben. Aus dieser Grundtatsache ergibt sich nun ihre ganze Politik. Die Pariser Friedensverträge haben dem Staate eine doppelte Front gegeben, die eine gegen Deutschland, die andere gegen Ungarn. Die Träger der tschechischen Politik wissen sehr gut, daß der Bestand des Staates von dem Wohlwollen Frankreichs abhängt und sie wagen es daher nicht, das Vasallenverhältnis zu Frankreich zu ändern. Militärisch-geographisch ist der Staat ein Unding, denn ein Blick auf die Landkarte beweist, daß er infolge seiner langgestreckten Grenzen und seiner Einteilung ins deutsche Sprachgebiet im Ernstfalle nicht zu verteidigen ist. Daher hält die Tschechoslowakei unbeirrt an den Friedensverträgen und der in ihnen zum Ausdruck gebrachten Niederhaltung Deutschlands fest. Daher wird die Tschechoslowakei immer auf der Seite der Gegner Deutschlands zu finden sein. Dieses Streben geht soweit, daß man auf tschechischer Seite sogar die natürlich gegebenen wirtschaftlichen Zusammenhänge ändern möchte; während ein Blick auf die Einfuhr- und Ausfuhrverhältnisse zeigt, daß der Staat in hohem Grade mit den deutschen Siedlungsgebieten, nämlich mit Deutschland und Oesterreich wirtschaftlich zusammenhängt, geht das Streben jedes echten Patrioten dahin, diese Zusammenhänge aufzuheben und an ihre Stelle die Zusammenhänge mit Frankreich zu setzen. Dies ist bis heute nicht gelungen und wird auch in der Zukunft nicht gelingen, denn die geographischen Verhältnisse lassen sich nicht so wie die politischen durch Gesetze und Verordnungen beseitigen.

Bei Eduard Strache in Warnsdorf ist die Uebersetzung einer tschechischen Schrift erschienen, in welcher sich der Verfasser Janus Ruffner mit dem tschechoslowakischen Staate beschäftigt. Er versucht dort nachzuweisen, daß das jetzige Gebilde aus tausend Gründen unmöglich ist und verlangt die Erweiterung der Grenzen des Staates nach Norden, Süden, Osten und Westen. Nach ihm müßte der Staat bis Berlin, Regensburg, Linz, Wien, Budapest, Breslau und Frankfurt a. O. reichen, wenn er militärisch wirklich gesichert sein sollte. Das Deutsche Reich wäre nach Ruffner in eine Reihe von Pufferstaaten aufzulösen, Preußen vollständig zu beseitigen, Mittel- und Süddeutschland auf eine „deutsche Reservation“ nach Art der Indianerreservationen in Amerika zu beschränken. Die Schrift soll im Spätsommer 1917 den Ententemächten überreicht worden sein und gibt, wie keine andere, die wahre Gesinnung aller echten Patrioten wieder.

Aus dieser Grundeinstellung der Tschechen gegen Deutschland ergibt sich aber auch zwanglos die Erklärung für die Politik, welche sie im Innern des Staates betreiben. Diese läßt sich kurz und bündig mit dem Worte kennzeichnen: Vertschegung um jeden Preis! Gerichtet ist diese Politik gegen alle sogenannten Minderheitsvölker, in erster Reihe natürlich gegen die 3 Millionen Sudetendeutschen. Die Tschechen sagen sich: wir haben etwa 20 Jahre Zeit, solange wird Deutschland ohnmächtig bleiben und bis dahin muß unser Werk gesichert sein. Daher müssen wir diese Zeit ausnützen und aus den staatsfeindlichen Minderheitsvölkern richtige Tschechen oder wenigstens neutrale, deutsch sprechende, aber national geschlechtslose Menschen erziehen. Daher muß unser Staat ein tschechischer Nationalstaat sein, es ist nicht möglich, die Herrschaft unter die verschiedenen Nationen zu teilen. Täten wir dies, würde also unser Staat ein tschechisch-deutsch-slowakisch-magyarisch-ruthenisch-polnischer Völkerstaat, so könnte er weder die französische Richtlinie der äußeren, noch die tschechisch-nationale Richtlinie der inneren Politik beibehalten. Daher dürfen in der Regierung nur verlässliche Tschechen sitzen, daher müssen Gesetzgebung und Verwaltung diesem höchsten Ziele bedingungslos untergeordnet werden.

Aus solchen Gedankengängen werden auch ohne Bedenken die erforderlichen Schlüsse gezogen: die Verfassung wurde ohne die Minderheitsvölker, nur von Tschechen beschlossen, erst, als sie Tatsache war, wurden die Wahlen ausgeschrieben. Die ganze Staatsverwaltung wird in den Dienst der Vertschegung gestellt und arbeitet gegen die Minderheitsvölker planmäßig auf kulturellem, wirtschaftlichem und nationalpolitischem Gebiete. Die Krönung aller dieser Bemühungen ist die Bodenreform und die „Ueberführung“ der deutschen Industrie in tschechische Hände; durch die Bodenreform wird unser deutsches Dorf mit Tschechen durchsetzt, durch die Verfolgung des deutschen Gewerbes und der deutschen Industrie wird der deutsche Hand- und Kopfarbeiter dem tschechischen Unternehmer bormäßig gemacht, durch die Wegnahme unserer deutschen Schulen werden wir geistig proletariisiert. Und das ist ja der Zweck der ganzen Maßnahmen: das tschechische Volk soll wirtschaftlich, kulturell und national gehoben, das deutsche herabgedrückt und zermürbt werden, dadurch soll der Bestand des Staates auf national-tschechischer Grundlage gesichert werden.

Selbstverständlich liebt es die amtliche tschechische Politik, diese Grundlagen und Ziele des Staates hinter demokratischen und pazifistischen Redensarten zu verschleiern. Nur der unentwegte Vertreter des tschechischen Nationalismus, Dr. Kramár, vertritt die Zwecke des Staates unverhüllt. In einer Rede, die er Anfang September 1925 in Königgrätz gehalten hat, erklärte er, daß die Erhaltung des nationalen Charakters des tschechoslowakischen Staates ein Gebot der Friedensverträge sei. „Wir haben in den Friedensverträgen direkt von den Verbündeten den Auftrag bekommen,“ erklärte Kramár, „daß unser Staat national und tschechoslovakisch sein soll. Den Deutschen bieten wir nur solche sprachlichen Konzessionen, soweit sie die Minderheitsverträge zulassen. Unsere nationale Politik ist also eine direkte Folge des Geistes der Friedensverträge.“

Die politische und seelische Einstellung des Sudetendeutschums.

Das Sudetendeutschum hat sich schon im alten Oesterreich durch seine besonders scharfe nationale Politik ausgezeichnet. Hier war die Wiege des alldeutschen Gedankens, denn das Sudetendeutschum hat durch seine Jahrhunderte alten Erfahrungen mit den tschechischen Landesbrüdern sehr wohl empfunden, daß es einen wahren Frieden mit dem Tschechentum nicht gibt, da dieses seit je die deutschen Siedlungsgebiete als Teile seines Ausdehnungsgebietes betrachtet hat. Daher waren große Kreise des Sudetendeutschums in Oesterreich nicht schwarz-gelb, sondern schwarz-weiß-rot eingestellt, daher wollten sie auch einen scharfen Trennungsstrich zwischen sich und den Tschechen ziehen in Gestalt der sogenannten nationalen Abgrenzung Böhmens und Mährens. Der Weltkrieg fand das Sudetendeutschum auf seinem Posten, es kämpfte freilich nicht für das habsburgische Oesterreich, sondern für die

deutsche Sache schlecht hin. Heute ist es die Beute des tschechischen Staates geworden und kämpft einen Kampf auf Tod und Leben um Ehre und Bestand.

Als die deutschen Abgeordneten im Jahre 1920 das tschechoslowakische Parlament betraten, da haben dort die nationalen Parteien ihre Stellung zum neuen Staate ein für allemal in folgenden Sätzen festgelegt:

„Die tschechoslowakische Republik ist das Ergebnis eines einseitigen tschechischen Willensaktes und hat die deutschen Gebiete widerrechtlich mit Waffengewalt besetzt. Die deutschen Sudetenländer sind in der Tat um ihren Willen niemals befragt worden und das Ergebnis der Friedensverträge ist daher mit Beziehung auf sie die Sanktionierung eines Gewalt-, aber niemals eines Rechtszustandes. Wir erklären feierlich, daß wir keines dieser Gesetze als für uns verbindlich anerkennen. Für uns Deutsche, die wir an keiner Abmachung über die Errichtung dieses Staates Anteil hatten, sind seine Staats- und Regierungsform, sein Verhältnis zu uns und der Nationen zueinander, die staatsgrundgesetzlichen Rechte und Freiheiten seiner Bewohner und seine Stellung zu den übrigen Staaten Europas heute noch ungelöste Probleme und wir fordern, daß sie einzig und allein vom Gesichtspunkte wahrer Demokratie und ungehinderter nationaler Freiheit gelöst werden . . . Wir werden niemals die Tschechen als Herren anerkennen, niemals uns als Knechte in diesem Staate fügen.“

Auch die Deutschen Sozialdemokraten erklärten damals feierlich:

„In der Stunde, da wir das Parlament der tschechoslowakischen Republik betreten, um auch auf diesem Boden unseren Kampf für das Proletariat, für die soziale Demokratie und für den Sozialismus zu führen, erklären wir deutschen Sozialdemokraten feierlichst, daß wir an dem Selbstbestimmungsrechte unseres Volkes unverrückbar und unverbrüchlich festhalten.“

Somit waren sich alle Parteien klar, daß das Selbstbestimmungsrecht des sudetendeutschen Volkes die Grundlage ihrer Politik bilden müsse, jenes Selbstbestimmungsrecht, mit welchem der tschechoslowakische Staat unvereinbar ist. Es ist klar, daß die Tschechen nunmehr, nach Aufrichtung ihres Staates, von diesem Selbstbestimmungsrechte nichts mehr wissen wollen, obzwar sie es im alten Österreich auf ihre Fahnen geschrieben hatten. Ich will nur zwei Citate eines Mannes anführen, der noch heute in der tschechischen Politik eine wichtige Rolle spielt; es ist der jetzige Präsident der Republik Masaryk, dereinst F. F. österreichischer Professor an der Universität in Wien. Er gilt in weiten Kreisen als humanistisch gesinnter Mann, was ihn aber durchaus nicht gehindert hat, alle Unterdrückungs- und Drosselungsgesetze gegen die Deutschen mit seinem Namen zu unterschreiben. Am 31. März 1900 hielt er am Kongresse der von ihm gegründeten tschechischen Realistenpartei in Prag eine Rede, in welcher es heißt:

„Die tschechischen Politiker müssen entschieden national sein und mit der gleich entschiedenen nationalen Gesinnung des deutschen Volkes in den böhmischen Ländern rechnen. Wenn diese Länder ein selbständiges staatsrechtliches Ganze in historisch erhaltener Unteilbarkeit bilden sollen, könnte dies nur unter Zustimmung des deutschen Volkes, welches die böhmischen Länder bewohnt, geschehen. In den böhmischen Ländern mit neun Millionen Einwohnern gibt es nicht einmal doppelt so viele Tschechen als Deutsche. Wenn diese bedeutende deutsche Minderheit die staatsrechtlichen Forderungen der Tschechen nicht anerkennt, sind diese Forderungen bei der politischen und nationalen Situation in Mitteleuropa nicht zu verwirklichen; ein Staat, in welchem es so viele gesinnungstreue und in jeder Beziehung tüchtige Landesverräter gäbe, ist unmöglich. Die Verständigung mit unseren Landsleuten ist eine historisch gegebene Notwendigkeit. Die sachliche Grundlage des Vergleiches muß die Selbstbestimmung sein.“

Am 1. Januar 1919 sprach derselbe Mann in seiner Antwort auf die Neujahrswünsche des Präsidenten der Nationalversammlung also:

„Ich anerkenne das nationale Prinzip, ich anerkenne das Selbstbestimmungsrecht, aber bei den gegebenen administrativen Verhältnissen gibt es Grenzen, welche durch die nationale Mischung gegeben sind und die eine geradlinige Abgrenzung ausschließen. Es können sich geografisch die deutschen Minoritäten nicht vereinigen, es können sich nicht die tschechischen Minoritäten vereinigen; es bleibt nichts übrig, als daß sie vereinigt bleiben und gerade vom volkswirtschaftlichen Standpunkte. Es ist auch ein sichtbarer Unterschied in der Selbstbestimmung der Völker: Wir Tschechen und Slowaken sind bis auf kleine Minoritäten an den Grenzen die ganze Nation beisammen. Unsere Deutschen sind keine ganze Nation, sondern deren Kolonisationsavantgarde. Es ist nicht unsere Schuld, daß die Deutschen ihre erobersüchtigen Kolonisten nach Osten schickten und auch zu uns in unser Land. Dieser sprichwörtliche Drang nach Osten muß aufgehalten werden.“

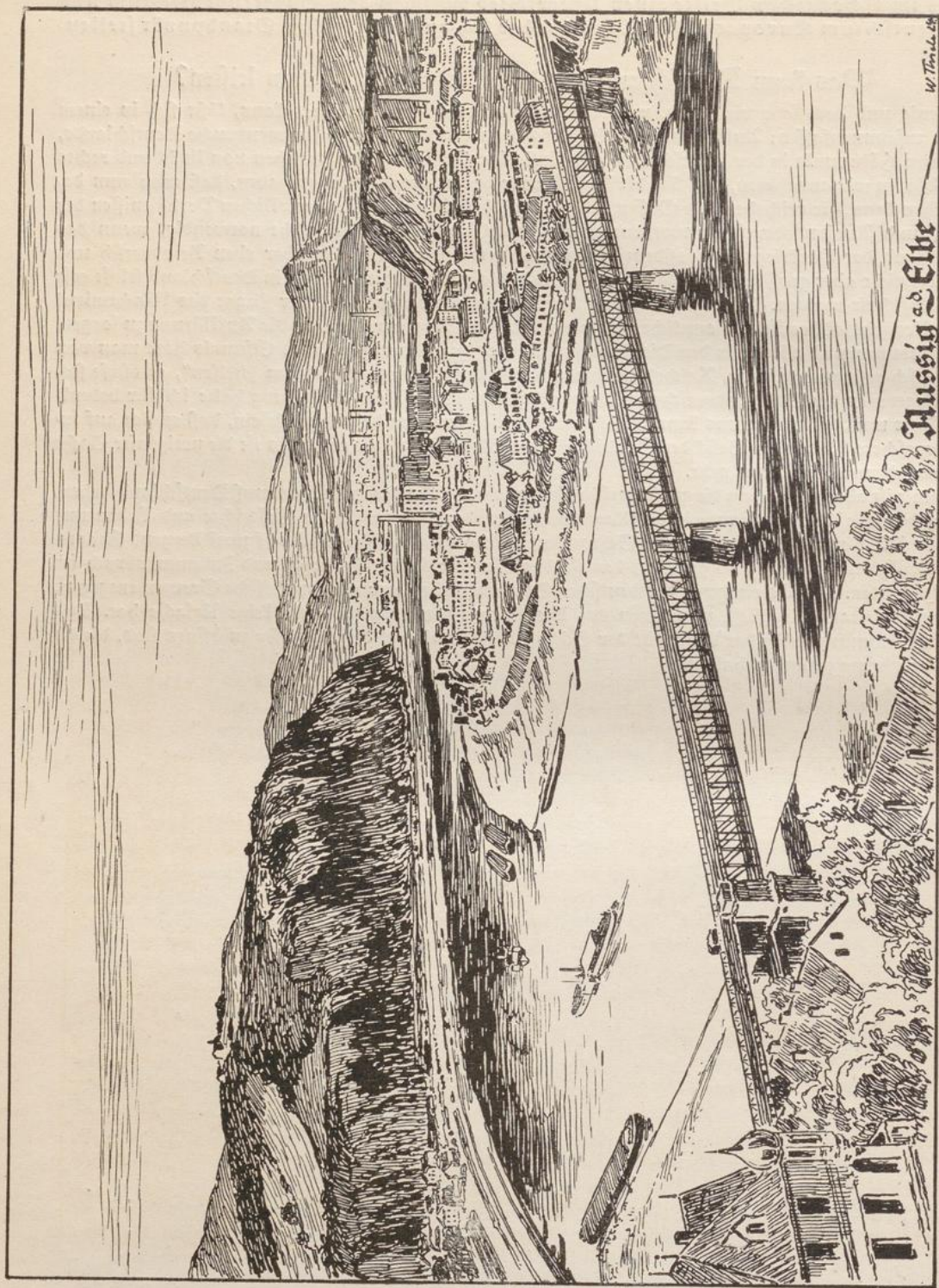
Jeder mag sich selbst ein Urteil bilden, wie sich die Auffassung Masaryks seit dem Umsturze gewandelt hat und was die Deutschen im tschechoslowakischen Staate zu erwarten haben, wenn dessen

Präsident solche Ansichten vertritt, die reichsdeutsche Öffentlichkeit möge aber erkennen, daß es im tschechischen Geiste einen Unterschied zwischen dem Sudetendeutschtum und dem Deutschtum Europas nicht gibt und möge sich auf den gleichen Standpunkt stellen.

Was kann Deutschland für das Sudetendeutschtum leisten?

Wenig und doch sehr viel! Das, was Deutschland heute für uns leisten kann, läßt sich in einem Worte zusammenfassen: Aufklärungsarbeit! Nach dem beispiellosen Zusammenbruche Deutschlands, der seinen Höhepunkt in der Wirtschafts- und Inflationskrise und den Putschen von links und rechts hatte, dürfen wir annehmen, daß sich die Verhältnisse heute soweit gefestigt haben, daß man nun daran gehen kann, die reichsdeutsche Öffentlichkeit zunächst einmal mit den wirklichen Verhältnissen der Grenz- und Auslandsdeutschen vertraut zu machen. Gewiß wäre dies nicht notwendig, wenn das Deutschland der Vorkriegszeit großdeutsch gerichtet gewesen wäre, da es aber eben kleindeutsch und staatllich, nicht aber großdeutsch gedacht hat, so muß diese Aufklärungsarbeit in Deutschland selbst erst jetzt nachgeholt werden. Dabei gehe ich von der Voraussetzung aus, daß der Staat das Machtmittel des Volkes sein soll, es ist also amtliche Sache der deutschen Regierungen, für die Aufklärung zu sorgen. Von staatswegen ist alles in den Dienst zu stellen, was dazu beitragen kann. Oftmals hört man von gut deutsch-gefinnten Leuten, Reichsdeutschland müsse dem Sudetendeutschtum „helfen“, es dürfe sich den Klagerufen der Sudetendeutschen nicht verschließen. Eine solche Auffassung halte ich für bedenklich. Nicht um „Hilfe“ für uns kann es sich handeln, sondern um das Bewußtsein, daß es sich auf sudetendeutschem Boden ein Stück der Geschichte Deutschlands selbst abspielt. Es ist die ureigenste Sache des Deutschums, um die es geht.

Damit ist aber auch schon die großdeutsche Frage entrollt. In ihrem Zeichen muß Deutschland stehen, soll das deutsche Volk wiederum jenen Platz einnehmen, der ihm nach seiner Geschichte und Bedeutung gebührt. Die hindernden dynastischen Schranken, welche das deutsche Volk auf zwei Duzend Staatsgebilde aufgeteilt hatten, sind gefallen, das ist das Gute, welches Weltkrieg und Zusammenbruch im Gefolge hatten. Der Vereinigung der deutschen Stämme stehen nur mehr politische Grenzen entgegen, auf deren Bestand Rücksicht zu nehmen das Deutschum Europas wahrlich keine Ursache hat. Das Selbstbestimmungsrecht der Völker ist der Schlüssel, mit welchem die Schlösser zu öffnen sind, die die Deutschen heute gefangen halten.



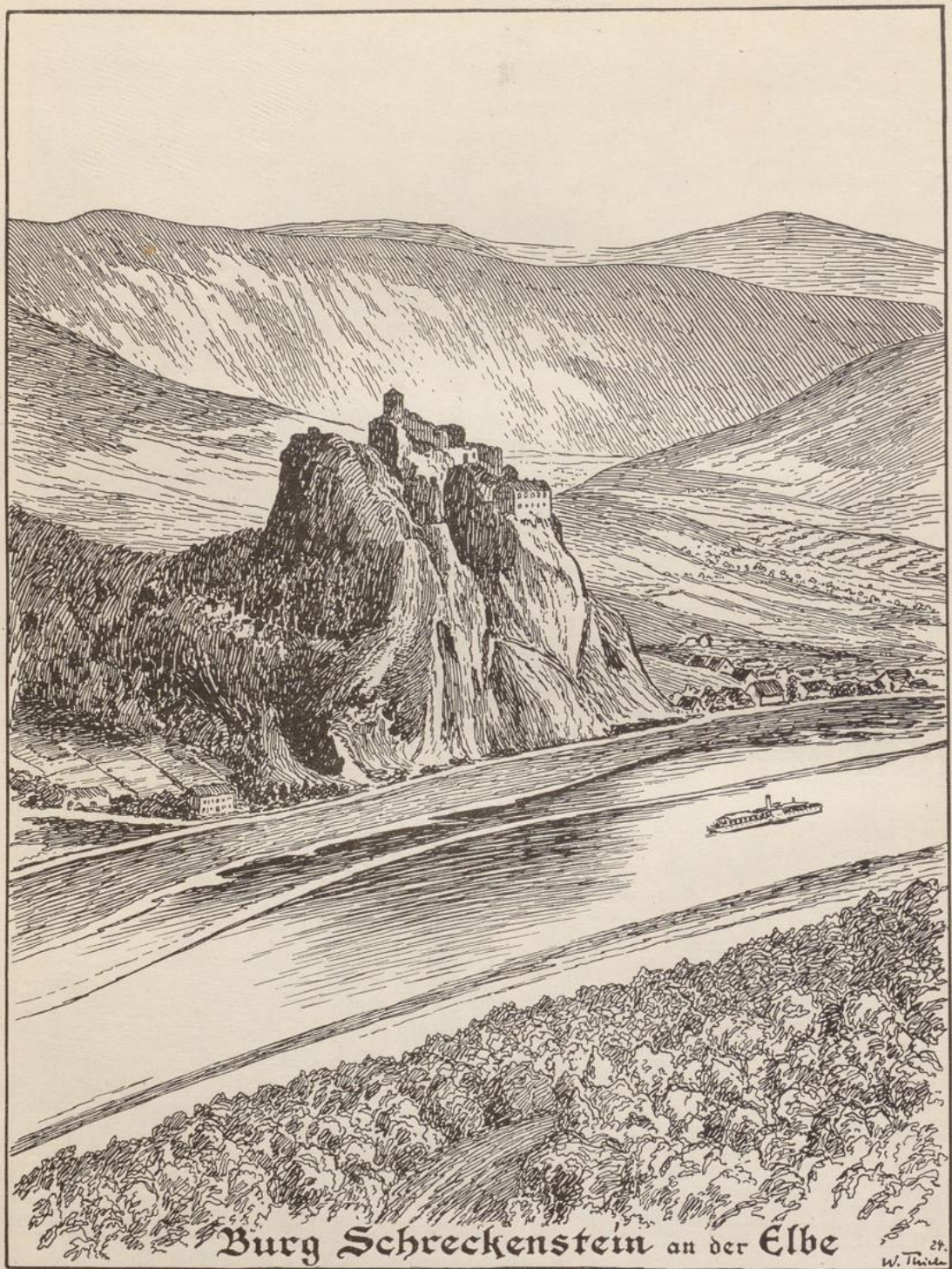
Aussig d. Elbe

W. Thiele del.



Eger

W. Thiele 24



Burg Schreckenstein an der Elbe

29.
W. Thiele

Die Zukunft / Von Franz Lüdtke

Der Weg ist dunkel und die Wolke grau,
Die schwer am Himmel über Deutschland hängt;
Der Sommerwind weht herbstlich wild und rauh,
Und unser Blick ist düster und umengt.

Wir sehen nichts . . . Kein Leuchten und kein Ziel,
Nach dem zu tasten sich's dem Wanderer lohnt . . .
Wir wissen nur, daß eine Krone fiel,
Und daß als Herrscher das Gemeine thront.

Wir spüren den Orkan, der uns zerschellt,
Den Wirbel, der beraubend uns umkreist;
Wir hören auch ein Lachen, das da gelst
Und unser Ohr und unser Herz zerreißt.

Und tausend Wunden bluten . . . bluten rot . . .
Und bluten . . . bluten ohne Unterlaß . . .
Ein Klopfen an der Türe? Pocht der Tod?
Die Leichenträger sind's: Leid, Grausen, Haß.

Ein schwarzer Sarg . . . ein letzter Rosenkranz,
Die Schollen poltern dumpf zur Litanei . . .
Und draußen jagt des Lebens Narrentanz — —
Drei Hände Sand! — Vorbei, vorbei, vorbei.

+ +
+

Ich lausche still. Und horch, ein altes Lied
Dringt aus der Grabesstätte weltempor,
Und eine leise, weiße Flamme glüht
Durch Todesdunkelheit und Wolkenflor.

Die Flamme wächst, es fährt der Sturm darein,
Er facht sie an, sie lodert, leuchtet, loht;
Und in dem brennend hellen Sonnenschein
Siegt Lebensglaube über Qual und Tod.

Kein Sterbelied — ein heiliger Gesang
Braust landhinein, ein Frühlingswunderweh'n;
Die Welt wird Blüte, Hoffnung, Licht und Klang . . .
Deutschland, mein Deutschland, du wirst auferstehn!

Deutsche Männer in großer Zeit

Ein feste Burg ist unser Gott / ein gute Wehr
und Waffen.

Luther.

*

Der Gott, der Eisen wachsen ließ / der wollte
keine Knechte!

Was ist des Deutschen Vaterland? / Ist's
Preußenland? Ist's Schwabenland? / Ist's
wo am Rhein die Rebe blüht? / Ist's, wo am
Belt die Möve zieht? / O nein, nein, nein /
sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des Deutschen Vaterland? / So nenne
mir das große Land! / So weit die deutsche
Zunge flingt / und Gott im Himmel Lieder
singt! / Das soll es sein / das, wackerer Deutscher,
nenne dein!

Wer ist ein Mann? Wer beten kann / und
Gott dem Herrn vertraut / wenn alles bricht, er
zaget nicht / dem Frommen nimmer graut.

Dies ist der Mann, der sterben kann / für Gott
und Vaterland / er läßt nicht ab bis an das Grab
/ mit Herz und Mund und Hand.

Ernst Moritz Arndt.

*

Du gabst uns ja dies schöne Land / das schöne
deutsche Vaterland / du gabst uns ja den freien
Mut / erhalt auch rein das deutsche Blut! / Der
Lüge fern, der Gleisnerei / einfältig laß uns still
und treu / im Staube Fürst und Untertan: /
herr Gott, herr Gott, wir beten an / wir hoffen
auf dich, lieber Herr / in Schanden laß uns
nimmermehr! Amen!

Ihr in Schlössern, ihr in Städten / welche
schmücken unser Land / Aekersmann, der auf den
Beeten / deutsche Frucht in Garben band / traute
deutsche Brüder, höret / meine Worte alt und
neu: / Nimmer wird das Reich zerstöret /
wenn ihr einig seid und treu!

Max von Schenkendorf.

Ihr Sterne, seid mir Zeugen / die ruhig nieder-
schaun: / wenn alle Brüder schweigen / und
falschen Götzen traun / ich will mein Wort nicht
brechen / und Buben werden gleich / will pre-
digen und sprechen / von Kaiser und von Reich.

Max von Schenkendorf.

*

Doch! Wir sehn's am Aufschwung unsrer
Jugend / in des ganzen Volkes Heldengeist: /
Ja! es gibt noch eine deutsche Tugend / die all-
mächtig einst die Ketten reißt / Wenn auch jetzt
in den bezwungenen Hallen / Tyrannei der Frei-
heit Tempel bricht: / Deutsches Volk, du konntest
fallen / aber sinken kannst du nicht!

Theodor Körner.

*

O Herr, vom Schweren kann nur Schweres
lösen / und wir sind schwerknecht in unserm
Staube! / O eile du, die Kraft uns einzustößen
/ zum Auferstehn! Laß nicht dem Sturm zum
Raube / uns werden in der Rettung Sturmge-
tösen / Panier sei Hoffnung, unser Schild dein
Glaube!

Friedrich Rückert.

*

Die alte Welt mit ihrer Herrlichkeit und Größe
sowie mit ihren Mängeln ist versunken durch die
eigene Unwürde. — Es ist daher kein Ausweg:
wenn ihr versinkt, so versinkt die ganze
Menschheit mit, ohne Hoffnung einer einstigen
Wiederherstellung.

Sichte, Reden an die deutsche Nation.

*

Wenn heut ein Geist herniederstiege / zugleich
ein Sänger und ein Held / ein solcher, der im
heil'gen Kriege / gefallen auf dem Siegesfeld /
der sänge wohl auf deutscher Erde / ein scharfes
Lied wie Schwertesstreich / nicht so, wie ich es
künden werde / nein, himmelskräftig, donner-
gleich!

Ludwig Uhland.

*

Deutschland, Deutschland über alles / über alles
in der Welt / wenn es stets zu Schutz und
Truge / brüderlich zusammenhält.

Hoffmann von Fallersleben.

Wachet auf! ruft euch die Stimme / des
Wächters von der hohen Zinne / wach auf, du
weites deutsches Land! / Die ihr an der Donau
hauset / und wo der Rhein durch Felsen brauset
/ und wo sich türmt der Düne Sand: / Habt
Wacht am Heimatsherd / in treuer Hand das
Schwert / jede Stunde! / Zu scharfem Streit /
macht euch bereit! / Der Tag des Kampfes ist
nicht weit!

Wann doch, wann erscheint der Meister / der,
o Deutschland, dich erbaut / wie die Sehnsucht
edler Geister / ahnungsvoll dich längst geschaut:

Eins nach außen, schwertgewaltig / um ein
hoch Panier geschart / Innen reich und vielge-
staltig / jeder Stamm nach seiner Art.

Lass mich's einmal noch vernehmen / lass
mich's einmal, Herr, noch sehn! / Und dann will
ich's ohne Grämen / unsern Vätern melden gehn.

Emanuel von Geibel.

Und schauen auch vom Turm und Tore / der
Feinde Wappen jetzt herab / und rissen sie die Tri-
kolore / mit wüster Faust von Kreuz und Grab;

Und müßten wir nach diesen Tagen / von Herd
und Heimat bettelnd gehn / wir wollen's nicht zu
laut beklagen / mag, was da muß, mit uns geschehn!

Ein Wehe nur und eine Schande / wird bleiben,
wenn die Nacht verschwand / daß in dem eignen
Heimatlande / der Feind die Bundesheifer fand;

Daß uns von unsern eignen Brüdern / der
bitter Stoss zum Herzen drang / die einst mit
deutschen Wiegenliedern / die Mutter in den
Schlummer sang;

Die einst von deutscher Frauen Munde / der
Liebe holden Laut getauscht / die in des Vaters
Sterbestunde / mit Schmerz auf deutsches Wort
gelauscht.

Einst kommen wird das frische Werde / das
auch bei uns die Nacht besiegt / der Tag, wo diese
deutsche Erde / im Ring des großen Reiches liegt.

Theodor Storm.

Und wenn die Welt voll Teufel wär'
Und wollt' uns gar verschlingen,
So fürchten wir uns nicht so sehr,
Es soll uns doch gelingen!

Wohlauf, ihr Jungen, werdet stark und meidet
weiche Hüllen / Laßt eure Glieder sich mit Mark,
mit Blut die Adern füllen / Hängt eure Herzen
nicht an Tand, mag er auch lockend gleißen /
denn Männer braucht das Vaterland / die stark
und fest wie Eisen!

Julius Sturm.

Deutsch sei dein Geist, dein Lied, dein Wort /
dein Volk, dein Stolz und höchster Hohn / und
deutsch, was droh'n und kommen mag / dein
Herz bis zu den letzten Schlag!

Selig Dahn.

Und sollte zu Gottes Armenhaus / die deutsche
Erde werden — / wir stellen den letzten Jungen
heraus / und opfern die letzten Herden / Wir
haben schon einmal rotes Gold / für graues
Eisen gegeben / und wenn es am Letzten mangeln
sollt' / so läßt sich vom Sterben leben.

Nun muß ich oft in tiefer Nacht das Ohr /
leis zu der dunklen deutschen Erde neigen / und
lauschen, lauschen in das ew'ge Schweigen / in
das sich tausendjähr'ger Lärm verlor / Mir ist,
ich hör' der Toten Herzen schlagen / die halber-
weckt von unsern großen Tagen / die Aufer-
stehung deutschen Volkes wittern / und von dem
Hauch der Ewigkeit erzittern / als habe Gott der
Herr ins deutsche Land / den eh'rnen Engel des
Gerichts gesandt.

Walter Sier.

Nicht Gott hat unser Volk, sondern unser Volk
hat Gott verlassen. Wir Deutsche aber haben
nach unsrer ganzen Wesensart und Geschichte
ohne Gott keine Zukunft!

Das Auf und Nieder, der Anfang oder das
Ende eines Volkes hängt nicht ab von dem, was
es äußerlich kann, sondern was es innerlich will!
Nicht die Quantität des Könnens, sondern die
Qualität des Willens gibt den letzten Ausschlag.

Hof- und Domprediger D. Doebring-Berlin.

Dem deutschen Knaben!

Von Paul Warneke

Sieh' das ist dein Vaterland!
Lern' es lieben, deutscher Knabe!
Seine Kraft, die stolze, schwand,
Seine Größe ging zu Grabe.

Arm und elend liegt es da,
Seine Schönheit brach in Scherben —
Wer es groß und herrlich sah,
Möchte sterben und verderben!

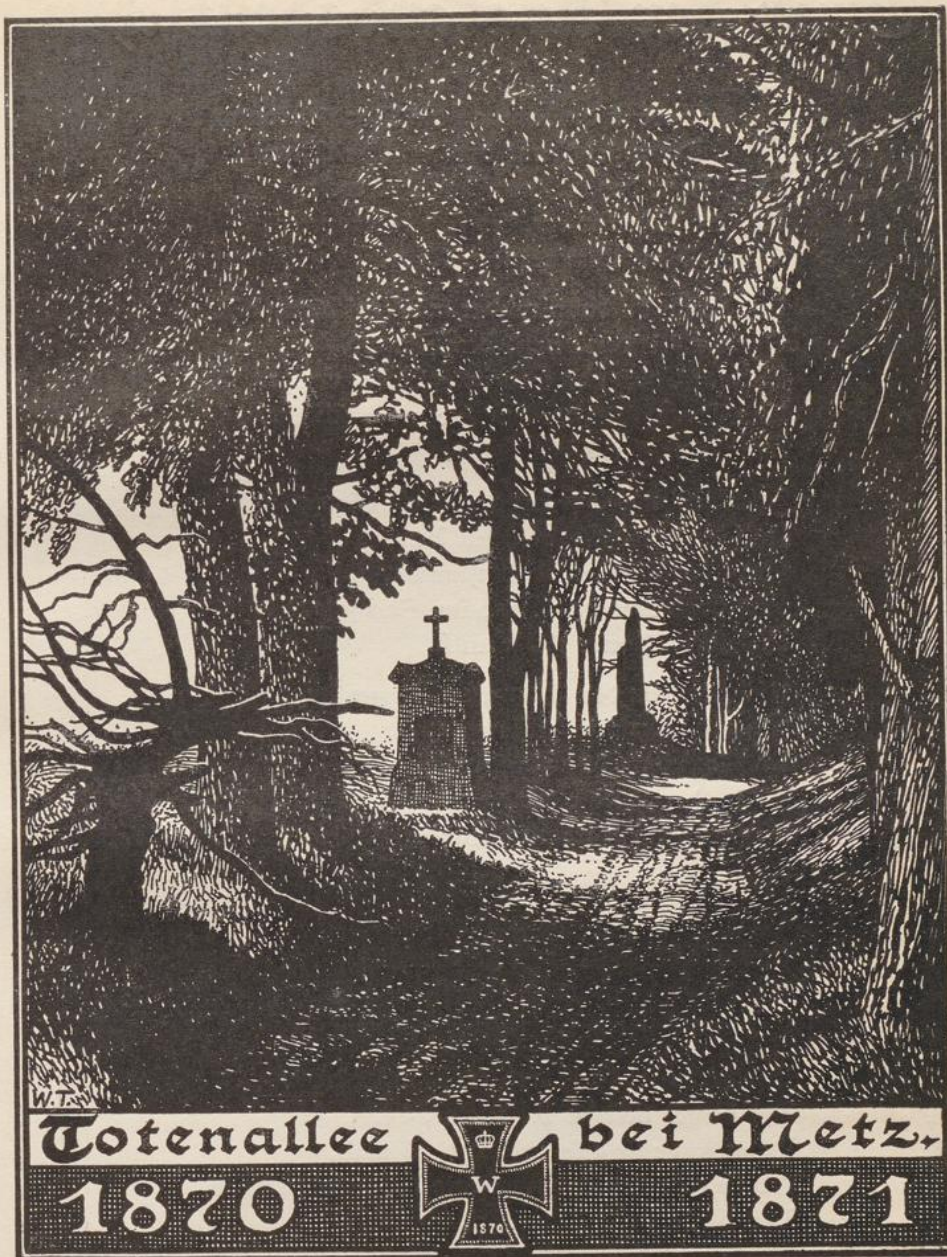
Wie glänzte dieses Reich
Über Länder, über Meere!
Keines war dem deutschen gleich,
Keins an Fleiß, an Macht und Ehre.
Spät geerntet, früh gesät,
Arbeit auf den goldnen Feldern,
Hoher Dome Majestät,
Dorf und Stadt, umrauscht von Wäldern.

Wie haben wir's geliebt
In der Freude seligen Tagen!
Nun, da all sein Glück zerfliehet,
Sollten wir es feig verklagen?
Nein, dem wir in stolzer Zeit
Unser heißes Herz verschrieben,
Tausendfach in seinem Leid,
Knabe, wollen wir es lieben!

Treue wollen schwören wir
Diesem Land, das uns geboren;
Jeder Pulsschlag hämmre dir
In das Herz, was wir verloren!
Jedes Dorf soll, jede Stadt
Heute und in künftigen Tagen,
Jeder Baum und jedes Blatt
Der verlorenen Brüder klagen!

Wohl noch eine lange Frist
Blutet strömend Deutschlands Wunde.
Aber, der du jung noch bist,
Einmal kommt für dich die Stunde;
Einst, ob spät sie kommt, ob bald,
Sollst du ihrem Weckruf lauschen,
Wenn zum grünen Wasgenwald
Braust des deutschen Frühlings Rauschen.

Vaterland, das heilige Land,
Lern' es lieben, deutscher Knabe!
Wieder um die Felsenwand
Gleicht der sagendunkle Rabel
Lausche alter Herrlichkeit,
Höre hoher Väter Taten!
Rüste dich zur Erntezeit —
Säe Saaten, säe Saaten!



Wenn auch noch tief versunken
 Die alte Herrlichkeit,
 In Aschen glimmt ein Funken —
 Wir wecken ihn zur Zeit.

Es kommt ein Tag der Rache
 Für aller Sünder Haupt,
 Dann sieget Gottes Sache;
 Das schauet wer geglaubt.

Mar. von Schenkendorf.

Gruß der Auslandsdeutschen

Und wenn du dann an die Nordsee kommst,
Dann grüß' uns das deutsche Meer,
Das Meer, das die deutsche Ehre deckt
Und die Toten wiegt, bis sie wieder weckt
Ein Held in schimmernder Wehr.

Und wenn du dann wieder in Deutschland bist,
Dann grüße den heimischen Strand,
Und sag', daß uns trauernde Liebe bewegt
Und Treue, so lange das Herz noch schlägt,
Zu ihm, unsrer Väter Land.

Ja, grüß' uns das Land, wie ein Garten so schön,
Und der Städte friedlichen Rauch,
Ein jedes Werk, wo der Hammer hallt,
Und grüß' uns das Grab im Sachsenwald
Und die blühende Heide auch.

Und siehst du den Alten von Tannenberg,
So grüß ihn mit Herz und Hand,
Und sag' ihm, du wärest weit gereist,
Doch überall lebe der deutsche Geist
Und wachte im fremden Land.

Und wenn du dann wieder am Rheine stehst,
Dann grüße den heiligen Strom
Und alle die Gräber in Feindesland,
Wo die besten schlafen in welschem Sand,
Und grüß' uns den deutschesten Dom.

Und wenn du dann auf der Brücke stehst,
Auf der Brücke zu Köln am Rhein,
Dann frage sie alle, rheinauf, rheinab,
Ob sie träumen wie wir, vom dröhnenden Trab,
Der Rosse, nach Frankreich hinein.

Wir grüßen, was stark und edel blieb!
Wir tragen das deutsche Weh,
Und harren und hoffen immerdar
Von Stunde zu Stunde, von Jahr zu Jahr,
Wir Deutschen über der See.

Karl Krebs, Santiago de Chile.

Salpetersaß ist unser Markstein,
Laß dießsa Kraft und dießsa
Wille dießsa wieder den Fluß
zwängen werden, der sich in
der Welt ergießt.
von Spindenberg

Du sollst an Deutschlands Zukunft
glauben,
An deines Volkes Auferstehn.
Laß diesen Glauben dir nicht rauben,
Trotz allem, allem, was geschehn.
Und handeln sollst du so als hinge
Von dir und deinem Tun allein
Das Schicksal ab der deutschen Dinge
Und die Verantwortung wär' dein.

Johann Gottlieb Sichte

Nachdruck verboten

Von diesem Werk wurde eine besonders schöne Ausgabe auf holzfreiem Karton in Ganzleinen-Einband mit Goldschnitt hergestellt / Die Bilder sind einseitig gedruckt, der Text in zwei Farben

Copyright 1925 by*) Fr. Zillesen (Heinrich Beenken), Berlin

*) Ohne diese Anmerkung in englischer Sprache ist geistiges Eigentum in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika vogelfrei

Gedruckt in der Buchdruckerei Gutenberg (Heinrich Beenken), Berlin C. 19, Walfstraße 17/18

UB Paderborn



Ø3 MQ11537



GHP: 03 MQ11537

P
03

6

A

MQ
11 537